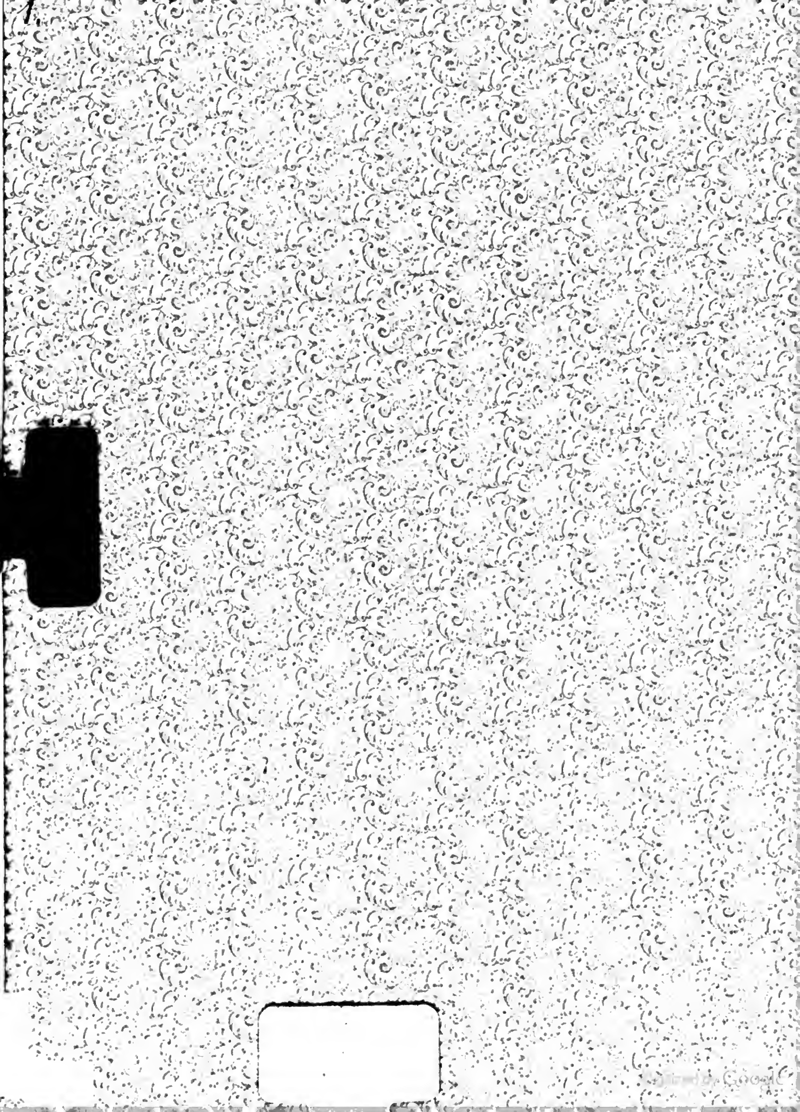


Hohentwiel und Ekkehard in Geschichte, Sage und Dichtung

Karl Friedrich Weiss, Wilhelm Weiss,
Otto Hertel, Karl Jauslin



1. Name

Hohentwiel und Ekkehard

in Geschichte, Sage und Dichtung

Von

Dr. Karl Weiss

Mit circa 100 Illustrationen in Autotypiedruck nach Original-Kompositionen von
Karl Jauslin und **Otto Hertel**
und photographischen Aufnahmen von **Wilhelm Weiss**



St. Gallen und **Leipzig**
Wiser & Frey, Verlags-Anstalt Merkur
1901



Buchdruckerei Merkur (Wiser & Frey), St. Gallen.

Dem Andenken

Joseph Viktor von Scheffel

dem

Dichter des „Ekkehard"

gewidmet.





Geleitwort.

Was soll dies Buch? Denjenigen, der es zur Hand nimmt, soll es begeistern für ein schönes Stück deutscher Erde, für urwüchsige Poesie, ihn bekannt machen mit dem Schauplatz des „Ekkehard", dem burgenreichen Hegau und dem sagen- und poesieumwobenen Hohentwiel, endlich ihn einführen in die geheimnisvollen Schönheiten klassischer Volksdichtung.

Neben manchen wichtigen Ereignissen auf Twiel erzählt es von Hadwig und Ekkehard, was die Geschichte von ihnen weiß, um dann diese jedem Gebildeten liebwerten Personen im Glanze Scheffelscher Poesie zu zeigen. Es schildert die mit allen Reizen der Natur ausgestattete Landschaft und besonders eingehend jene Orte, die dem engern Hegau angehören oder mit „Ekkehard" in innigem Zusammenhang stehen. Darum durfte auch ein „Gang nach dem Wildkirchlein" nicht unterlassen werden. Alpenluft thut immer gut, besonders den Menschen der Niederung. Das fühlte auch der Verfasser. Er selbst ist ein Kind des Hegaus. Dort verträumte er seine Jugendjahre, und in fröhlichen Vakanztagen streifte er viel herum auf der Hegaugipfel sonnigen Höhen. Besonders auf den Trümmern des Twiels hatte er sich eingenistet wie ein Zugvöglein, das wieder seine Heimat gefunden. Dann lauschte er Großmütterchens Sagen und alten „Mären", des Großvaters schaurigen

Kriegsgeschichten. Es war eine schöne Zeit, wohlthuend wie ein klarer Frühlingstag. Schon längst ist sie entschwunden. Der Knabe ward zum Mann. Und wenn später sein ernster Beruf ihm einmal eine Stunde der Muse bot, dann flüchtete sich sein Denken in die Kinderjahre zurück, in jenen Paradiesgarten, aus dem ihn der Sturm des Lebens vertrieben hat. Vor seinem Auge stand die einstige Heimat, der Felsenberg Twiel, der große Prediger irdischer Vergänglichkeit, und aus ihm heraus wuchs jener jugendschöne Mönch Ekkehard, die Worte auf den sprechenden Lippen „Was ist Glück?" und der es dann fand in ernster Thätigkeit und treuer Pflichterfüllung gegen Gott und die Menschen. Des sturmgeprüften Mönches wegen wurde ihm der Lieblingsplatz der Jugend noch wertvoller. In trüben Wintertagen, um sich selbst zu erheitern, bannte er dann die Erinnerungen in lebendiges Wort. So ward dies Buch.

Karl Jauslin, der treffliche Meister historischer Illustrationen, hat die Gestalten des „Ekkehard" in geschichtlich treuer Weise festzuhalten gesucht, Otto Hertel, ein talentvoller Künstler, streute in das oft von wuchtigem Ernst und menschlicher Gewalt zeugende Wort liebliche Landschaftsbilder und duftige Blumen, und was der Stift der Künstler nicht fixierte, das that die Kamera mit feinem Empfinden. Kein Lieblingsplatz des Hohentwielwanderers blieb so ohne Bild.

Unser Goethe sagt an einem Orte: „In der menschlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen zu allem, was wir sehen, Worte zu finden, und fast noch lebhafter ist die Begierde, dasjenige mit Augen zu sehen, was wir beschrieben hören — — Jeder bildende Künstler ist uns willkommen, der eine beschriebene Gegend uns vor Augen stellt, der die handelnden Personen eines Romans oder eines Gedichtes, so gut er es vermag, sichtlich vor uns handeln läßt. Ebenso willkommen ist aber auch der Dichter, der durch Beschreibung in eine Gegend uns versetzt, er mag nun unsere Erinnerung wieder beleben oder unsere Phantasie aufregen, ja wir erfreuen uns sogar, mit dem Buch in der Hand eine wohlbeschriebene Gegend zu durchlaufen, unserer Bequemlichkeit wird nachgeholfen, unsere Aufmerksamkeit wird erregt, und wir vollbringen unsere Reise in Begleitung eines unterhaltenden und unterrichtenden Gesellschafters." So spricht der Dichter. Solcher Meinung

war auch der Verfasser, und was er geschrieben hat, ließ er drucken zu anderer Nutz und Frommen. Und wenn es ihm gelungen, dem klassischen Dichterwerke „Ekkehard" neue Freunde, dem sagenreichen Hegau, dem sturmgewaltigen Twiel noch mehr Bewunderer zu werben, dann ist der Zweck seines Buches erfüllt.

Und nun fahre aus! Schmuckvoll und vornehm, fast glänzend ist dein Gewand, doch der Geist, den du atmest ist einfach und bescheiden und volkstümlich auch, trägst du doch den Namen des volkstümlichsten aller deutschen Dichter auf deinem Widmungsblatte.

Wo du ein Haus findest, in dem die Freude an Gottes herrlicher Natur noch nicht verkümmert ist und echte Poesie gepflegt wird, da klopfe an. Nimmer wird dir da der Eintritt versagt bleiben. Viele werden nach dir greifen, manchen wirst du ein Freund, Besuchern der denkwürdigen Stätten eine bleibende Erinnerung werden.

Darum fahr' wohl!

Hohentwiel, im Oktober 1900.

Karl Weiß.


HADEWIG



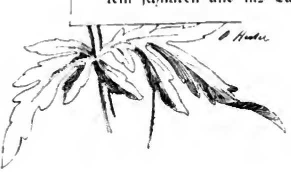
Hohentwiel und Ekkehard.

Ein Felsenberg, von Trümmern überragt,
Steil aufgetürmt am herrlichsten der Seen,
Gigantisch hinter ihm die Alpen stehen,
Um deren Stirn der Sturm die Wolken jagt.

Noch immer auf dem öden Felsen klagt,
Von dieses Daseins Weilen und Vergehen
Und heißer Liebe bittersüßen Wehen,
Sankt Gallens Mönch, das Herz von Gram
zernagt.

E. Paulus

Hohentwiel und Ekkehard! Zwei Namen von herrlichem Klang, von denen man den einen nicht aussprechen kann, ohne des andern zu gedenken. Und hört man sie, so erhebt sich vor unserm geistigen Auge der Hohentwiel, gewaltig und kühn, sein finsteres Haupt bis zum Himmelsgewölbe reckend — und vor die Sinne tritt jene hohe Frau, die Schwabenherzogin Hadwig und der jugendschöne Mönch Ekkehard, den sie „aus des heiligen Gallus Klosterfrieden entführte, um auf ihrem Klingsteinfelsen am Bodensee klassischen Dichtern eine Stätte sinniger Pflege zu bereiten". Dann kommt über uns eine Sehnsucht, packt uns mit innerer Gewalt, zieht uns hin zu jenem klassischen Orte und läßt uns nicht los, bis wir in fröhlichen Wandertagen das Ränzlein schnüren und ins Land der Dichtung fahren.



Hohentwiel ist schön, und das Schöne in der Welt wird nimmer verachtet, besonders wenn es eine Stätte ist, welche durch den Aufenthalt liebwerter Personen geweiht worden ist. So wandern denn heute Tausende in den schönen Hegau, zur Felsenburg Hohentwiel.

Nicht immer war es so.

Um des bloßen Vergnügens willen kamen einstens nur wenige Leute nach Twiel. Mönche verrichteten dort ihre Andacht und lebten der Beschaulichkeit, kecke Ritter und beutelustige Krieger hatten auf der Höhe ihre Wohnung. Und war nicht Jahrestag des heiligen Georg, fanden nicht rauschende Feste mit Gastmählern und Trinkgelagen statt, so sah man fremde Gäste selten. Noch fiel es niemand ein, den Berg der Aussicht und Naturschönheit wegen zu besteigen, und ausflugslustig wie heutzutage war man auch noch nicht. Sinn und Verständnis für Naturschönheit fehlte. Die Volkssage bevölkerte die Höhen mit menschenfeindlichen Geistern; die Felsenkolosse wurden selbst zu Teufelssteinen, und wehe dem, der dieselben ohne Grund bestieg. Dem Volke graute vor solchen Stätten.

Da kam das Licht der Aufklärung, vor seinen Strahlen zerrissen die Nebel des Aberglaubens, die Geister flüchteten sich in die Berge hinein, und sonnenhell stand die Landschaft, ihre zauberische Schönheit offenbarend. Das achtzehnte Jahrhundert, das dem Menschen viel Erfreuliches brachte, öffnete ihm auch das Auge für die Herrlichkeit und Schönheit der Natur.

Othmar Schönhuth, der eifrige Seelsorger von Twiel, wies als erster auf die Schönheit des Hegaus hin, und Hohentwiel besang er in vielerlei Weisen, die Anklang fanden im Herzen des Volkes. Zudem hatte man die Schuhe des Weltbürgertums eben ausgezogen, dachte wieder nationaler und erinnerte sich mehr denn je der Männer, die mit starker Hand und kühnen Thaten des Vaterlandes Güter schützten.

Ein solcher Mann war Konrad Widerholt, der in drangsalvoller Zeit dem Fürstenhause unvergleichliche Treue hielt. Wie ein Winkelried den Schweizerknaben immer von neuem zum Gelübde der Tapferkeit und Treue anspornt, so entflammt das Herz des vaterländisch gesinnten Schwaben zu edlem Thun beim Namen eines Widerholt.

Und waren es erst nur seltene Gäste, welche sich auf der Bergeshöhe einfanden, allmählich wurden es immer mehrere, bis sie endlich scharen-

weise dem luftigen Ziele zupilgerten. Galt es doch das Gedächtnis Widerholts zu feiern. Mit wehenden Fahnen scharten sich dann die Gesellschaften um das erzgegossene Standbild Widerholts, und in feierlichen Chören wurde den Manen des furchtlosen Kriegers die schuldige Achtung gezollt. Diese Hohentwielfahrten sind für die Schwaben Tradition geworden, und jährlich, wenn die Natur in herrlichster Blüte prangt, ziehen sie hinauf, um dem wackern Landsmann neuen Gruß zu entbieten.

Nebenbei bewunderte man auch die herrliche Aussicht — den überraschenden Alpenanblick, lenkte dann sein Auge auf die Trümmer der größten Burgfeste Deutschlands, dachte an die Greuel des dreißigjährigen Krieges, an den infamen Verrat der Festung und ihre gewaltsame Zerstörung. —

Daß einstens auch ein Mönch Ekkehard da oben geweilt und die Schwabenherzogin Hadwig seinen gelehrten Worten gelauscht habe, von dem wußten die Leute nichts mehr; nur einige wenige, geschichtskundige Gelehrte, hatten vom Dasein eines solchen Paares Kenntnis, dem Volksbewußtsein war dasselbe entschwunden.

Es sollte anders werden.

Im April des Jahres 1854 war es, als ein Wanderer nach Twiel kam: ein schmächtiger, blonder Mann, das feine Antlitz umrahmt von schlichtem, kurzgeschnittenem Haar, die merkwürdig sprechenden Augen bewaffnet mit goldener Brille, der fein geschnittene Mund umspielt von allerlei humoristischen Linien.

Für einige Wochen siedelte er sich auf dem Berge an, und im Schultzenhofe war er bald heimisch, lebte stillvergnügt und einsam, saß bald über alten Mönchschroniken, besonders den Casus St. Galli, durch deren „knorrige und doch dichterisch verbrämte Sprache" er sich angezogen fühlte, bald kletterte er von Trümmer zu Trümmer, erspähte jeden Winkel der Burg, verkehrte mit dem Landmann auf dem Felde, als wär' dieser ein Verbündeter von ihm, flog dann und wann aus nach Hohenkrähen und Stoffeln und saß wiederum tagelang in einfacher Stube und öfters auch im Schatten der Linde und — schrieb.

Die Leute schüttelten oft den Kopf über ihn. Sie wußten nicht, worüber dieser stille Mann so viel zu schreiben habe; er selbst offenbarte ihnen nichts, doch schrieb er darüber einem Freunde: „Ich habe vergangenen Winter Studien gemacht aus den Anfängen deutscher Geschichte,

's hat eine rechtshistorische Abhandlung geben sollen — und jetzt sitze ich auf dem einsamen Bauernhof am Fuße der Trümmer von Hohentwiel, um die Eindrücke dieses Winters in Form eines Romans — einer Geschichte — oder einer beliebigen Erzählung los zu werden. Was daraus hervorgeht, kann ich des nähern selbst noch nicht bestimmen, der Bodenseeluft, den Alpen im Hintergrund, dem Wehen des Frühlings muß überlassen werden, was aus dem Ei herausschlüpft."

Was die „Bodenseeluft" in ihm reifte, das hatte er niedergeschrieben; dann packte er seine Sachen zusammen und nahm Abschied. Doch bevor er zu Thal ging, schrieb er ins Fremdenbuch des Schultheißen Pfizer einige Verse, humoristisch beleuchtend, was er in ernster Künstler- und Denkerarbeit geschaffen hatte.

„Was tönet in nächtiger Stunde
Gespenstisch vom hohen Twiel?
Es sitzen zwei auf dem Turme
Im Mondschein und lesen Virgil.

„Den unsäglichen Schmerz zu erneuen
Gebeutst du, o Königin, mir," —
So flüstert's in klagenden Lauten,
Der Wind verweht's im Revier.

Herr Ekkehard ist's von Sankt Gallen,
Hell glänzt sein mönchisch Gewand,
Gegenüber Frau Hadwig, die stolze,
Die Herrin in Schwabenland.

Sie nahm einst vor tausend Jahren
Lateinischen Unterricht;
Da däucht ihr des Lehrers rot Mündlein
Viel schöner als alles Gedicht.

Sie lasen nicht weit in dem Buche,
Es hat sich so wonnig geträumt,
Jetzt müssen die Geister vollenden,
Was die Lebenden fröhlich versäumt.

Drum, wen der Herr im Grimme
Zum Mönch und Professor gemacht,
Der führe sich das zu Gemüte
Und nehme sich besser in acht!"

Der Dichter selber knüpft an das Gedicht folgende urgelungene Erzählung: „Wie der alte Schultheiß aber vorstehenden Eintrag gelesen, schüttelte er sein runzelgefurchtes Haupt, schlug auf die Buxbaumdose, trank einen Schluck Bergwein und sprach: „Ich weiß gar net, was der jetz do will mit seim Geschreibs. Sitz ich doch schon dreißig Jahr auf dem Twieler Berg und hab zeitlebens noch keinen lateinischen Jammer von der Festong herunter tönen g'hört. Und von St. Gallen ist noch nie einer droben gesessen als der Herr Apotheker Wagemann, und von einer Frau Hadwig ist gar nichts auf dem Schultheißenamt bekannt. — 's muß also mit dem Herrn doch nicht ganz richtig sei, — mei Tochtermann hat's schon lang g'sagt!"

Der alte Schultheiß und dessen Tochtermann sind seither gestorben; aber das Zimmer, welches der einsame Gast bewohnte und den Sitz auf dem Altan zeigt man heute noch, von welchem er den Blick über den Bodensee zum Säntis träumerisch schweifen ließ, als er die Schatten Ekkehards und Hadwigs mit der Zauberkraft eines Poeten bannte.

Jener Herr war niemand anders als der jugendliche Dichter Joseph Scheffel, ein fahrender Scholar, der die Natur und ihre Höhen liebte; doch der Menschen Neid und Haß und tiefes Herzeleid schon genug empfunden hatte. Nicht lange nachher finden wir ihn auf dem „Wildkirchli" beim Säntis, welches er noch im September desselben Jahres besuchte. In der frischen Bergluft, unter natürlich einfachen Menschen — beim Aescherwirt — suchte er Gesundung seiner Seele, holte sich aber auch die Kraft zur glücklichen Vollendung der angefangenen Dichtung. „Dort oben, wo der ‚alte Mann' in seiner Berggewaltigkeit dem Poeten ins Konzept schaut, wo die Abgründe gähnen, der Donner zwölffältig durch die Schluchten rollt und der Lämmergeier in einsam stolzen Kreisen dem Regenbogen zufliegt, dort muß einer etwas Großes, Kerniges, Bärenmäßiges singen, oder reuig in die Kniee sinken wie der verlorene Sohn und vor der gewaltigen Natur bekennen, daß er gesündigt."

Und aus seiner Dichtung ist wirklich etwas „Großes, Kerniges" geworden. Der Dichter selbst hat es gefühlt. Was seine Brust durchwehte, was er da droben suchte, sagen uns die stimmungsvollen Verse, die später unter dem Titel „Ekkehard" bekannt geworden sind.

„Mich trieb's herauf vom Hohentwiel,
Zu mächtiger Höhe zu weilen,
Am Säntis in würziger Alpenluft
Die kranke Seele zu heilen.

Wildkirchlein, sei mir ernst gegrüßt,
Im Felsengeklüfte verborgen,
Hier oben hab' ich den Trübsinn verlernt
Und des Herzens quälende Sorgen.

Nun mag ich wieder mit klarem Aug'
Am Blick des Thales mich laben,
Hernieder wallt zu dir mein Gruß,
Frau Hadwig, Herrin in Schwaben.

Es grüßt dich ja Waltharis Lied
Von Ekkehard, dem Verbannten:
„Ja dreimal selig nenn' ich den Mann,
Der stark die Prüfung bestanden."

Und fühlt wer herbe verwundet den Sinn,
Den Säntis soll er erlesen,
Hier oben wird jedwedes Gebrest
Und Herzweh rascher genesen!"

Weil echte Dichtung gesund und frisch macht, zog Joseph Scheffel mit gehobenem Mut und jubelndem Herzen von den Abhängen des Säntis hinab in die Niederung. Schier übermütig klang sein Abschiedsgruß vom Wildkirchli und nichts zeichnet besser des Dichters frohlaunige Seelenstimmung als des Abschiedsliedes Schlußstrophe:

„Er schleppte auf den Berg herauf
Viel alte Sorg' und Qual; —
Als wie ein Geißbub jodelnd fährt
Er fröhlich jetzt zu Thal." —

Was Scheffel mit seltener Schaffensfreudigkeit auf dem Twiel begonnen und später auf dem Wildkirchli vollendet, erschien in Jahresfrist als Buch. Es war:

„Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert",

ein Werk voll sittlichen Gehalts, aufrichtiger Ueberzeugungstreue und urdeutschen Wesens.





Uebergabe vom Hohentwiel.



Jetzt zum erstenmale hörte die große gebildete Welt von dem Sankt Galler Mönch Ekkehard und der Herzogin Hadwig, die von ihm lateinisch lernen wollte und sich dann in ihn verliebte — — — —. Doch, hier ist nicht der Raum, den Inhalt der Geschichte anzudeuten, jeder Leser kennt ja die klassische Dichtung, wir setzen es voraus. Uebrigens werden die lebensfrischen Gestalten derselben, nach ihrer geschichtlichen Grundlegung in einem spätern Kapitel geschildert werden.

Der Dichter selbst hatte großes Gefallen an seiner neuen Schöpfung, dem kecken, urchigen, naturfrischen Kinde seiner Muse; alle andern Leute, die den „Ekkehard" lasen, hatten aber auch ihre Freude daran, und „Ekkehard" wurde mit der Zeit ein tausendfach gelesenes Buch.

* * *

Was aber hat Hadwig und Ekkehard so berühmt gemacht, was hat sie der Volksseele so nahe gebracht? Sie haben einen Dichter gefunden, der aus den alten Ueberlieferungen das lebendige Bild ihrer Persönlichkeit zu erwecken verstand, so daß sie in unverwelklicher Frische uns entgegenleuchten. Ja, Wahrheit und Dichtung sind im „Ekkehard" mit musterhafter Vollendung zu einem gewaltigen Ganzen verschlungen.

Die Dichtung rückt uns das alemannische Leben zur Zeit der Ottonen — das Leben und Treiben in Burgen, in Klöstern und Hütten — in

einer Reihe glanzvoll ausgeführter Bilder eindrucksvoll vor Augen. Sie läßt uns tiefe Blicke thun in die noch halb heidnischen Sitten und die schwerfällige Tüchtigkeit des deutschen Volkes, sie führt uns hinauf auf die Felsenberge des Hegaus, hinein in die Bergeinsamkeit des Säntis und tiefer hinein in die bald von friedlichem Verkehr sprechenden, bald vom Tumulte feindlicher Heerscharen laut ertönenden Klostermauern; sie läßt uns teilnehmen an dem alltäglichen Leben jener fast eisernen Zeit, macht uns bekannt mit den verborgensten Gedanken und geheimsten Gefühlen der Geistlichkeit, des Adels und des hörigen Mannes, sie ist ein trefflich unübertroffen Kulturbild des 10. Jahrhunderts.

Scheffel schloß sich innig dem geschichtlich gegebenen Stoffe an. In der Geschichte von Hohentwiel werden wir diesen näher kennen lernen. Viele realistische Einzelheiten sind fast wörtlich aus der St. Galler Klosterchronik herübergenommen, so der Einfall des Hunnenheeres in das verlassene Kloster Reichenau, eigentlich St. Gallen, so der Empfang durch den blödsinnigen Mönch Heribald, so die Verschanzung der St. Galler Brüder in einer Waldburg, wie die Geschichte der Klausnerin Wendilgard. Manches was in jenem Buche erzählt ist von andern Personen, hat er zur Belebung und Charakterisierung seiner Gestalten genommen. Das Abenteuer Ekkehards mit dem lüsternen Kellermeister auf der Insel Reichenau — das dem Dichter einst als Tendenzgeschichte vorgeworfen wurde — hat sich zugetragen und ist in der Klosterchronik ganz ähnlich, doch nicht von Ekkehard, sondern von Tutilo im Kloster St. Albans zu Mainz erzählt. Zum Vergleiche möge die Erzählung hier stehen:

„Tutilo, ein durch Reisen erfahrener, Städte und Länder kundiger Mann wurde einst nach Mainz geschickt. Beim Eintritt in die Stadt fand er in einem Hause des Klosters St. Alban gastliche Aufnahme. Während er seine Leute für Futter und Lebensmittel auf den Einkauf geschickt, setzte er sich, um ein wenig der Ruhe zu pflegen, ermüdet auf eine Bank nieder. Es war gerade Weinlese, bei welcher Arbeit auch die Brüder mitbeschäftigt waren. Als das erste Zeichen zur Vesper gegeben worden war, näherte sich der Aufseher, um die Brüder zu sammeln, der Thüre des Gasthauses, als ob er auch jemanden dort suchen wollte. Geheimerweise aber lief er ins Haus, um nachzuforschen, ob seine Gevattersfrau daheim sei. Diese kam aus der Kammer, begrüßte den Gevattersmann und bot demselben, in der Meinung der Gast



Hohentwiel mit Hof.

schliefe, Most dar. Als der Aufseher denselben gierig getrunken und das Gefäß zurückgegeben hatte, küßte er die Frau, welche einwilligte, und herzte sie. Allein wie der Gast die Frevelthat gesehen hatte, sprang er auf, rief den Verbrecher an, nahm ihn bei den Haaren, warf ihn zu Boden, schlug den Mann heftig mit der Peitsche, deren er sich sonst für das Pferd bediente, und sprach: ‚Das hat Dir der heilige Gallus, des heiligen Alban Bruder, gegeben.'"

Die Scene mit den Holzäpfeln, die sich zwischen der geschichtlichen Wiborada und der vollständig frei erfundenen Griechin Praxedis zutrug, berichtet Ekkehard IV. von Wendilgard, der Gattin eines Grafen Udalrich, und die anmutige Geschichte von dem gefüllten Apfelkorb, den Hadwig unter die Klosterschüler ausschüttet, ohne daß sie sich in ihrer Andacht stören ließen, gilt von König Konrad, der im Jahre 911 St. Gallen besucht hatte. Die Verwüstungen der „Hunnen" in Alemannien fanden unter Abt Engelbert, dem Vorgänger Cralos statt. Und nicht dieser, sondern Abt Burkhard empfing den Besuch der Herzogin im Kloster St. Gallen. Die herben Züge, welche der Dichter der Hadwig gegeben, sind alle geschichtlich; allerdings von einer Liebe Hadwigs zu Ekkehard erzählt der Chronist nichts, obwohl sich dieselbe in so gefährlicher Nähe im zehnten Jahrhundert vermutlich ebenso leicht als im neunzehnten entwickeln konnte. Der Ekkehard des Romans hat mit dem geschichtlichen nur das Pförtneramt des heiligen Gallus und die körperliche Schönheit gemein; er ist nicht einmal Verfasser des Waltariliedes, die Autorschaft kommt Ekkehard I. zu.

Ueberdies hat der Dichter Persönlichkeiten eingeflochten, welche nicht zu gleicher Zeit gelebt haben. Der „Alte in der Heidenhöhle" und „Romeias" gründen sich auf Ueberlieferungen durch Volkssagen; der erstere ist niemand anders als Kaiser Karl der Dicke, den der Dichter in milderem Lichte erscheinen ließ, als die Geschichte es vermag, und Romeias, der Klosterwächter, war einst ein Riese, der im 15. Jahrhundert zu Villingen auf dem Schwarzwald lebte und merkwürdige Beweise seiner Körperkraft ablegte. — Freierfundene Personen, wie Praxedis, Audifax und Hadumoth, der trinklustige Kämmerer Spazzo, zeichnete er genau im Sinn und Geiste des 10. Jahrhunderts. Vor allem war es dem Dichter darum zu thun, ein allseitiges Kulturbild jener Zeit zu entwerfen. Und es gelang ihm auch.

Allein bei aller geschichtlichen Treue vergaß der Dichter nicht, in seinen Gestalten das rein Menschliche zu betonen. Treffend verstand er es, den Geist der Gegenwart mit dem der Vergangenheit zu verschmelzen, gewaltiges modernes Empfinden und vergangene Zeiten in anmutiger Verbindung zu schildern. Und das konnte Scheffel nur, weil bei ihm der von der Geschichte dargebotene Stoff mit der Seele des Dichters zusammenwuchs. Das gab ihm auch die freigestaltende Kraft, mit der er in schöpferischer Weise über den manchmal dürren und trockenen Stoff der St. Galler Chronik verfügte. Ein Beispiel soll dies anschaulich machen.

Jedem Leser des „Ekkehard“ bleibt unvergeßlich das liebliche Bild, wie der jugendschöne blonde Pförtner die Herzogin Hadwig über die Schwelle des Klosters trägt, weil nach der Regel des heiligen Benedikt nur Männer dieselbe betreten dürfen. Wie anschaulich und farbenfrisch schildert der Dichter diesen Vorgang und doch bot ihm die Chronik nur kargen Stoff; sie spricht von dem Besuche Hadwigs in St. Gallen, von den Geschenken, die ihr Abt Burkhardt geben will, welche sie aber zurückweist und als einziges Geschenk sich den Pförtner Ekkehard auserbittet, dessen sie sich bereits im geheimen versichert hatte.

Jene herrliche heiterschöne Episode ist also freie Erfindung des Dichters, aber nicht bloße Phantasie, sondern dem frischen Leben — persönlichem Erlebnisse entnommen. Als Scheffel sich in Albano aufhielt, besuchte er öfters das malerisch gelegene Klösterlein Ara cœli bei Palazzuola, eines Tags mit mehreren Künstlern, darunter auch Fräulein Bersinger. Alle wurden in dem nahegelegenen Kasino von den Kapuzinern aufs freundlichste bewirtet. Da hätte die genannte Künstlerin auch gerne einmal das Innere des Klosters gesehen. Der Prior, ein echter Schalk, wies auf die Ordensregel hin, nach welcher keine Dame die Schwelle des Klosters überschreiten dürfe; doch könne ihr Wunsch erfüllt werden, wenn sich nämlich das Fräulein über die Schwelle tragen ließe, das verbiete die Ordensregel nicht. Gut ward von den Künstlern dieser launige Einfall aufgenommen; die Künstlerin aber protestierte. Hadwig machte es bekanntlich anders.

Wie dieses, schöpfte er auch manches andere Motiv aus seiner reichen Lebenserfahrung. Uebrigens stand Scheffel seinem „Ekkehard“ selber sehr nahe. „In sich selber,“ sagt Otto Brahm, „trug er die

Verschlossenheit Ekkehards, die Unweltläufigkeit vor den Schwankungen weiblicher Laune; und wie sein Held, hatte er in jenen Heidelberger Tagen keimende Neigung unwissend verscheucht und der Entflohenen zu spät fruchtlos nachgesetzt. Wie sein Held, hatte er dann auf den Höhen der heimischen Berge die klärenden Wonnen der Einsamkeit erfahren, hatte altes Leid bezwungen im Gedicht, und ein Genesender kehrte er zu den Menschen zurück."

Scheffel beherrschte die ganze Stufenleiter der menschlichen Empfindungen; denn er war selber ein ganzer Mensch, und er kannte die Menschen. Darum konnte er auch Gestalten schaffen, die sich einprägen, die inneres Leben haben, deren Leben sich aus ihrem Kerne mit innerer Notwendigkeit entwickeln mußte.

Ekkehard, der weltunerfahrene Mönch, der Träumer, der sein Herz mit Gelehrsamkeit und kirchlichen Vorschriften meistern möchte, der die Herzogin beleidigt, weil er der Frauen Wesen und Liebe nicht versteht und kennt, den köstlichen Augenblick, da ihm das Glück winkt, vorübergehen läßt, der dann durch eine lang verschwiegene, zur Unzeit hervorbrechende Leidenschaft schier um Glück und Seelenheil gebracht wird, sich schließlich in die Einsamkeit flüchtet und in der erhabenen Stille einer gewaltigen Natur von seiner schweren Seelenkrankheit sich erholt, in der Kunst der Poesie frische Kraft und ungeahnten Mut schöpft, zu einem Manne heranreift, der von sich sagen kann: „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden", — Hadwig, die stolze Frau, die ihrer Liebe nicht mehr Herr ist, sie inmitten einer blühenden, herrlichen Natur dem Ekkehard offenbart, aber sich nicht verstanden und zurückgestoßen sieht, schnell beleidigt in jähem Zorn ein edles Menschenherz unglücklich macht und in bitterem Gram darüber ihr Leben einsam beschließt, — Praxedis, die liebliche Mädchengestalt, deren Herz so warm für die Mitmenschen schlägt, der Schutzgeist Ekkehards, — Spazzo, der urfidele Kämmerer, der den Krug mehr liebt als den Krieg, der gern poltert und rühmt und wenig leistet, aber zu losen Streichen immer aufgelegt ist, — Audifax und Hadumoth, diese jugendlichen Menschennaturen, in ihrer blühenden Frische und kindlichen Naivität, die unbekümmert um die Welt ihrer Liebe sich freuen, in der Not sich nicht fürchten, ihre Hände kräftig rühren, die Gunst des Augenblicks erfassen und den Schatz des Glückes heben, — der würdige, korpulente

Abt Cralo mit dem hinkenden Fuß, der bei all' seiner Gelehrsamkeit auch dem Lebensgenusse gerne ein Stündchen weiht — das sind Menschen, die uns für ihre Schicksale erwärmen, weil sie die unsern sind. Wir lieben diese Gestalten, weil wir uns in ihnen selber wieder erkennen; nichts Gemachtes ist an ihnen, nichts Erkünsteltes, sie sind, wie sie sein müssen, herausgewachsen aus der Wirklichkeit des ernsten Lebens.

Und trotz aller Realistik sind sie alle getragen von einer sittlichen Hoheit, wie überhaupt „Ekkehard" ein echtes, wahres Kunstwerk ist, beseelt von einer sittlich hohen Idee, die sich äußert in entsagender Liebe und deren Wirkung: in der Entwicklung des Ekkehard zu einem freien, thatkräftigen Manne.

„Findet Mönch Ekkehard," sagt Johannes Proelß, „auch nicht das Glück der Liebe, so gewinnt er sich doch gerade, weil ihm jenes Glück versagt bleibt, die Freiheit und Erkenntnis seiner innersten Natur, die zu anderem bestimmt ist als zur schlichten Erfüllung der düstern Regeln des heiligen Benedikts. Ekkehard geht nicht wieder ins Kloster." Im harten Lebenskampfe und im Verkehr mit echten, unabhängigen Männern, welche alle Lüge und Konvenienz verachten, voller Wahrheitsliebe und Naturtreue sind, hat er sich vom Gängelbande des Mönchtums nach und nach losgelöst. Er macht sich frei von Menschen, die in Vorurteilen schmachten und die Gelehrsamkeit, die nur um der Gelehrtheit willen ein Wissen anhäuft, wirft er auf die Seite: „Täglich und stündlich, wenn er die allezeit schönen Gipfel seiner Berge anschaute und die reine Luft in vollen Zügen einsog, kam es ihm mehr als ein Rätsel vor, daß er seines Lebens Glück erst im Erklären und Deuten vergilbter Schriften gesucht und hernachmals an einer stolzen Frau schier den Verstand eingebüßt." Und wie er sich zu einem freien natürlichen Leben emporschwingt, so auch zu einem Gottglauben, frei von spitzfindiger Theorie und dogmatischer Beschränktheit. Die Worte seiner ersten Predigt auf Bergeshöhe findet er selbst „groß und keck, und er wunderte sich, daß sie ihm so entströmten, denn es war schier ketzerisch . . . Aber den Sennen war's recht und den Bergen auch, und niemand that Einsprache." In stiller Bewunderung der Natur und ihres Schöpfers gipfelte Ekkehards Religiosität. Er schreitet weg über die morsch gewordenen Schranken des Lebens und des Glaubens, legt ab die alten Gewohnheiten gleich einem abgetragenen Rock, und als Grundsatz gelten

ihm die Worte: „Laß stürzen . . . . was nicht mehr stehen mag, und bau dir eine neue Welt, bau sie dir tief innen, luftig, stolz und weit."

All' das schildert uns der Dichter in seiner knappen, faßlichen, originellen und kraftvollen Sprache mit altertümlicher Färbung, frei von jeder geschliffenen Redeweise, aber gewürzt mit echtem, goldenem Humor, der aus jeder Seite des Werkes hervorleuchtet und demselben einen besondern Zauber verleiht.

Das ist auch ein Grund, warum des Dichters Erzählung uns nicht mehr losläßt. Wer je einmal eine Stelle des „Ekkehard" aufschlug, der wird sich darüber betroffen haben, daß er Seite um Seite weiterlas, weil der Erzähler ihn nicht mehr frei gab. Und weil der Dichter aussprach, was im deutschen Herzen lebte, besaß er die Kunst, auch das Volk in seinem Innersten zu treffen. Solange deutsches Wesen bleibt, wie es ist, werden Scheffels Gestalten dauern, weil in ihnen das deutsche Volk sich selbst anschaut. Das fühlt der Gebildete sowohl, wie der einfache Bürger; der Handwerker, wie der schlichte Bauersmann, die während langer Winterabende Scheffels Dichtung lesen; das weiß auch der Wirt, der nach Scheffels Gestalten sein Gasthaus benennt, weil er sicher ist, daß der fröhliche Wandersmann und Scheffelfreund an seiner Thüre nicht vorübergehen wird.

Kein Wunder, wenn „Ekkehard" eine Art Hausbuch des gebildeten Volkes geworden ist; er wird es bleiben, solange der Liebe Leid und Lust menschliches Geschick bestimmen werden.

* * *

Scheffels Name wuchs allmählich zu einer Nationalberühmtheit. „Ekkehard" erlebte Auflage um Auflage, und der Hohentwiel wurde ein vielbegangener Berg.

Den Hohentwielern war es recht, nur der alte Thorwächter kam darüber in helle Verzweiflung. Eingeübt auf die Erzählung von der tapferen Verteidigung des Kommandanten Widerholt im dreißigjährigen Kriege und vom Fall der Feste im Jahre 1800, wurde er nunmehr von den ankommenden Fremden bestürmt, Auskunft zu geben über die Herzogin Hadwig und den Mönch Ekkehard. Das waren dem Burgwart recht fremde Größen. Endlich aber erfuhr er, in welchem Buche das alles geschrieben stehe, kaufte es sich und legte sich als verständiger Kustode die Lokalität

zurecht. „Und sehen Sie, Herr Doktor,“ sagte er einst zu Scheffel, als dieser mit Freunden den Hohentwiel besuchte, „sehen Sie, wenn die Leute mich jetzt fragen, wo die Hadwig gewohnt hat, dann zeig' ich ihnen den Turm dort, und wenn sie die Linde im Burghof sehen wollen, führ' ich sie unter selbigen Zwetschgenbaum, da sind sie ganz zufrieden. Aber Ihnen vergeß ich's nicht, daß Sie mir mit dem Buch eine solche Unmuß gemacht haben!“

Kein Tag verging, wo die einstige Ruhe der Burg nicht durch Besuch gebrochen ward. Da kommt ein einzelner Fahrender, dann wieder Gesellschaft zu zweien und mehreren. Höheren Schulen wurde der Hohentwiel zu einem beliebten Ausflugspunkt, und Sänger- und Turnvereine, flotte Corps und Burschenschaften, diese Träger eines lustigen Lebensfrühlings, wählten ihn zu ihrem Reiseziel.

Die, welche heute den Hohentwiel besteigen, denken weniger an die trotzigen Helden des dreißigjährigen Krieges, als an den blonden Ekkehard und die Herzogin Hadwig. Und weil die Oertlichkeit einer längst vergangenen Begebenheit, das einzige übriggebliebene Stück Wirklichkeit ist, wird Hohentwiel seinen Zauber noch lange auf die Besucher ausgießen.

Ja, Hohentwiel und Ekkehard, Worte innig verschlungen, von wundersamem Klang! Sie werden vielleicht noch wundersamer klingen, wenn wir und unsere Söhne das Zeitliche gesegnet, der Vergänglichkeit längst unsern Tribut bezahlt haben werden.

Bevor wir aber die Ereignisse auf Twiel, Hadwig und Ekkehard in ihrem geschichtlichen Leben schildern, betrachten wir den Schauplatz des „Ekkehard“, den burgenreichen, mit allen Reizen der Natur ausgestatteten Hegau, in dessen Herzen der poesieumwobene Hohentwiel sich majestätisch zum Himmel erhebt.

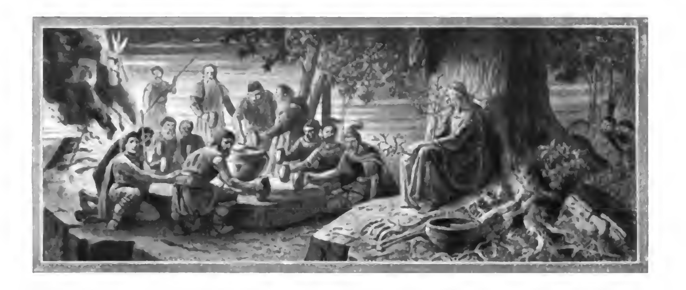




Im Hegau.

Seid mir gegrüßt im Sonnenglanz,
Du ferner Alpenschnee,
Ihr Berge meines Heimatlands,
Und du, mein blauer See!"
Der hohe Stoffeln winkt's vertraut
Dem hohen Hewen zu,
Durch Wald und Flur erklingt es laut:
„Mein Hegau, schön bist du!"

J. Viktor v. Scheffel.



I.

Wir sind im Hegau. Es ist ein schönes Stück Erde, das sich zwischen Schwarzwald und dem schwäbischen Meere aufthut, ein reich gesegnetes Land, ausgestattet mit friedlichen Thälern und stolzen Höhen. Anknüpfend daran nennt das Volk diesen fruchtbaren Landstrich „Höhgau"; doch die Gelehrten sagen, sein Name sei keltisch und stehe mit „Hewen" in naher Verbindung. Die Sage mag ihnen recht geben. „Also war Jörgo und Hego," berichtet sie, „in einem weiten tal und land, und bauten auf einem starken Berg ein Vesten, die hießent sie Hew und das land darum Hego." Der Name Hegau kommt in der Geschichte schon in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts vor. Bald reden die Urkunden von einem pagus Hegauensis, Egauensis, bald von einem Hegowe und Hegew.

Eine recht ansehnliche Landschaft war früher der Hegau, seine Grenzen erstreckten sich einst vom hohen Randen im Westen bis an die Ufer des Unter- und Ueberlingersees im Osten; nördlich zog er sich über das Städtchen Engen hinaus an die Donau, wo die Baar beginnt; südlich bespülten ihn die Fluten des Rheins, und das malerische Stein und das behäbige Schaffhausen waren des Hegaus treue Grenzwachen. Was aber den Wanderer ganz besonders anspricht, das ist der schöne Erdenfleck, der zwischen Singen und Engen sich ausbreitet und dessen Stolz die steilen, hohen, jäh und trotzig aus dem flachen Lande aufsteigenden Felskolosse sind, die, sieben an der Zahl, in gezackter Linie von Norden nach Süden sich ziehen.

Und fragen wir verwundert ob des eigenartigen Anblicks, wie solch' trotzige Gesellen entstanden und wer sie erschaffen, so sagt uns der Dichter, daß die Hegauniederung gleich dem jetzigen Becken des Sees einst von wogender Flut überströmt gewesen sei. Die basaltischen Massen hätten sich glühend durch der Erdrinde Spalten ihren Weg gebahnt und über den Wasserspiegel sich aufgetrieben in die freie Luft zu einem mächtigen Felsendome.

„Laut rasend drang er nach oben vor
Und sprengte mit sengenden Gluten
Die Decke der Schichten, die wie ein Alp
Schwerlastend über ihm ruhten.

Und Schlag auf Schlag — dumpf krachend' Getös
Von tausend und tausend Gewittern . . .
Die Erde barst, es durchzuckte sie tief
Ein Schüttern und Zittern und Splittern.

Bis steil majestätisch der feurige Kern
Den klaffenden Spalten entsteiget,
Und trümmerbesäet sich Land und Flut
Dem Säulengewaltigen neiget."

Anders antworten uns die Gelehrten; sie sagen, daß zur Tertiärzeit hier oftmals vulkanische Ausbrüche stattgefunden und Aschenregen die Fläche mit einer Luftschicht von Hunderten von Metern Höhe zugedeckt hätten. Nachdem der Tuff Festigkeit erlangt, sei der Lavaausbruch erfolgt. Allmählich sei aber die vulkanische Thätigkeit erlahmt, im Innern der hochaufgeworfenen Aschenhügel die flüssige Masse erstarrt, ringsumschlossen von den Kraterwänden des Tuffs. Als dann eine später erfolgende Erosion den leicht zerstörbaren Tuffaschenmantel entfernt habe, sei der krystallinische Kern der erstarrten Lava frei zu Tage getreten, je länger je mehr zum isolierten Fels sich gestaltend.

So hatten die Felskolosse sich hingestellt.

Da brach die Eiszeit herein. Der große „Rheintalgletscher" rückte aus den Alpen von Süden und Südosten heran, ohne großen Widerstand zu finden. Die vulkanischen Aschenberge wurden zertrümmert, zerstreut und bei Seite geschoben. An der Felsecke des Hohentwiels brach sich der Gletscher, nachdem er vergeblich den Versuch gemacht, diesen Kegel von der Erdoberfläche wegzufegen. Der Arbeit des Gletschers verdanken der

Hohentwiel und die anderen Hegaukegel ihre jetzige Gestalt. Die Entfernung des sie umhüllenden krystallinischen Tuffes, die Verschleppung hohentwielscher Phonolitklötze in der Richtung des Gletscherschubes, mehrere Stunden weit, bis Riedlingen und Ehingen, sind schlagende Beweise für die gewaltige Veränderung, die einst zur Eiszeit im Hegau vor sich ging.

Jetzt sieht der Wanderer die Felsenhöhen vor sich, wie die meisten bekannten Vulkane, in Kegelform, und weil die Mehrzahl von ihnen eine Oberfläche von nur geringem Umfange hat, ganz geeignet einen Krater zu bilden, hegt das Volk noch heute die Ansicht, diese Berge hätten in alter Zeit einst selber Feuer ausgeworfen.

* * *

Stürmisch war des Hegaus Vorgeschichte; aber auch die Weltgeschichte ist auf seinem Boden in allen Epochen gewaltigen Fußes einhergeschritten.

Da, wo einst zur Zeit der vulkanischen Ausbrüche Zimmetbäume, Kampferstauden, Pappeln und Ahorn grünten, wo zur Gletscherzeit das Mammut, das Renntier, der Bär und andere Polartiere hausten, der Höhlenmensch mit scharfem Feuerstein die Geweihstücke schärfte und aus Knochen Geräte schuf; wo ein starkes, geniales Keltenvolk eine blühende Kultur hervorbrachte und auf den Höhen des Twiels, des Krähens und Hewens, als heiligen Bergen, seinen Göttern Opfer brachte, ertönte nachmals jubelnder Siegesgesang römischer Legionen. Und wie hohe Kultur und verfeinerte Sitte überall üppig emporsproßte, wo der rauschende Flügelschlag des römischen Adlers sich fühlbar machte, so auch hier. Bald durchschnitten Straßen das bisher pfadlose Land, und wo einst todähnliche Ruhe geherrscht hatte, da zauberten Gewerbefleiß, Verkehr und Handel ein geräuschvolles Leben hervor. Wer heutzutage den lichten Gau durchwandert, wie wenig ahnt ihm, daß da einst zerstreut römische Niederlassungen standen, und daß er, wohin er sich wendet, über mächtige, tief im Boden steckende Unterbauten hinwegschreitet, auf welchen sich einst Türme und geräumige, prächtige Wohnhäuser erhoben. Aber die Macht der Römer wurde gebrochen, ihr Staat durch die Völkerflucht weggespült.

Die Alemannen nahmen Besitz vom Lande. Wilde, ungeschliffene Gesellen waren es, mit rötlich-goldenem, langwallendem Haarschmuck,

ihre Riesengestalten mit Fellen bedeckt und mit Waffen umgürtet von blinkendem Erz. Ihre erste Anwesenheit im Lande kennzeichneten sie bloß im Zerstören dessen, was römischer Kunstfleiß aufgebaut hatte. Die Römerstraßen verfielen und überwucherten unbenutzt. Wo die Axt schon gelichtet, schossen überall wieder Tannen- und Fichten-, Buchen- und Eichbäume zu undurchdringlichem Dickicht auf.

In die neue Wildnis leuchtete kraftvoll das Licht des Christentums. Irische Glaubensboten — Kolumban, Gallus und Pirmin — ließen sich das Seelenheil des alemannischen Volkes angelegen sein. Es entstanden die Klöster St. Gallen und Reichenau, überallhin segenbringende Kultur verbreitend. Die alten Opferstätten wurden gestürzt, die heidnischen Priester verjagt. Allein es ging innerlich nicht so schnell mit der Heidenbekehrung, wie es äußerlich dreinschaute. Mancher, der die alten Götter öffentlich abgeschworen, zog in der Nacht des ersten November auf den Krähen oder Hewen, um Wodan Opfer zu bringen, nahm teil an der Sonnenwende, um der jungen Frühlingsgottheit zu huldigen. In anschaulicher, packender Weise hat Scheffel in seinem „Ekkehard“ ein solches Opferfest geschildert.

„Auf dem Fels Hohenkrähen brannte ein verglimmend Feuerlein. Dunkle Gestalten regten sich. Eine breitgipflige Eiche breitete ihre dunklen Aeste aus. Es war ein Tier geschlachtet worden, ein Haupt, wie das eines Pferdes, war an den Eichstamm genagelt, Spieße standen über dem Feuer, Knochen lagen umher. In einem Gefäß war Blut.

Um einen zugehauenen Felsblock saßen viele Männer, ein Kessel mit Bier stand auf dem Stein, sie schöpften daraus mit steinernen Krügen. An der Eiche kauerte ein Weib — alt und struppig. Die Männer schauten nach ihr. Zusehends hellte sich der Himmel im Osten. In die Nebel über dem See kam Bewegung. Jetzt warf die Sonne ihre ersten Strahlen vergoldend über die Berge, bald stieg der feurige Ball empor, da sprang das Weib auf, die Männer erhoben sich schweigend; sie schwang einen Strauß von Mistel und Tannreis, tauchte ihn in das Gefäß mit Blut, sprengte dreimal der Sonne entgegen, dreimal über die Männer, dann goß sie des Gefäßes Inhalt in das Wurzelwerk der Eiche.

Die Männer hatten ihre Krüge ergriffen, sie rieben sie in einförmiger Weise dreimal auf dem geglätteten Fels, daß ein summendes Getön entstand, hoben sich gleichzeitig der Sonne entgegen und tranken aus;

Hohenkrähen.

in gleichem Takte setzte jeder den Krug nieder, es klang wie ein einziger Schlag. Dann warf ein jeglicher seinen Mantel um, schweigend zogen sie den Fels hinab."

Trotz alledem ward der Christenglaube groß im Hegau, und mit ihm kam Gesittung ins Land und Helligkeit. Der weltflüchtige Geist der Klöster, welcher das irdische Leben mit seinen Freuden und Gütern geringschätzig von sich stieß, um ein herrlicheres, jenseitiges Leben zu gewinnen, fand bald auch Anklang bei den Alemannen. Zahlreich eilten sie in die Klöster, um der Welt zu entsagen zu der Welt Vorteil. Denn als Mönche rodeten, säeten und pflanzten sie, schufen gangbare Wege und Straßen. Weltliche schlossen sich ihnen an, und unter geistlichem Schutze entstanden Weiler, Höfe und Ortschaften. Auf dem schönsten Platze erhob sich ein Kirchlein und daneben ein anderes Steinhaus, in welchem ein Priester Wohnung nahm, um stets bereit zu sein, den Gläubigen die Sakramente zu spenden.

Da die Lebensverhältnisse stets ungesicherte, die Zeiten kriegerische waren, trachteten die adeligen Herren danach, ihre Behausung zu schützen, zur Abwehr feindlicher Angriffe tüchtig zu machen. Die isoliert stehenden Berge und Anhöhen ließen sich zu festen Plätzen trefflich verwenden, und zu den Dörfern in der Niederung traten starke Burgen auf den Höhen. Bald schmückten gegen 40 Burgen die schöne Landschaft. Nicht immer war in einer solchen Burg genügend Raum für die Hörigen und Dienstleute; diese siedelten sich darum außerhalb der Burgmauern an, am Fuße des Berges, zogen dadurch andere Leute, Bauern und Handwerker an, und so entstanden unter fast allen Burgen von den Burgherren abhängige Ortschaften oder kleinere Städte, wie Friedingen, Engen, Blumenfeld.

Im 13. Jahrhundert war die Rodung vollendet und im Hegau der Zustand geschaffen, der in seinen Hauptzügen bis heute keine große Aenderung mehr erfuhr. Allein so lieblich und anheimelnd, so dicht bevölkert wie heute war damals die Landschaft noch nicht. Buchen- und Tannenwälder bedeckten noch die Höhen rings umher. Man sah wohl hin und wieder einen wohlgepflegten Weinberg, allein diese vermochten nicht der Gegend ihren düstern, ernsten Charakter zu nehmen; denn auch im Thale, gegen den See hin, herrschte dieser noch vor. Hier wechselten die Wiesen, die Aecker und Obsthaine noch mit schilf-

umwachsenen Teichen und sumpfigen, unzugänglichen Stellen, und mitten hindurch floß in zahllosen Windungen die wasserreiche Aach. Und wo heute längs der Felsenberge die Lokomotive brausend und pustend dahinrast, wanden sich holperige Wege und elende Fußpfade. Was uns heute an unsern Burgen so lieblich erscheint, das Wanderer und Maler gleich entzückt, die gründunkle Waldung und das vielfarbige Buschwerk, hätten wir damals vergebens gesucht. Als Schlupfwinkel feindlicher Scharen wurde solches nicht geduldet; der Schloßberg war kahl, die Feste dem heißen Sonnenbrand ausgesetzt und nur bei wenigen Burgen war Raum für ein Burggärtlein, in welchem Edelfräulein kühlenden Schatten suchen, die Ritterfrauen einige Küchenkräuter pflanzen konnten.

Der Adel des Hegaus war in seinen besseren Tagen einer der tüchtigsten; tapfere Kämpfer für Kaiser und Reich gingen aus ihm hervor, edle Diener der Kirche, Bischöfe und Aebte, deren Namen man heute noch mit Ehren nennt, endlich vielgerühmte Sänger lieblicher Lieder, wie Konrad von Stoffeln, Hugo von Langenstein, Burkhard von Hohenfels, dessen Leier kraftvolle, eigentümliche Naturlaute entquollen. Aber die Blüte ritterlicher Tugend dauerte nicht lange. Wie eine zarte Blume vom ersten starken Reif betroffen welk ihr Haupt neigt, so knickte die „kaiserlose, schreckliche Zeit" den Geist edlen Rittertums.

Im spätern Mittelalter wurde der Hegau ein Tummelplatz des wildesten Fehdewesens. Es war eine Zeit brutalster Willkür, socialer Verwilderung und Verwirrung. Jedermann that, was ihm beliebte. Nur ein Gesetz galt: Das des Stärkeren. Es war ein Krieg aller gegen alle. Die eigentlichen Träger dieser Verderbnis waren die Ritter. Die gemeinste Wegelagerei hielt man für keine Schande mehr. Einem Bauern sein Vieh wegtreiben, hieß Kochfleisch holen, und im 15. Jahrhundert sang man auch im Hegau:

„Reiten und Rauben ist keine Schande,
Das thun die Besten von dem Lande."

„Wo immer etwas gestohlen wurde," sagt Wilibald Pirkheimer, „trug man es nach dem Hegau, der Freistätte aller Strauchdiebe und Straßenräuber."

Es ist dies ein hartes Wort. Der strenge Humanist mag wohl etwas übertrieben haben. Jedenfalls wußte er nicht, daß auch auf

ehrlicherem Wege hegauische Ritter ihr Glück zu erjagen suchten. „Greulicher Hunger nach Gold" beseelte sie alle, doch der eine und andere von ihnen befliß sich mit der geheimen Kunst des Goldmachens, denselben zu stillen. Ueber dem Traum an künftige Goldschätze vergaßen sie schier ihren Ahnenstolz; sie schlossen Freundschaft mit allerlei Abenteurern. Und aus dem goldschimmernden Traume erwachte mancher in Schmach und



Turm zu Riedheim.

Schande. Der durch solche Künste vollends verarmte Burgherr sog nun um so mehr an den armen Bauern, die „ein seer arbeitsam Volk, mit fronen, Zinsen, steuern, Zöllen hart beschwert und überladen" waren. Sogar für Bewilligung der Ehe mußte ein Bauer seiner Herrschaft den Ehezins entrichten, dessen verschiedenartige Namen auf die größte seelische Marter, das sogenannte Jus primae noctis (das Recht der ersten Nacht) hindeuten. Es ist ja wahr, daß diese Steuer gegen Entgelt abgelöst werden konnte, aber nichtsdestoweniger war der Brauch vorhanden. Denn die Burgherren schalteten sehr oft mit den Bauernmädchen und Frauen wie mit Sachen, und manche Geschichte, wenn auch sagenhaft, die im Volke herumgeboten wird, deutet hin auf derartige

Qualen schutzloser Landleute. Eine solche tiefer greifende Geschichte knüpft sich an die Burg von Riedheim, die, aus Basaltstein erbaut, fast unversehrt durch die Jahrhunderte finster und trotzig auf das freundliche Dörfchen herniederschaut und welche der Ort ist, wo jener qualvolle Brauch durch die heldenmütige That eines Bauern sein Ende gefunden haben soll.

Mit Verachtung sah der Adel herab auf das „arme Volk", wie die Bauern gewöhnlich genannt wurden; daß diese keine Verehrung gegen jene empfanden, die sie oft als ihre Peiniger erkannten, ist mehr als begreiflich. Indessen Aufgeblasenheit und prahlerischer Stolz fehlte zu Zeiten auch den Hegaubauern nicht. Auch in ihnen rollte etwas vom Blute ihrer Herren. Entflammt bis zur Kriegswut, wollten sie im Schwabenkriege die übermütigen Schweizer, die „frechen Kühyger", züchtigen. Der Sieg schien ihnen so unzweifelhaft, daß sie baten, „den Vorzug an den Feind zu haben". Allein der stolze Adel ließ seine Bauern im Stich; verschanzte sich hinter die Mauern von Engen und Aach, verbrachte die Zeit mit Zechen und Schimpfen, während die Eidgenossen machtvoll in den Hegau eindrangen und Ort für Ort „verküchelten", plünderten und verbrannten. Wie wenn ein verheerender Cyklon durch das Land gezogen wäre, lag nach Ablauf einer kurzen Woche ein reich bebautes und bevölkertes Stück Erde trostlos verödet und verwüstet vor den entsetzten Augen seiner Besitzer. Das Jahr 1499 war für die Hegauer ein Schreckensjahr. Es sollte noch Schlimmeres kommen.

Noch manches, sehr wenig Erfreuliches, erzählt man sich im Hegau aus jenen harten Tagen, und wir verstehen Eduard Presser, den Hegauer Dichter, wenn er, der Gegenwart sich erfreuend, der „guten, alten Zeit" kein Loblied singt.

„Wo früher der Ritter zum blutigen Streite
Durch Dornen geritten mit reisigem Zug,
Da stehet der fröhliche Bauersmann heute
Auf eigenen Feldern mit Freude am Pflug.

Er weiß, was er säete, das darf er besitzen,
Es schmälert kein Zehnten mehr seinen Gewinn,
Vor Raub wird ihn immer das Staatsgesetz schützen,
Gottlob sind die Zeiten der Ritter dahin!"

Ruine Hohentwiel von Südost.



Ein geistlicher Herr behauptete einst, die Basalte hätten wegen ihrer magnetischen Eigenschaften einen gewissen Einfluß auch auf die Menschen. „Es sind die Bewohner basaltischer Gegenden schwer zu regieren, aufrührerisch und ihrer Religion wenig ergeben." Im Hinblick auf den Bauernkrieg möchte dieser Mann nicht gar so unrecht haben.

Der Sturm, den die Glaubens- und Gewissensfreiheit anfachte, wehte auch in den Hegau hinein. Was Luther gelehrt und seine Anhänger, ward von einem Teil des Landvolkes mißverstanden, und Aufruhr wurde auch im Hegau gepredigt. Am Sonntag nach Michaelis kamen die Hegauer Bauern in Hilzingen zusammen und schworen, mit den andern gemeinsame Sache zu machen. Kirchweihe war es, ein lustiger Tag; auf die Freiheit wurde getrunken; denn die Fronen sollten von nun an nicht mehr geleistet, die Zehnten nicht mehr entrichtet werden; rosig schien die Zukunft. Tausende von Landleuten schlossen sich an, wer nicht mitmachen wollte, den „entboten sie zu überziehen und gefährlich zu strafen". In Radolfzell hielten sie den ganzen Adel vom Hegau und alle österreichischen Räte eingeschlossen. Schon winkte ihnen der Sieg. Aber die Macht des Adels war größer als die der Bauern. An allen Ecken wurden sie geschlagen, und bälder als man vermuten mochte, fiel die Entscheidung auch im Hegau. Tragischer als an andern Orten war hier des Bauernkrieges Ausgang. Die Hilzinger Bauern hatten sich noch nicht ergeben; eben hatten sie die große Glocke vom

Turme herabgenommen, wollten Rosse davorspannen, sie fortführen, um ein Stück daraus zu gießen, da wurden sie überrascht von dem Edlen Marx Sittich von Hohenems, der nötigte die Bauern, die Glocke mit ihren eigenen Leibern bis an den Untersee zu ziehen, setzte sich mit den Gefangenen zu Schiffe, fuhr beide Seen hinauf und landete in Bregenz, wo er fünfzig Bauern an die Eichen vor der Stadt aufknüpfen ließ. Die Glocke hängte er als Siegeszeichen in der Pfarrkirche zu Hohenems auf. Jener Ort heißt noch heute „bei den Henkeichen".

Von neuem mußten die Bauern ihren Herren huldigen. Die Leistungen wurden erschwert, die Zügel straffer gespannt. Jetzt kam zur vollen Geltung das höhnende Wort:

„Der Bauer ist an Ochsen statt,
Nur daß er keine Hörner hat."

Noch zählten die Hegauer keine zehn Monate seit ihrer lustigen Kirchweih, als sie in dumpfer Zertretenheit, wie nach dem Fiebertraume eines unseligen Rausches, das Elend beweinten, das über ihre Häupter gekommen.

Am „Reformieren" hatten sie gänzlich ihre Lust verloren. „Das Gift der neuen Lehre" wirkte nur an wenigen Orten. Mitten im Hegau erhob sich einzig Twiel als „ketzerische" Burg. Sonst blieb alles beim alten.

Manche Generation mußte vorübergehen, die Bildung allgemeiner, aber auch der Geist der Bauern für diese empfänglicher werden, bis das große Unrecht des Bauernkrieges getilgt und auch der letzte Stand den andern gleichgestellt werden konnte.

Schrecklich waren die Bedrängnisse im dreißigjährigen Kriege, der sich im Hegau wie in einem Lieblingssitze eingenistet hatte. Mit Zittern und Zagen schauten die Leute auf zum Hohentwiel. Als ob der Berg, den einst vulkanische Mächte aus dem Erdengrund emporgehoben hatten, selbst zum Vulkan geworden wäre, brach Unheil aus ihm hervor. Plündernd, sengend und brennend zogen die Hohentwieler durch den Gau. Scheußlich waren die Verbrechen, welche von fremdem Kriegsvolke an den Landleuten verübt wurden. „Durch dies Volk geschieht uns so großer Schaden," schreibt der Obervogt von Staufen im Jahre 1634 von den Schweden, „daß ich besorge, wir werden noch alle

Hungers sterben oder davon laufen müssen. Das Vieh wird hinweggetrieben und geschlachtet, der Bauer zum Dreschen seiner eingeheimsten Früchte genötigt und das Ausgedroschene von den Reitern sogleich alles rein abgefaßt. Die Hilzinger haben seit einem Jahre 150 Pferde verloren und die noch übrigen sind am Verhungern; es kann daher das Ackerfeld nit mehr bestellt werden." Außerdem haben sich die Landsknechte „über die Maßen übel, sonderlich mit den Weibsbildern gehalten". Angesichts der schrecklichen Kriegsgreuel soll ein altes Mütterlein gesagt haben: „J glaub fast, unser Herrgott ist schwedisch worde." Aber nicht nur die Schweden, sondern auch die Kaiserlichen hausten wie Mordbrenner. Was Schwert, Marter und Flammen noch verschont, fraßen tödliche Seuchen vollends auf.

Die Spuren, die der schreckliche Krieg hinterließ, entstellten noch lange die Fluren des einst so gesegneten Ländchens. Was der Bauernkrieg an Burgen und festen Gebäuden übrig ließ, lag jetzt in Asche und Trümmern. Nur der Hohentwiel mit seiner fast unverwüstlichen Burgfeste war unversehrt geblieben.

Kaum hatten die Friedensglocken ausgeklungen, kaum hatte das Volk angefangen wieder aufzuleben, seine Hütten aufgebaut und das verwahrloste Land in Ordnung gebracht, da warf Frankreich die leuchtende und zündende Kriegsfackel ins Land, und Kriegsgeschrei, Hungersnöte und Leiden allerlei Art erfüllten den Hegau das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch. Aber Bauern und Bürger benahmen sich mannhaft; tapfer und todesmutig kämpften sie für die Befreiung ihres Landes von dem drückenden Franzosenjoche. Das Lob der kriegsmutigen Jungfrau, welche todesverachtend dem Vaterlande sich opferte, erklang auch im Hegau.

Um die Jahrhundertwende lag das Land verwüstet, das Volk war verarmt; zerdrückt und zertreten, fast hoffnungslos schaute es in die Zukunft. „Ich weiß nit, wie es gehen wird mit uns," schrieb ein Hegaubauer im Jahre 1796, „die erschrecklichsten Gerüchte gehen um. Immer sollen noch neue Einlagerungen kommen. Das Land hat nichts mehr zu geben. Unser Dorf ist ganz verarmt. Pferde haben wir keine mehr. Das wenige Vieh haben wir vor den Franzosen ins Holz getrieben. Wer ein paar Gulden besitzt, hat sie im Keller verborgen. Unsere Weiber und Mädchen halten sich im Holze versteckt. Unglaublich

ist die Gewaltthat der Soldaten. Ob ich wohl alles überlebe? Ich bin schwer krank. Heute habe ich zum Herrgott gefleht, er möchte das schwere Joch von uns nehmen. Alle Leute haben gebetet. Aber ich glaub', der Herrgott ist taub, er will nit hören. — Wo haben's wir verdient. Ich glaub', die Franzosen haben ihn austrieben. Es wird immer böser — —."

In der That, wie dieser fürsorgliche, halbverzweifelte Vater vermutete, hörte der Krieg nicht auf. Die welterschütternden Kämpfe, die noch folgten, sollten aber des Landes Glück begründen. Sie hatten die heilsame Folge, daß den kleinen Herrschaften ein Ende gemacht wurde. Die Landgrafschaft Nellenburg, zu welcher der Hegau gehörte und die im Jahre 1465 durch Kauf ein Teil der österreichischen Vorlande wurde, gelangte durch den Frieden zu Preßburg im Jahre 1805 für kurze Zeit an Württemberg, wurde aber von letzterem mit Ausnahme der noch heute württembergischen Enklave Hohentwiel im Jahre 1810 bei einer Gebietsausgleichung an Baden abgetreten.

Teilnehmend an einem größeren freigesinnten Staatsleben, erholte sich der Gau rasch, das Volk kam wieder zu Wohlstand und lebt zufrieden und beglückt, sich freuend seines schönen Landes.

Bestand einst die Kraft des Landes in seinen Burgen und Schlössern, so wohnt sie heute in den Palästen der Industrie, und Bürger- und Bauernhaus messen sich mit den trotzigen Ruinen des Mittelalters.

Als im Jahr 1800 auch Hohentwiel französischer Zerstörungswut zum Opfer fiel und als Trümmerhaufen das neue Jahrhundert begrüßte, war der Ruinenkranz des Hegaus vollendet.

Die alte Herrlichkeit ist Staub geworden. Nur noch die vielen Ruinen sind da, um die traurige Geschichte ihres Falles zu erzählen. Durch ihre hohen Fenster zieht abwechselnd Regen und Sonnenschein — die hohen Giebel werfen ihren einsamen Schatten in öde Gemächer und auf zerfallene Hallen. Doch die Natur sucht das Schreckliche an ihnen mit liebevoller Hand zu verwischen. Sie säet ihre grüne Saat in alle Fugen und Risse, sie klettert auf die höchsten Mauern, bedeckt alles mit ihrem grünen Mantel und zeigt uns die einstigen Stätten menschlicher Gewaltthaten im reizvollen Gewande anmutiger Schönheit.



Stetten mit Neuhewen.



II.

Von jeher gehörte der Hegau zu den heitersten und fruchtbarsten Teilen der oberschwäbischen Landschaft, wie ihn denn alte Chronisten „ein kleines, aber über die Maßen wol erbauet fruchtbares Ländlein“ nennen, worin es „Wein, Korn, Holz und Obst, aller Gattungen Fische, Vögel und Gewild zum Besten, auch viel schöner und lustiger Städtlein, Flecken und veste hohe Schlösser habe“.

Von dem Wachholder überbuschten Bergfried der Ruine Neuenhewen überblickt man das Land in seiner ganzen stimmungsvollen Schönheit. An heißen Sommertagen, wo über dem löwenartigen Haupt des Hohenhewen, dem schroffen Hohenkrähen und den einsamen Waldgipfeln der beiden Stoffeln klare Luft sich wölbt, der felsige Hohentwiel in schattig bläulichem Dufte steht und in der Ferne der Bodensee blitzt und die schneeglänzende Alpenkette; im Herbste, wenn die Ruinenberge mit ihrem alten Gemäuer unbestimmt, seltsam wunderlich aus dem Nebel schauen und die Laubwälder im Vordergrund schon gelb und rot sich färben; oder im Frühling, wenn zartgrüne Saaten und Kleefelder, goldener Lewat und blühende Obstbäume die Landschaft lieblich schmücken —, zu jeder Zeit ist der Umblick von jener Höhe ein überraschender, das Bild ein malerisches.

Nur wenige deutsche Landschaften können sich an Schönheit dem eigenartigen Hegau zur Seite stellen.

Keine Thalschluchten finden sich da, die Seele des Menschen beängstigend, aber es ist auch keine einförmig sich hinstreckende Ebene. Hügel und Fläche berühren sich in schön ausgeglichenem Wechsel. Und über dem anmutig gewellten Hügellande erheben sich majestätisch malerische Bergkegel, sich wiederspiegelnd im Flüßchen Aach, das in zahllosen Windungen den Hegau durchrieselnd bei Radolfzell in den „Untersee" mündet. Ein merkwürdig Wasser ist es. Bei dem Städtchen Aach entspringend, sprudelt es direkt mit großer Kraft aus einer trichterförmigen Spaltung des Felsbodens hervor, Mühlen und andere Gewerke treibend. Unweit Immendingen nämlich verliert die Donau einen bedeutenden Teil ihres Wassers in den Höhlen und Klüftungen des aus weißem Jurakalk bestehenden Bettes, das bei Aach wieder zu Tage tritt. So würde also die wirkliche Donau nicht ins schwarze, sondern ins schwäbische Meer münden. Ist fast selbstverständlich. Wie hätte sich die Donau als gut katholisches Kind dem Islam in die Arme werfen können. Verzichtend ein für allemal auf eine glänzende Zukunft im Lande der Ungläubigen, benützte sie, mündig geworden, die Klüfte ihres Laufes zur Flucht, den Landsleuten treue Dienste zu leisten und im Bodensee das bescheidene Dasein zu enden.

An die Aach mit ihren kleinen, oft wasserarmen Nebenflüssen lehnt sich ein herrliches Wiesenland an, durch saftiges Grün das Auge erfreuend, durchzogen von wohlunterhaltenen Straßen und Wegen, die, begrenzt von verschiedenartigen Fruchtbäumen, weithin sichtbar sind und im Sommer dem Wanderer erquickenden Schatten spenden. An den Hügeln hin, in sonniger Lage, ziehen sich wohlgepflegte Rebgelände, und auf den Höhen reiht sich Acker an Acker. Es ist ein roterdig Feld, vor uns liegend wie eine in Beete zerstückelte Flur. Darauf weite Strecken Halmfrüchte — Weizen, Gerste und Korn — weithin schimmernd im Glanze ihrer goldenen Aehren. Mittenhinein ein purpurblühend Mohn-, ein blaufarben Leinfeld, im Windhauch wallend und wogend; hin und wieder zerstreut im Getreide die tiefblaue Kornblume und die knallrote Klatschrose. Wahrhaftig, dem Auge ein prächtiger Anblick, der den Blumenflor der Gärten durch seine überraschende Wirkung weit übertrifft.

Landschaftlich nicht uninteressant sind auch die Hopfenpflanzungen, sei es, daß diese Lieblingspflanze des biertrinkenden Volkes mit ihrem frischgrünen Laube am Gestänge rankt, sei es, daß nach dem Pflücken des

Hopfens die hohen pyramidenartig zusammengelehnten Stangen wie Gerüste riesiger Zelte weit hinaus in die herbstliche Landschaft schauen. Immer wird ein solches Hopfenfeld des Bierliebhabers Herz erfreuen.

Alles überragen die nicht großen, aber prächtigen Laubholzwaldungen, einladende Haine mit weichbemoosten Felsblöcken, belebt von dem melodischen Gesange singfleißiger Vogelscharen. Und wenn mitunter ein verstimmtes „Krah, Krah" der fast verrufenen Krähe hinein tönt, so muß man sich das gefallen lassen. Die Krähe ist im Hegau heimisch und harmoniert merkwürdig in ihrem schwarzen Gefieder mit den schwarzblau schimmernden Kegelbergen und ihren noch dunkleren Trümmerhaufen. Wer dort geboren ist, hat das stolze Tier lieb, und mit Interesse verfolgt er die Raben- und Dohlenschwärme, wenn sie bald die Lüfte durchwandern, bald auf den Auen und Feldern wie zu einer Beratung sich niederlassen. Und von allen Seiten her klingt es, von allen Wäldern und Feldern her schließt es sich an, und alles begrüßt sich mit ermunterndem Zuruf. Wenn dann die Nebelschleier des Herbstes über dem Hegau lagern, in Feld und Flur irdische Vergänglichkeit ihre Siege feiert, so sind die Raben es, die noch einiges Leben in die fast schon ersterbende Natur bringen.

Ueberhaupt bietet der Herbst im Hegau große Reize. Wenn die Schleier des Oktobernebels tief heruntersinken in die Niederungen und Thäler, und hier zerreißend, dort sich wieder zusammenwebend geisterhaft um die Felsenberge wogen, Baum und Fels in beständigem Wechsel enthüllen und wieder verhüllen, wenn der Wald finster rauscht und fallende Blätter ein prickelndes Geräusch verursachen, vor uns und um uns in dürren Kartoffelstauden helllodernd Feuer prasselt, dann kommt über uns ein eigenartig Gefühl, uns erinnernd an das Sterben der Natur. Aber noch ist menschliches Leben auf Feld und Flur. Im Wein-

berg sammelt der Rebmann die vollreife Traube; in der Niederung pflügt der Bauer grauschimmerndes Stoppelfeld, säet auf umgestürztem Acker und „eggt“ das edle Saatkorn in die wärmende Erde, es zu bergen vor der Raubgier frechen Spatzenvolkes. Aus den Reben erschallen hellklingende Jauchzer, krachen Pistolen und donnern die Mörser; unten ertönt's von allen Seiten „Hüh“ und „Hott“ und „Wist“ und mitten hinein fällt wiederum ein heftig Schimpfwort, — das pfeifende Geräusch knallender Peitsche. Am welken Gras glitzern vielfarbige Wassertropfen, naßkalt ist die Luft, und unfreundlich blickt der wolkenschwere Himmel. — Ein echtes Herbstbild! —

Welch ein Gegensatz dazu der Lenz mit seiner unvergleichlichen Anmut, seinem sonnenbeleuchtenden Blütenschnee; der nicht allzuheiße Sommer mit seiner Vielgeschäftigkeit, der goldgelben Erntezeit und dem fröhlichen Schnitterleben.

Einen besonderen Schmuck des Gaues bilden außer den zerfallenen Burgen, von denen bei der Wanderung „Vom Twiel zum Hewen“ ausführlicher gesprochen wird, die freundlichen, oft in Obstbaumwaldungen fast begrabenen Ortschaften und Städtlein. Geschichtliches wäre manches von ihnen zu erzählen, und wer noch daselbst aufgewachsen, ist durch manche Erinnerung mit ihnen verbunden, die aufzuzählen ein eigen Buch füllen würden. Doch da ist ja das „Höhgauer-Lied“, eine Dichtung Eduard Pressers. Es wurde einst viel gesungen, und in meiner Jugend stimmte auch ich mit ein. Weil es von den wichtigsten Hegauorten das bezeichnendste mitteilt, soll es dem Volksfreunde nicht vorenthalten und in etwas verkürzter Form wiedergegeben werden.

Dört obe uff de Stoffler Höh
Wie isch so prächtig und so schö!
Do lit ringsum im Sunneglanz
De Höhgau mit sim Burgekranz.

Im Oste glänzt de Bodesee
Und gege Süd de Alpeschnee.
En Nebelflor umhüllt de Rhi,
Wie Silber glänzt's im Sunneschi.

De Kraiha glicht em Zuckerhuet
Und au de Mägdberg sieht ma guat;
Am Randa glänzt an Silberstreif,
Isch echterst Schnee scho oder Reif?

De Hohetwiel luagt stolz i d'Luft,
Am Hohehöwa hangt scho Duft,
Und uf de Bittelbrunner Höh'
Legt's oft im Maia noch an Schnee.

De Homboll sitzt grad wie an Zwerg
Am Rucka uf am Stofflerberg,
Und Wieterdinge noh dabei
Pflanzt Wi und Frucht und allerlei.

Z'Hilzinga unta isch a Freud,
Am Kirbigmarkt hät's viele Leut;
We lustig isch bei G'sang und Tanz
Im Sterna, Ochsa, Krüz und Kranz.



Und z'Gottmadinga g'fallt es mir,
Dört trinkt ma feines Lagerbier,
Dört ist ma lustig und so froh,
Ma trifft's fast niene meh a so.

Und z'Enge use i de Stadt,
Do sieht sie s'Aug' beinah nit satt,
Mond, Sunne, Sterna bei enand,
Wie niene so im ganze Land.

D'Stadt Thenge grenzt scho noh a d'Boor,
Drum schneiet 's dört au 's halbe Johr,
Doch, wenn au dört kei' Reb' gedeiht,
So hät's doch bravi, frohi Leut'.

Und z'Blumefeld, gib acht uff's Thor
Wo d' ini gohst, sust hät's e G'fohr,
Wenn d' 's nimme findst, wenn d' use witt,
So findst en andre Usgang nit.

Im alte Zell am Untersee
Ist d' Gegni schö wie niene meh,
De See ist hell, so wie Christall,
Und lustig ist es überall.

Jo b'sunders am Husherrefest,
Do chummet d' Leut vo Ost und West;
Doch statt i d'Kirche goht i d' Höll
En menge Gast im alte Zell.

Z'Duetlinge spuckt's beim Poppelewirt,
De Burggeist dört i de Köpfe schwirt;
Beim Gartefest goht's lustig zua,
Bis oft des Morgens in der Fruah.

Und z'Singa a de blaue Aah,
Do suset lustig d' Isebah
I d' Schwiz, gi Enge und gi Zell,
Grad, wie e Wetter fahrt's so g'schnell!

Uo Nelleburg goht's nimme wit,
Gi Stocka, wo vor alter Zit
E' Narre-G'richt hät existiert
Und d'Narre a de Pranger g'führt.

Wem wär de Höhgau nit bekannt
Als schönster Gau i üsem Land?
E mildes Klima — Sunneschi —
Rift Obst und Frucht und guete Wi.

E flissig Völkli wohnt im Gau,
Im Schaffe üebt sich Ma und Frau;
Selbst uff de höchste Berge Rand
Goht no de Pflueg durchs Ackerland.

Drum bin i froh und freue mi,
Dass i en Bur im Höhgau bi,
Und sing mit frohem, heiterm G'müet
Mi heimatli Höhgauer-Lied.



III.

Das Lied spricht wahr; emsig und sparsam ist das Hegauervolk. Nur durch seinen unermüdlichen Fleiß ist es ihm gelungen, die Ertragsfähigkeit seines Bodens auf die höchste Stufe zu bringen. Wenn auch das Aeußere seiner Wohnungen nicht gerade Reichtum zeigt, so doch Wohlhabenheit. Ein solider Riegelbau ist durchweg die Regel, Steinbau nicht selten. Die Wohn- und Wirtschaftsräume ruhen oft unter einem Dach. Zuweilen trägt das Wohnhaus rotgestrichenes Gebälke, während die ausgemauerten Felder weiß bemalt sind. Zum äußeren Schmuck desselben gehören auch das Heiligenbild, nicht minder die Inschriften und Haussprüche, die sehr oft ein sprechendes Zeugnis sind für die gesunde Lebensauffassung des Volkes. Vor dem Haus oder neben demselben befindet sich der Garten mit Staket oder Buchsbaumhag eingefaßt, in demselben neben Küchengewächsen die größten Vertreter des Blumengeschlechtes: stolzleuchtende Sonnenblumen und flammrote Malven. Die Ruhbank nächst der Hausthür fehlt selten, ebensowenig als an den Fenstern farbschimmernde Zierblumen in buntem Gemisch, erfreulichen Sinn für Blumenpflege an den Tag legend.

Treten wir ein in die Stube, so finden wir alles blitzblank gescheuert, den Boden frisch gesandet, überall die größte Sauberkeit. Hinten im Winkel ist der mächtige Kachelofen, die „Kunst“ mit der bequemen Ofenbank; zwischen den hellblitzenden Fenstern, im „Herrgottswinkel“, das Kreuzbild mit geweihten Fruchtähren und Palmen geschmückt und unter demselben die dickleibige Heiligenlegende. Dort an der Wand die



Hegaulandschaft.

große Schwarzwälderuhr mit dem grellbemalten Schild, dazwischen farbige Bilder der Landesfürsten. Alles in anheimelnder, charaktervoller Zusammenstellung, ein Bild voll stiller Poesie.

Und die Menschen selbst! Es ist ein starkes, fast nüchternes und doch sympathisches Geschlecht; ernst geworden im Feuer der Leiden, in denen es im Verlauf der Zeiten geschmiedet worden. Trotzig aber auch ist das Volk wie seine Felskolosse. Hohe Körpergestalt verbindet sich mit ansprechender Gesichtsbildung. Unter dem weiblichen Geschlechte gibt es sogar solche, die über den Typus ländlicher Schönheit hinausragen. Zarte, blühende Hautfarbe, langherabfallende, blonde Zöpfe, hellleuchtende Augen vereinigen sich zu anmutigem Bilde. Der Hegaubauer ist nicht sentimental wie der Schwarzwälder, ungelenk in der Sprechweise und langsam in der Arbeit, sondern aufgeweckt und warmblütig, lebhaft in Gebärden und Redeweise. Er hält viel auf Ehre; bei den geringsten Leuten finden wir nicht selten vornehme, edle Denkungsart. Diebstahl, Landstreicherei und selbst Bettel sind selten. Oft herb ist der Hegauer im Ausdruck, kräftig sein Schimpfwort und wuchtig derb seine Flüche, wie eben Ochsen und ander Hornvieh solche brauchen, um zu verstehen. Der Fluch des Romeias: „Möcht' euch doch allzusammt ein Donnerwetter sieben Klafter tief in Erdboden hineinverschlagen!", hat echt hegauischen Erdgeruch. Und Rauchings „Zwei Mannslängen vom Leib, oder wir schlagen Euch den Schädel ein", hört man heute noch. Viel zarter klingt dann schon der schöne Gruß „B'hüet Gott" und „Grüeß Gott", den man zuweilen noch hört. Es läßt auf frommen Sinn schließen.

Obwohl gottesfürchtig, ist der Hegauer nicht bigott, trotz der vielen an Wegen und Stegen errichteten Kreuze und Bildstöcklein. Und wenn die Bilder des Gekreuzigten immer noch so schrecklich gemalt sind, wie ich sie aus meiner Jugend in Erinnerung trage, so waltet nicht der geringste Zweifel, daß Gott mehr gefürchtet als geliebt wird. Als gute Katholiken halten sie fest an der angestammten Kirche und ihrem Glauben. Für religiöse Spitzfindigkeiten haben sie kein Verständnis. Das „Rechtthun" geht ihnen über alles. Krasser Aberglaube, wie an andern Orten, findet sich selten, obwohl auch dieser hin und wieder sein garstig Haupt erhebt. Fanatiker als Pfarrer liebt das Volk nicht. Deshalb findet man gerade im Hegau noch geistliche Männer mit

duldsamem Herzen, mit mildem freundlichen Auge, immer wohlwollend dem vorwärtsstrebenden Volke — echte, rechte, katholische Priester.

Mit dem konservativen Sinne schwanden auch manche Eigenarten des Volkes. Vergeblich suchen wir heute den Hegaubauer im breitrandigen, schwarzen Filzhut, dem langen, dunkelblauen Rock, in Kniehosen und weißen Strümpfen, und die Bäuerin mit der „Schnellerkappe", der schwarzen Rundflügelhaube, die wie ein Nimbus ihr Haupt umgab, dem vielgefältelten Rock, der Schope mit kurzgepufften Aermeln und dem regenbogenfarbigen, seidenen Halstuche, das in seinen Enden flatternd über den Rücken hinabfiel.

In den Siebenziger Jahren sah man noch einzelne in der kleidsamen „Bauerntracht"; es waren häbige Leute, die sich in den neuen Kurs nicht schicken konnten und zäh am alten festhielten.

„I lass die Lederhosa a,
Wenn all's au drüber lacht,
I ha mi Freud jo selber dra,
A miner Buratracht.

Und uff em Kopf en Dreispitzhuat
Und Schnalla a de Schuah,
E rotes Liebli stoht mer guat
En Reiha Knöpf dazua.

E silber bschlaga Pfifli au,
Das rauch i jeda Tag.
Mi Wib, die ist a Burafrau
Uum ächta Buraschlag.

E Schnellerkappe treit si no
So wie a Rad am Pfau.
Wa brucht ma neue Moda do?
Mier sind jetzt beidi grau."

Die Sucht nach Verfeinerung hat auch hier die alten Trachten verdrängt, und in städtischer Kleidung sehen wir nicht nur das Jungvolk der Buben und Mädchen, sondern auch die Bauern und Bäuerinnen. Sonst aber trägt das weibliche Geschlecht bei gewöhnlicher Werktagsarbeit hellfarbige „Schope" und weißes Kopftuch, während in den angrenzenden Gebieten der Schweiz und der Baar das rote Kopftuch vorherrschend ist. Verschwunden ist auch der turmhohe Kopfschmuck der Hegauerbraut, die „glitzernde, glasperlenbehängte" Schappelkrone und mit ihr die manchem Brautpaar Schreck einjagende „Polternacht".

Ein Hegauer Brautzug früherer Zeiten war einst prächtig anzuschauen. „Voraus im Zuge wurde auf bekränztem Wagen der Brautschatz geführt; da fehlte die große Bettstatt von Tannenbrettern nicht, Rosen und Trudenfüße als Abwehr von Alp und Wichtelmännern und anderen nächtlichen Unholden waren darauf gemalt; an Kisten und Kasten folgte ein mannigfacher Hausrat. Die Ehrenmägde trugen

die Kunkel mit angelegtem Flachs und den schön gezierten Brautbesen von weißen Reisern, einfache Sinnbilder von Fleiß und Ordnung fürs künftige Hauswesen. An Jauchzen und Jubelrufen ließen es die Geleitsmänner nicht fehlen." Hochzeitsbitter mit großem Strauß am Gewande und bänderbehängtem Stabe luden zum Feste mit dem altherkömmlichen Ladspruche: „ihnen hinüberzufolgen über Weg und Steg, über Gassen und Straßen, Brück und Wasser zum Hochzeitshaus; dort werd' man auftragen ein Kraut und Brot, wie selbes geschaffen der allmächtige Gott, ein Faß werd' rinnen und Geigen drein klingen, ein Tanzen und Springen, Jubilieren und Singen. Wir bitten, laßt zwei schlechte Boten sein für einen guten, gelobt sei Jesus Christ!"

Die Wirksamkeit des Hochzeitbitters ist im Hegau vergessen, an dessen Stelle ist der Reichspostbote getreten.

Noch heute ist der hochgeladene Brautwagen bekränzt, doch bemalt ist die große Bettstatt nicht mehr mit „Rosen und Trudenfüßen", sie ist, wie der moderne Bauer, poliert und lackiert. Aber die Kunkel mit angelegtem Flachs, der schöngezierte Brautbesen fehlen auch in der modernen Zeit nicht.

Die Hochzeiten, die in mancher Familie mehrere Tage hindurch dauern, stehen immer noch wie früher im Vordergrund festlichen Lebens, während andere Festlichkeiten an Lustbarkeit eingebüßt haben.

Die größte Freude gewährte einst dem Hegauer die Fastnacht mit ihrer Narrenfreiheit, die tollsten Streiche zu begehen und allen Leuten ohne Unterschied des Standes die Wahrheit sagen zu dürfen. So wurde denn an mehreren Orten ein Narrengericht gehandhabt, welches sämtliche das Jahr hindurch begangenen Thorheiten, Lächerlichkeiten und dummen Streiche in ein Buch aufzeichnete und am Fastnachttage vor der versammelten Menge öffentlich verlesen ließ. Es war dies eine wirksame Schule, die Leute behutsam zu machen, wirksamer als alle Ermahnungen geistlicher und weltlicher Volkserzieher. Die berühmteste Hegauer Narrenzunft war die zu Stockach, die sogar fürstlich gestiftet und gefreit war. Und jährlich zur Fastnachtszeit strömten in Scharen die Hegauer dorthin, um dem Narrengerichte beizuwohnen. Solche Einrichtung zeugt für eine kräftige, lebensfrische Bevölkerung. Eine schwächliche, fadenscheinige Sittlichkeit erblickte darin eine Anstalt des Unfugs und der Rohheit und schaffte sie ab. Allmählich geriet das

Narrengericht in Vergessenheit, und heute erfreut sich das junge Volk an Narrenzügen von Haus zu Haus oder an der Aufführung von grauenerregenden Ritterstücken.

Dagegen ist doch im Jahre ein Tag, wo der Bauer für einige Augenblicke Arbeit, Not und Sorge vergißt und nur der Freude und dem Vergnügen lebt: es ist die Kirchweih. Sagt doch ein altes Sprichwort:

„Kein Dörflein im Lande ist so klein,
So ist doch einmal im Jahre Kirchweih darein."

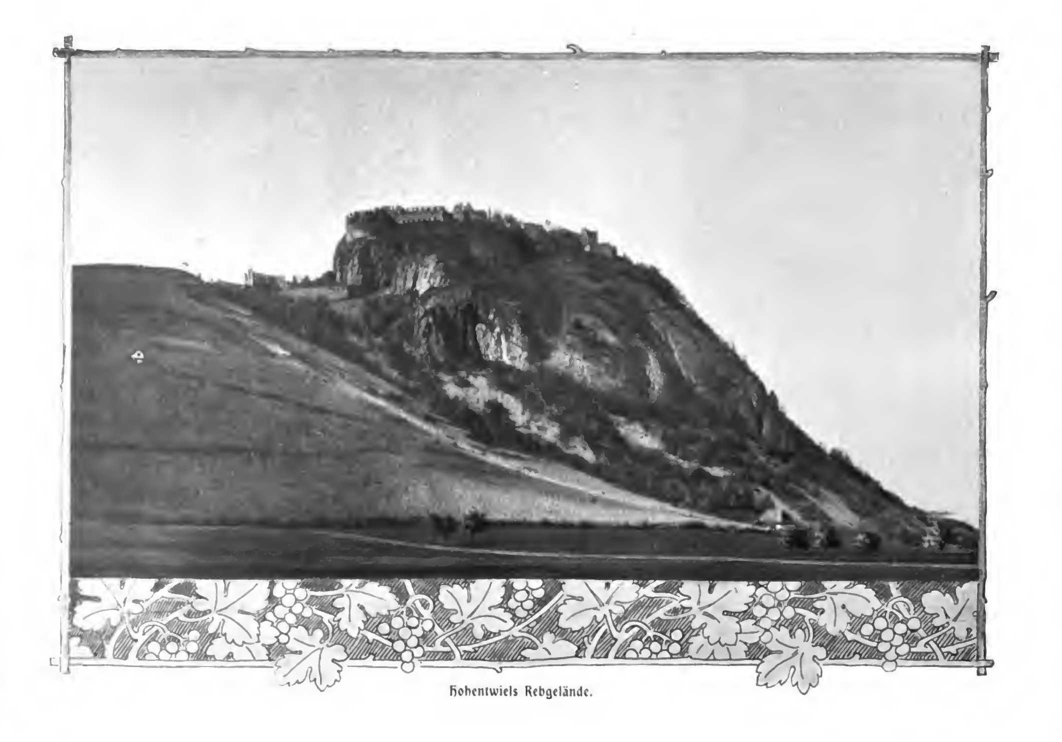
An diesem Tage ist auch das Gesinde frei. Da darf nichts fehlen, was Herz und Gaumen erfreut; auch Musik und Tanz nicht, sind sie doch dem Hegauer das, was dem Kinde die Butter auf dem Brote. Und wenn dann in später Abendstunde, vom Weine erfreut, das Auge heller erglänzt, der eine und andere in den „sieben Sprüng" oder dem „hunnischen Hupfauf" sich ergeht, dann erreicht die Lustigkeit ihren höchsten Grad.

Einem guten Trünklein ist der Hegauer nicht abgeneigt. Er hat denn auch für genügend Wirtshäuser gesorgt, wohlbedacht auf seine und des Fremden leibliche Notdurft. Dem lustigen Zecher, von dem Hebel sagt:

„In alle Dörfere her und hi
Do het er gfrogt enanderno:
Sin Leuen oder Bäre do?"

könnten die Hegauer antworten: Nicht nur solche, sondern auch Tiere sanfteren Charakters, als da sind ‚Ochsen', ‚Hirschen', ‚Lamm' und ‚Rößle'; aus dem Reich der Lüfte holten wir den ‚Adler', vom Firmament ‚Sonne', ‚Mond' und ‚Stern' und aus den himmlischen Gefilden selbst den ‚Engel'. Auch das ‚Kreuz' ist im Hegau zu treffen. ‚Kranz' und ‚Krone' winken dem müden Wanderer als ersehntes Ziel und ‚Ekkehard' bietet dem durstigen Scheffelfreunde erquickende Stärkung. Einen guten, alten Tropfen; ausgezeichnetes Bier — einheimisches Gebräu — trinkt man überall. Wird uns dies noch von einem schönen Hegauerkind kredenzt, dann wird Labung nicht nur dem ruhebedürftigen Körper, sondern auch dem poesiedurstenden Herzen.

* * *



Hohentwiels Rebgelände.



Abends nach vollbrachter Arbeit läßt sich der Hegauer auf der traulichen Hausbank familienweise nieder, und wenn dieselbe nicht mehr ausreicht, wird der Mangel durch herbeigeholte Stühle ersetzt. Immer munterer wird es auf der Gasse, als ob sie sich in eine Familienbesuchstube verwandelt hätte. Das junge Volk aber zieht draußen auf der Straße dahin in fröhlicher Schar, Arm in Arm, schwatzend und singend. Da klingen sie hinaus, die alten schwermütigen Lieder von dem Brünnelein, wo die Untreue an den Tag kam; von dem Städtchen, wo die „Eine" nicht zu finden ist, von „Scheiden und Meiden"; abwechselnd ertönt auch eine lustige, übermütige Weise.

Und wenn dann die Tage kürzer werden und die langen Winternächte kommen, da gehen die Erwachsenen „z'Liecht". Da schnurren die Spinnräder; man liest vor oder erzählt sich Sagen und Märchen von der alten Burg, von ihren verborgenen Schätzen, vom wilden Heer, vom verzauberten Grafen, Gespenstern und Hexen, vom Schrättele und tausendfachem anderem Spuk.

Fällt eine solche Zusammenkunft auf den Andreasabend, dann wird der Schleier der Zukunft enthüllt. Vor allem sind es die erwachsenen, unverheirateten Mädchen, die an diesem Abend an das Schicksal eine Frage stellen und zu erfahren suchen, ob sie ihr Lebensziel, die Verheiratung, im kommenden Jahre erreichen werden und was für ein Mann ihnen zugedacht sei. Da wird flüssiges Blei in Wasser gegossen; aus der Form, die das geschmolzene Blei annimmt, wird die Gestalt oder die Beschäftigung des Zukünftigen erschlossen. So war es schon zu Herzogin Hadwigs Zeiten, wo auch die Frauen

in mitternächtiger Stunde zusammenfaßen. „Und die Griechin brachte eine Schale mit Wasser und etliche Stücklein Blei und einen metallenen Löffel . . . und hielt den Löffel mit dem Blei über das Licht der Lampe. Das Blei schmolz und bewegte sich zitternd, da stand sie auf, murmelte etliche unverständliche Worte und goß es herab. Zischend sprühte das flüssige Metall in die Wasserschale. Frau Hadwig wandte ihren Blick in scheinbarer Gleichgültigkeit. Praxedis hielt die Schale ans Lampenlicht; statt in seltsame Schlacken zu splittern, war das Blei zusammenhängend geblieben, ein länglich zugespitzter Tropfen. Matt glänzte es in Frau Hadwigs Hand. — Wie eine Thräne! sprach die Herzogin ernst und stützte ihr Haupt auf die Rechte.“

Wie manche Leserin mag selbst schon in stiller Einsamkeit der Nacht bleigießend damit beschäftigt gewesen sein, den zukünftigen Freier zu ergründen? Und wie manche sucht durch Kartenschlagen und Loswerfen ihre Zukunft zu ergründen? Es liegt darin mehr als ein kindlicher Scherz. Es spiegelt sich darin der ganz natürliche Wunsch des Menschen, sein Lebensglück voraus zu schauen.

Sonst kommt bei einem Lichtgang so recht die Sage zur Geltung. Singt sie ihre Zauberweisen mit wundersüßer Stimme, dann vergißt das junge Volk die nüchterne Welt und wird zum Träumer. Wer Lust hat, die Sage kennen zu lernen, der suche sie nicht auf Straßen und Aussichtswarten, sondern im traulichen Heim eines stillen Hegaudörfchens. Da hört man von versunkenen Städten und verborgenen Schätzen, von bösen und freundlichen Geistern, die in den zahlreichen Burgen umgehen. Unfaßbar ist es dem Volksgemüt, daß niemand mehr in jenen düsteren Mauerresten wohnen soll, die so finster und rätselhaft von ihren Felsen herunterschauen. Aber vieles, was einst geschichtlich war, ist Sage geworden, weil es dem Gedächtnis des Menschen entschwand. Sage wurde die eine und andere Erinnerung an die Kelten- und Römerherrschaft, Sage die Erinnerung an die Kämpfe zwischen Alemannen und Römern, Sage die Erinnerung an die Zeit drückender Ritterherrschaft. Groß hebt sich aus all' diesen Gestalten einer hervor: die des Schirmvogt Christoph Poppolius Meier auf Hohenkrähen, der heute noch „geistweis“ gehen und die Leute als neckender Kobold belästigen soll. Was der Rübezahl für das Riesengebirge, das ist der Burggeist „Poppele“ für den Hegau.

Poppolius Meier war eine geschichtliche Persönlichkeit, Schirmvogt einer verwitweten Freifrau von Krähen, dessen irdischer Leib in der Pfarrkirche zu Mülhausen bestattet wurde, woselbst noch sein Grabmal mit der nicht mehr lesbaren Aufschrift: „Hic jacet Poppolius“ zu sehen ist. Von Gestalt klein und schwächlich, aber wild und unbändig, war er ein großer Liebhaber von einem kühlen Trunke.

Einst spät in der Nacht sprach ein vorbeireisender Abt auf der Burg Hohenkrähen vor, bat um Imbiß und Nachtlager. Poppele hieß ihn freundlich willkommen. Man setzte sich zur Tafel, war fröhlich und guter Dinge. Der Becher machte wacker die Runde, Scherzwort folgte auf Scherzwort. Auf einen groben Spaß des Schirmvogtes erwiderte der Abt: „Prahlet nicht so sehr mit euer Stärke, Herr Poppolius, denn ihr gleichet ja leibhaftig dem dürren Knochenmann und möchtet wohl durch ein Nadelöhr gezogen werden.“ Aufgebracht über diesen Schimpf, sprang der weinerhitzte Vogt von der Tafel auf, befahl seinen Knechten, den wohlbeleibten Pfaffen in das unterste Verließ der Burg zu werfen, bis er so mager sei wie er selbst. So geschah es. Der Abt wurde nicht eher entlassen, bis er so dünn wie der Burgvogt geworden war. Voll Ingrimm über die angethane Schmach verfluchte er Poppolius mittelst eines in der Klosterbibliothek gefundenen Zauberbuches: „Nicht ruhen soll sein Geist, wenn sein verruchter Leib im Grabe liegt, sondern als Kobold ruhelos wandern bis zum jüngsten Tage.“ Bald darauf brach der Schirmvogt durch einen Sturz das Genick. Des Abtes Fluch ging in Erfüllung.

Seitdem ist „Poppele“ der Neckgeist des Hegaus, der überall spukt, überall und nirgends die Leute, doch nicht in bösartiger Weise, foppt. Er macht sich den Spaß, die Räder vorbeifahrender Kutschen und Wagen so lange zu sperren, bis er durch Fluchen verjagt wird. Besonders auf Geistliche und Klosterfrauen hat er es abgesehen. Während des Dreschens im Winter wirft er den Knechten alle Garben vom Gebälke; den Mägden trägt er vor einer Wäsche so viel Wasser herbei, daß die ganze Küche überschwemmt wird. Eine Art Bannspruch, der vor solchen Streichen schützt, ist der Ruf: „Nit z'litzel und nit z'viel!“ der von Knecht und Magd abends nach der Betglocke in Scheune und Waschhaus gerufen werden muß. Aber Poppele selbst benutzt das „Nit z'litzel und nit z'viel“ nicht selten als Mahnruf, insbe-

sonders Liebespärchen gegenüber, die er gar häufig, doch harmlos neckt. Da hat sein Wort schon manchesmal eine gute Anwendung gefunden, wie solches ein ungenannter Dichter in treffenden Reimen schildert und in Jensens ‚Schwarzwald' veröffentlicht worden ist:

„Hoch oben auf dem Schlosse
Das Abendglöcklein laut verklang
Und nieder sass ein sittig Paar,
Verlobt seit einem Vierteljahr.
Es betete, es träumte, sang,
Es äugelt', lacht' und scherzte,
Es küsste sich und herzte. — —
Urplötzlich zeigt auf weissem Rosse
Ein Mann, totbleich und hager,
Gekrümmt und klappernd mager,
Den beiden fast Verzückten sich.
Hu! schaudern sie zurück
Vor seinem stieren Blick!
Ist's einer von den wilden Rittern
Des Höhgau's? frug die Maid mit Zittern;
Was will er hier? Was ist's — wie heisst?
Es ist bei meiner Ehre,
Sagt leise Kunz, ich schwöre,
Es ist des edlen Burgvogts Geist.
Hierauf regt alsogleich
Sich ein gespenstig Wesen;
Der Geist, kein Freudebringer,
Erhob den Warnefinger
Und stöhnt: Ja, ja, ich bin
Der Poppele von Krähen
Nicht weit von Hohentwiel;
Wohlmeinend rat' ich Euch:
Nit z'litzel und nit z'viel!"

Nachdem seit Jahrzehnten das schnelle Dampfroß den Gau durcheilt, Straßen und Wege nicht mehr so holperig und in Scheune und Wohnhaus bequemere Einrichtungen getroffen worden sind, sollen Poppeles Streiche seltener geworden sein. Aber recht boshaft soll er sich noch heute gegen jene benehmen, welche allzuspät vom Abendtrunk nach Hause gehen, indem er sie stundenlang irreführt oder in einem Graben oder Wiesbach denselben ein unfreiwilliges, immerhin erfrischendes Bad bereitet.

Die Welt ist klüger geworden, des Burggeists Macht ist gebrochen; allein wo allzu feurige Liebe das Menschenherz bewegt, wird Poppeles Mahnspruch noch immer Segen bringen, und so lang der Hegaubauer bei edlem Wein begeistert seine Lieder singt, wird von des alten Ritters Spuk auch in Zukunft noch zu hören sein.

„Schwankt auf dem schmalen Pfade
Des Nachts ein Trunkner hin,
Der Geist wird ohne Gnade
Ihn auf die Seite ziehn.
Drum geht im Volkesmunde
Noch heut' die Sage fort:
Der Poppele mach' die Runde
Als Plaggeist da und dort."

So fruchtgesegnet der Hegau ist, so reich sein Sagenschatz, so unwandelbar schön aber auch seine Landschaft, mit ihren burgengekrönten Felsenbergen, unter denen der Hohentwiel der anziehendste ist.

Ihm gilt nun unser Besuch.



Hohentwiel.

Geboren einst aus Feuerstrom
Und dann erstarkt zum Riesendom,
Steht dort ein Berg im Schwabenland
Und wird der „Hohe Twiel" genannt.
Der reckt sein Haupt gar schroff und frei
Gebietend aus dem Höhengäu,
Und schaut die Umwelt herrisch an,
Ein starker, stolzer, reicher Mann.

Gustav, Graf v. Enzenberg.



Dicht unter dem Hohentwiel liegt Singen, ein freundliches Städtchen, rührig und gewerbetüchtig. Etwas modern mutet es einem an; gradlinig sind seine neuen Straßen, romantische Krümmungen und idyllische Winkel sind ängstlich vermieden. Doch seine Häuser und Villen sind frohmütig und reden von heiterem Wohlstand. Die Leute gastlich und zuvorkommend.

Eine Menge Schienenwege führen zu ihm, darum der prächtige Bahnhof. Und dieser deutet wiederum hin auf den großen Fremdenverkehr zur Sommerszeit.

Anders war dies zu Zeiten, als Singen noch „Sisingia" hieß, von Sumpfland umgeben, ein ärmliches Dasein fristete. Jedenfalls war dieser Ort eine römische Niederlassung und stand einst da, wo heute der Remishof liegt. Erst im Jahre 787 wird sein Name genannt, anläßlich einer Uebertragung an das Kloster St. Gallen. Die Kirche in Singen wurde 1359 der Reichenau einverleibt und im Jahre 1434 stellte Konrad von Fridingen einen Revers aus über die „Widem zu Singen, daß solche von dem Gotteshaus Reichenau mit 130 Pfund möge gelöset werden". Mehrere hegauische Edle waren in Singen begütert, am meisten die Herren von Fridingen. An die Familie von Rost kam das Dorf im dreißigjährigen Kriege und durch diese an die Grafen von Enzberg, welche daselbst heute noch ein schönes Schloß mit großem Parke besitzen.

Einst ein bescheidener Hof, wurde Singen ein stattliches Dorf, und seit Oktober 1899 nennt es sich stolz eine Stadt. Die dralle Bauerndirne verwandelte sich in ein modern gekleidetes „Stadtkind", zukunftssicher und heiter in die Welt hineinblickend, drum

„Behüt dich Gott, du liebe „Neustadt Singen",
Behüt dich Gott, zur guten Lebensfahrt!
So mög's noch lang im schönen Hegau klingen.
Vom Hohentwiel grüsst dich dein ‚Ekkehard'!"

Ekkehards Gruß gilt auch uns. Eine Mahnung zugleich, endlich dem Schauplatz des „Ekkehard" sich zu nähern. — —

Der gewaltige, schroff aufsteigende Felsklotz strahlt im schönsten Glanze der Mittagssonne. Der dicht umbuschte klare Aachfluß ist überschritten. Die staubweiße Straße zeichnet sich scharf ab von den grünen Kulturen. An Rebgeländen vorüber, die einen guten Wein liefern, steigt sie nun sanft den Berg hinan. Links die steilen Felsen, bewachsen mit Waldbäumen, Stachelbeer- und Brombeerbüschen und schönwipfligen Eschen. Rechts üppige Obst- und Nußbäume mit gewaltigen Laubkronen, dem Wanderer kühlenden Schatten spendend. Traubengamander und Bergehrenpreis und andere wohlriechende Kinder hohentwielscher Flora würzen die Luft mit ihrem angenehmen Dufte.

Hin und wieder schlägt unser Fuß an abgebrochenes Gestein, seltsam klingenden Ton von sich gebend:

„Als woll' es von seliger Jugendzeit
Ein Lied der Sehnsucht uns singen."

Darum heißt das Volk das hohentwielsche Gefelse ‚Klingstein', die Gelehrten nennen es Phonolith.

In halber Höhe auf dem Staffel, am nördlichen Fuße des Felsens empfängt uns der in idyllischer Ruhe liegende Schulzenhof. Jedenfalls schon zur Zeit der Herzogin Hadwig bestehend, scheint er früher auch befestigt gewesen zu sein. Starkes Mauerwerk an der südöstlichen Seite, an welches die Gebäude anlehnen, läßt darauf schließen. Neben der Pächter- und Beamtenwohnung befinden sich noch mehrere Oekonomiegebäude. Links erhebt sich das gastliche Wirtshaus mit der schönen Linde, dem schattigen Vorplatze und der einladenden Laube. Von dieser aus führt ein in die Felsen gesprengter Waldweg zu der wenige Minuten entfernten „Scheffelruhe". Es ist ein einsam lauschig Plätzchen, rückwärts verwitterter, moosbedeckter Stein, überhängt von üppigem Gebüsch, umrankt von der Waldrebe mit ihren schön schimmernden, weißen Blüten. Vorn hübsche Aussicht auf das stille Aachthal. Im Anwaltsgebäude, kenntlich durch das Glockentürmchen, befindet sich der hübsche, protestantische Betsaal, in welchem wertvolle von Widerholt und anderen gestiftete Kirchengefäße aufbewahrt werden. Unter der großen Linde hat J. V. v. Scheffel an seinem „Ekkehard" geschrieben, und im Zimmer „Nummer drei" des Gasthauses wohnte er.

Am Wege, der zur Burg emporsteigt, liegt links der kleine, ummauerte, schon vor Widerholts Zeit benützte Friedhof, über dem sich fast überhängende, dicht bewaldete Felsmassen auftürmen. Die Grabeshügel sind von dichtem Gras überwuchert und meistens eingesunken. Mancher Kriegsmann aus Widerholtschen Tagen ruht hier. Alte, von der Zeit halb verwischte Inschriften deuten darauf hin, daß wir auf den Gräbern eines Soldatenvölkleins wandeln, das einst hier oben meistens stille, mitunter aber auch schwere, stürmische, kampferfüllte Tage erlebte. Da steht ein arg beschädigtes, verwittertes Rokokodenkmal des Expeditionsrates und Inspektors Alexander Weiß, mit den allegorischen Gestalten der Mathematik und Justitia. Neben demselben lenkt ein schönes, großes Schmiedeisenkreuz mit nicht unwichtiger Inschrift das betrachtende Auge auf sich. Des vorgenannten Gattin hat hier ihre Grabstätte gefunden. Weil die Inschrift vielsagend, sei sie hier wiedergegeben und zwar zunächst die Worte auf dem eisernen Kästchen außen:

Hier nach vollendeter Thränen-Saat ist ausgesäet zur Unverweslichkeit auf jene Erndte der Freuden ein schwacher unverweslicher Leib der Frauen Susanna Magdalena Weissin, eine geborene Reuchlinin. Sie wurde eine Tochter der Erde den 28. Dez. 1705, eine geliebte Gattin den 23. Nov. 1723 des Weiland Herrn Alexander Weiss, 45jährigen Expeditionsraths und Staabs-Kellers allhier, dessen Gebeine zu ihrer linken Seite sanft ruhen! Sie wurde eine zärtliche Mutter von 7 Söhnen und 8 Töchtern, eine sorgfältige Gross- und Ur-Grossmutter von 30 Enkeln und 5 Urenkeln. Eine trauernde Wittwe den 6. Febr. 1769 und endlich den 17. Okt. 1775 ein Erbe des Himmels.

Auf der Innenseite des Deckels des eisernen Kästchens steht:

Diesen hier ruhenden Eltern folgte den 19. März 1800 ein Sohn Ludwig Alexander Weiss, Obrist-Wachtmeister, geb. den 10. Novemb. 1727. Nur wenige Tage ertrug seine geliebte Gattin Regina Elisabeth, geb. Werner, den erlittenen Verlust. Sie folgte unter schmerzlichen Gefühlen, ihren einzigen Sohn zu verlassen, dem Gatten den 24. April im 68. Jahre in die Wohnung der Seligen nach.

Bald nachher erlag auch die schon von den Ureltern, als Beamte, bewohnte Veste, sie wurde aus Sorglosigkeit eine Beute der Hinterlist und des Raubes.

So ist noch manches Grab erkenntlich. Neben dem lebensmüden Greis ruht der tapfere Mann, der in der Blüte der Jahre geknickte Jüngling. Ueber uns saust wild der Wind, er zieht hin über die Grabeshügel, rauscht melodisch in den Laubbaumwipfeln, unbekümmert um die Toten, die da ihre Ruhe gefunden. Dieser stille Platz bildet eine treffliche Vorbereitung, nicht für die Herrlichkeiten der Natur, nicht für die unvergleichliche Rundsicht, die uns da oben geboten werden, wohl aber auf die fast wehmütig stimmenden Trümmerreste der einst stolzesten Feste Deutschlands.

Gleich über dem Friedhof, wo in verwittertem Grau die Felswand zur Himmelsbläue emporstrebt, befindet sich in den Berg hinein geführt, bedeckt von allerlei Gestrüpp, eine Felsengrube. Denn ein schönes Mineral, versteinten Tropfen gleich, nadelförmig, strahlig und rundlich, in verschiedenen Farben goldgelb, braun bis blutrot und weißlichgelb erglänzend, findet sich in den schmalen Rissen, Klüften und Höhlungen des grauen Klingsteins.

„Und ein goldgelb Cröpflein Natrolith
Im geschwärzten Stein oft erscheinet . . .
Das sind die Chränen, die der Basalt
Der gesprengten Molasse weinet."

Dieses Mineral sei Edelstein, so meinten die Leute; doch steinkundige Forscher nannten dasselbe Natrolith. Und da der Stein sehr selten ist, ließ man nach ihm graben, schliff und polierte ihn und verwendete ihn zu allerlei niedlichen Schmuckgegenständen. Wer schon im k. Residenzschlosse in Stuttgart war, erinnert sich an die gelbrot glänzenden Einlagen am Treppenaufgang. Es ist Natrolith aus der Felsengrube des Twiels, der einst eines Königs Herz erfreute und welchen noch heute, rohgebrochen oder poliert, der Hohentwielbesucher zur bleibenden Erinnerung mit sich nimmt.

Auch wir brechen zur Vorsicht jetzt schon ein schönes Stück dieses seltenen Gesteins als Schmuck für unsern Schreibtisch, dann lenken wir unsere Schritte den Berg hinan.

Steil geht es um den Fels herum aufwärts. Eine starke Viertelstunde und man ist vor dem überwölbten Eingang der frühern Festung angekommen, dem Alexanderthor — einem langen, düstern Gang, der unter den Bastionen durchführt und mit dem Ludwigsthor endet. Doch



Ruine Hohentwiel von Westen.

vor dem Eintritt durch das Thor in die Festungswerke erhebe man seinen Blick zur Ruine. Da erhält man den großartigsten Eindruck von den gewaltigen Trümmern, da bieten sie einen Anblick, der malerisch zu nennen ist.

Beide Burgen sind hoch übereinander getürmt in riesenhaften Trümmermassen; vor uns die vielen leergebrannten, schwarzfarbigen Steinbauten mit ihren gestaffelten Giebelwänden, gefahrdrohend in die Luft ragend; über uns links die sturmzerrissenen, auf den kahlen Felsen gründenden Umfassungsmauern; zur rechten Seite der gesprengte Rundturm mit seinen eingestürzten Gewölben, immer noch stark und wuchtig, als müßte er einer Ewigkeit trotzen.

Der lange Gang ist durchschritten. Durch einen kleinen, mit Sträuchern und Waldreben dicht bewachsenen Hofraum, am zerstörten Karlsthor und dem einstigen Rebhaus vorüber, gelangt man auf den freien Platz der Karls- und Eugensbastion, der eine entzückende Aussicht gewährt.

Zu unseren Füßen in weiter Runde wogende Saatfelder, da und dort im dunkeln Grün hellschimmernde Städtchen, kleine Dörfer, weiter hinten im blauen Duft der Bodensee — über allem der goldene, lachende Sonnenschein. Vor uns blicken wir in den mächtig breiten Graben; hoch aufgemauerte Bastionen springen in spitzen Winkeln hinein. Gewaltsam zerstört, zeigen sie finstere Kasemattenräume. Zerstreut umher liegen gesprengte, felsengroße Mauerstücke, dem Menschen Achtung gebietend, als wären sie versteinerte Wachen vergangener Kriegszeiten. Hin und wieder findet sich ein verirrter Obstbaum, knorrig und ungestaltet, ein zarter Hagrosenstrauch, über die Trümmerreste wohlthuenden Frieden ausbreitend.

Es weht ein kühler Wind auf halber Bergeshöhe. Ein Sausen und Brausen geht durch Bäume und Sträucher. Eine eigenartige Melodie klingt in unser Ohr; erst trotzig wie Schlachtgesang, dann ernst wie Nachtigallenlied, wieder fröhlich und schmetternd wie Lerchenschlag, endlich innig und traurig wie Harfenton.

Ernst blickt der Twiel, der wetterharte Felsenmann. In seinem Eichenlockenwald spielt der Wind; auf seinem tausendfach durchfurchten Steinantlitze gaukelt glänzender Sonnenstrahl, dasselbe heute besonders heiter zeigend. Er will gemütlich werden, der gute Alte, will uns

seine Geschichte erzählen, uns einladen zum Sitzen, zum Lagern im Grase zwischen stolzblickenden Bergnägelein und silberglänzenden Wetterdisteln.

Wer hätte da nicht Folge geleistet. An Zeit mangelte es nicht. Und ein Blick in das schwerfällige Leben der Vergangenheit konnte uns nur die so viel geschmähte Gegenwart verdaulicher machen. Nicht lange ließ der Alte auf seine Herzensergießung warten. Noch einmal ein Recken und Strecken, dann hub er an und erzählte seine Geschichte, erzählte von allem, was ihm zumeist im Sinne lag. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Und was wir damals vernommen, schrieben wir zur Erinnerung nieder. Besonders anmutend war für uns das zehnte Jahrhundert, die Zeit Hadwigs und Ekkehards, und weil uns so vieles bekannt und wir uns fast heimisch fühlten, verweilten wir länger bei ihm, indessen die übrigen Jahrhunderte der Geschichte Twiels in großen, kräftigen Zügen ihre Darstellung gefunden.





Hohentwiels Geschichte.

Es gab eine Zeit, da alles Land um Twiel von undurchdringlicher Waldung bedeckt war. Finster und unwirtlich lag es da. Kein Zelt, keine Hütte war errichtet; in Höhlen tief wohnte der Bär, auf den Triften graste der furchtbare Auerochs.

Die Menschen mieden die Waldgründe und wohnten am See. Sie mehrten sich aber, ihre Sitze wurden enger; die Axt that ihr Werk, das Dickicht wurde gelichtet, auf dem Sumpf- und Waldland erhoben sich menschliche Wohnstätten, deren Bewohner Schutz und Zuflucht auf der luftigen Höhe des Twiels suchten. Es waren die *Kelten*. Fundgegenstände, Fragmente vorrömischer Gefäße, Waffen und Werkzeuge aus Feuerstein, aus Bein und Hirschhorn, endlich die vielen Grabhügel geben lebhaftes Zeugnis von ihrem einstigen Dasein. Und weil sich dies Volk auf der Bergesspitze seinen Göttern näher fühlte, schuf es auf Twiel eine Opferstätte; es nannte dieselbe Duellum oder Duellium, von welchem Worte des Felsenberges Name abgeleitet wird.

Die welterobernden *Römer* nahmen dann Besitz davon, bauten auf demselben eine Warte und machten aus ihm einen festen Ort, um das eroberte Land gegen die kriegsfreudigen Alemannen sicher zu stellen. Nicht die

geringste Spur römischen Mauerwerkes ist mehr vorhanden; die Stürme, welche im Laufe vieler Jahrhunderte über die Felsenburg brausten, haben sie verwischt. Aber römische Siegelerdescherben hat man auf dem Hof Hohentwiel gefunden, ebenso einen römischen Siegelring von Silber. Eine römische Niederlassung lag beim „Remishof", eine andere in der Nähe von Singen, auf der „Burg", und römische Straßen durchkreuzten die Gegend nach allen Seiten.

Vermutlich ist das römische Kastell zur Zeit der Völkerwanderung von den verheerenden Scharen Attilas zerstört worden. Aber Krieger mit Schwert und Schild werden auch in Zukunft da oben gehaust haben. Die Geschichte jener Jahre ist allerdings in Sage und Dunkel gehüllt; denn erst im 9. Jahrhundert stoßen wir auf einigermaßen sichere Nachrichten. Nicht ganz verbürgt ist es, daß um das Jahr 806 Pipin, Karls des Großen Sohn, Besitzer der Burg gewesen ist; indessen wurde schon früh auf Twiel das Kreuz aufgerichtet, und vermutlich schon unter Ludwig dem Frommen haben sich Mönche auf dem Berge angesiedelt. Wo einst nur das Klirren eherner Schilde zu vernehmen war, tönte jetzt silberhell das Klosterglöcklein, und neben dem erschütternden Kriegsliede erklang frommer Beter andachtsvoller Chorgesang.



Ruine Bodman.



I.

„Stürmisch war's in jenen Tagen,
Als ein mächtig Brüderpaar
Seinen Sitz hier aufgeschlagen,
Das der Stolz des Landes war.
Da hat noch die Kraft gegolten,
Da stritt noch des Mannes Mut,
Und in Männer-Adern rollten
Deutsche Kraft und deutsches Blut."
O. Schönhuth.

Es ist der Ausgang des neunten und der Anfang des zehnten Jahrhunderts. Im Besitze des Hohentwiels befinden sich die sogenannten Kammerboten Erchanger und Berthold. Der größte Teil des Thurgaus und Oberschwabens stand unter ihrer Leitung. Ihre eigenen Besitzungen lagen am Bodensee und im Hegau; ihr Hauptsitz war die alte Burg Bodman, heute nur noch in wenigen Trümmern sichtbar. Neben diesem Brüderpaar und nicht immer im besten Einvernehmen mit ihm stand der kluge und stolze Abt-Bischof Salomo von Konstanz, ein inniger Freund des Königs Konrad. Zur selben Zeit, im Jahre 911, suchte, um das Königtum zu schwächen, ein mutiger Mann die Herzogsgewalt an sich zu reißen. Es war der Markgraf Burkhard aus dem Geschlechte der Grafen des Thurgaus, dessen Mark gegen Italien in den höchsten Alpen lag. Er nannte sich „Fürst der Alemannen" und verlangte, als Herzog des Landes anerkannt zu werden; vielfacher Widerstand begegnete ihm, vornehmlich von Salomo und den beiden königlichen Beamten. Auf einem Landtage wurde er in

wildem Volksaufruhr getötet, seiner Witwe die Habe genommen und deren Söhne Burkhard und Udalrich aus dem Lande vertrieben. Da erschienen an Deutschlands östlichen Grenzen die Ungarn, ein wildes Nomadenvolk. „Sie sind kleine Männer mit tiefliegenden Augen — so berichten Zeitgenossen —, ihr Ansehen ist gräßlich; auf leichten Pferden, die sie nie verlassen, umschweben sie die schwerbewaffneten Gegner und schießen furchtbare Pfeile von hornenen Bogen." Diese Barbaren bedrohten nun Alemannien. Noch war des König Konrads Gewalt nicht befestigt. Jedes Gemeinwesen war auf Selbsthülfe angewiesen. Da nahmen sich Erchanger und Berthold ihres bedrängten Landes an. „Saget euern Führern," antworteten sie den wilden Horden, „mögen sie immer kommen mit Heeresmacht, wir haben Eisen und Schwerter und fünf Finger an der Hand, um Feinden, wie sich's gebühret, zu begegnen." Die Brüder verbanden sich mit Herzog Arnulfs tapferem Bayernheere. Und da wo der Inn seine vollen Wogen der Donau zuführt, unweit Passau, kam es zur blutigen Schlacht. Fast gänzlich wurde der gefürchtete Feind vernichtet. Siegreich kehrten Erchanger und Berthold in ihre Lande zurück. Das Volk jubelte ihnen zu. Ihre Macht vermehrte sich von Tag zu Tag. Sie schalteten nicht mehr wie Diener der Königs, sondern wie selbstherrliche Fürsten; nur der Herzogsname fehlte ihnen noch. König Konrad fühlte seine Ohnmacht gegenüber diesen fast unüberwindlichen Persönlichkeiten, suchte sie deshalb gütlich auf seine Seite zu ziehen, verständigte sich mit ihnen, und zum Unterpfande dieses Dreibundes vermählte sich der König mit Erchangers Schwester Kunigunde. Durch diese Ehe hoffte er, Schwaben dauernd an das Reich zu fesseln.

Des Königs Rechnung war irrig. Er selbst that wenig, um ein gutes Einvernehmen zu erhalten. Schlimmen Einfluß auf ihn übte der Bischof Salomo. Kurz vor dem Ungarnkrieg, im Dezember des Jahres 911, stattete der König diesem einen Besuch ab und ritt mit dem Bischofe und stattlichem Gefolge nach St. Gallen, wo er festlich empfangen und drei Tage fröhlich verweilte — ein Lichtblick in das Leben des Königs, das schier traurig verlief und sich langsam verzehrte im Kampfe mit den widerstrebenden Gewalten des arg zerrissenen Reiches. Aber er war ein milder und freigebiger Herr, der mit groß und klein gerne seinen Scherz trieb, darum verehrte ihn das Volk und hatte ihn



Burg Hohenfridingen.

lieb. Lange Jahre nachher wußten die Mönche noch vieles von dem freundlichen Könige zu erzählen: wie er der Prozession der Klosterschüler mitten in der Kirche Aepfel vor die Füße streuen ließ und sich über die gute Schulzucht wunderte, als auch nicht ein einziger der kleinen Kuttenträger sich von der Andacht ablenken ließ; wie er zur Mittagsstunde in den Speisesaal trat und die aufstehenden Mönche lächelnd mit den Worten begrüßte: „Heute müßt ihr mit uns teilen, ob ihr wollt oder nicht"; wie er am Tage der unschuldigen Kindlein die jungen Schüler, welche während des Essens vorlesen mußten, der Reihe nach zu sich emporhob und jedem eine goldene Münze in den Mund legte, und wie er, als einer der ganz Kleinen das Gold heftig schreiend ausspie, mit Lachen bemerkte: „Der wird, wenn er am Leben bleibt, einmal ein guter Mönch werden." Zum Zeichen seiner freundlichen Gesinnung gegen das Kloster ließ sich König Konrad unter die auswärtigen Brüder aufnehmen. Den Schulknaben wirkte er zum Andenken an seinen Besuch drei jährliche Feiertage aus; jedem der Brüder schenkte er ein Pfund Silber, um sich damit zu kleiden, und ihren Tisch bedachte er, nach dem Beispiele Karls des Dicken, in der Weihnachtswoche mit besseren und reichlicheren Gerichten. An dem Altar des hl. Othmar, der von dem König mit schönen Teppichen geschmückt wurde, lasen ihm die erfreuten Brüder eine heilige Messe. Alsdann wurde das Festmahl zubereitet. Ungewohnte Freude soll dabei geherrscht haben. Die sonst stillen Klosterräume erhallten von lärmendem Zuruf. Die strengeren Brüder blickten finster über solch' Geschehnis. Am vierten Tag zog der König weiter nach Arbon und dann über den See nach Bodman, von wo aus er das Kloster St. Gallen — in Wirklichkeit seinen Freund Salomo zum Schaden und Aerger der Grafen Erchanger und Berthold noch reichlicher begabte.

Schon früher hatte der Bischof dies Brüderpaar durch allerlei Prahlereien erbittert und durch unwürdige Scherze gekränkt. Ein unversöhnlicher Haß gegen Salomo beseelte sie. Lange wußten sie ihn zu verbergen.

Als aber König Konrad die königlichen Ländereien zu Stammheim an das Kloster St. Gallen schenkte, die Einkünfte der königlichen Statthalter dadurch schmälerte, da ging der verhängnisvolle Same der Zwietracht auf. Von ihrer Burg Stammheim aus verheerten sie die neuen

Besitzungen des Klosters, unbekümmert um die Klagen des Bischofs Salomo. Wider den ungetreuen König aber ballte sich ihre starke Faust.

Da begegnete eines Tages der Bischof selbst auf einem Spazierritte den erregten Fürsten, die von zahlreichen Reisigen umgeben waren. Salomo machte ihnen bittere Vorwürfe. Heftig entwickelte sich der Wortwechsel zwischen beiden Parteien, so daß Liutfried, der leidenschaftliche Neffe der beiden Brüder, mit bloßem Schwerte auf Salomo eindrang, um ihn zu ermorden, und nur mit Mühe davon abgehalten werden konnte. Ein Dienstmann des Bischofs, der dem Wütenden mit gezücktem Schwerte entgegentrat, fiel von mehreren Lanzen durchbohrt. Der Bischof selbst wurde zum Gefangenen gemacht. Liutfried drang darauf, ihn durch Blendung und Abhauen der rechten Hand für immer unschädlich zu machen. Allein der besonnenere Rat der übrigen Begleiter verhütete solche Gewaltthat an dem vielgehaßten und gefürchteten Kirchenfürsten. Salomo sollte auf Diepoltsburg, einer ihrer Burgen am See, in Gewahrsam gebracht und Bertha, der Gemahlin Erchangers, zur Bewachung übergeben werden. Unterwegs trieben die Krieger allerlei Schimpf mit dem verhaßten Priester. Sie setzten ihn auf eine elende Mähre und zwangen ihn, vor Schweinehirten, die des Weges kamen, abzusteigen und ihnen die Füße zu küssen, damit sie für ihn bäten. An Bertha wurde ein Bote gesandt, um ihr das Geschehene zu melden. Voller Schrecken schlug sie sich an ihre Brust und sprach: „Das ist der Tag, der unserer Ehre bei Gott und den Menschen ein Ende setzen wird." Dem Bischofe, der das Schlimmste befürchtete, ging sie vor die Burg entgegen, bereitete ihm einen ehrfurchtsvollen Empfang und machte ihm die Gefangenschaft so leicht als möglich.

Die Brüder aber rüsteten sich zum Entscheidungskampfe. Sie waren sich wohl bewußt, welchen Brand sie mit der Gefangennahme Salomos entzündet hatten. Die Burg Hohentwiel, die den Belagerungswerken jener Zeit fast unerreichbar war, wurde noch mehr befestigt, mit allem Nötigen, vor allem Mundvorrat, reichlich versehen. Sie thaten dies nicht umsonst. Der König ließ die Gewaltthat Erchangers und Bertholds nicht ungestraft. Zu Anfang des Jahres 914 erschien er mit einem Heere in Schwaben, um Salomo zu Hülfe zu eilen. Und in der That glückte es dem König, den Landfriedensbrecher Erchanger bei seiner Burg Onfridinga — Hohenfridingen — zu fangen und Hohentwiel

zu besetzen. Er ward vor ein alemannisches Gericht gestellt und von diesem des Landes verwiesen. Salomo wurde wieder auf freien Fuß gesetzt.

In behaglicher Breite, schier romanhaft erzählt uns diesen Vorgang der Mönch Ekkehard von St. Gallen.

Als Siegfried, ein Neffe des Bischofs, von dessen Gefangennahme hörte, sammelte er Kriegsknechte von Konstanz und St. Gallen und überraschte die Brüder früh morgens in dichter Waldung samt ihrem Vetter Liutfried. Die drei Männer wurden ergriffen, entwaffnet und gefesselt vor die Wohnung Berthas geführt. Boten gingen voraus und verkündeten Bertha und ihren Burgmannen, daß, wenn sie nicht auf das schleunigste den Gesalbten des Herrn der Fesseln entledigten, ihre Herren angesichts der Burg auf Pfahlräder geflochten und an der Sonne lebendig geröstet würden. Doch diesen hatte Bertha, als Erchanger ihn nach Twiel abforderte, schon in verflossener Nacht durch ein verborgenes Pförtchen aus der Burg entfliehen lassen. Sie selbst war ihm weinend nachgefolgt. Die Burg war bereits von der Besatzung geräumt; die Wächter flohen. Da trat Salomo, Frau Bertha an der Hand, aus dem am Fuße der Burg gelegenen Städtchen den Seinigen unerwartet entgegen. Jubelnd begrüßten sie ihn mit dem alten Volksliede: „Heil Herro! Heil Liebo!“ Unzählige hatten sich dem Zuge angeschlossen. Freundlich gesinnt gegen Bertha, erlaubte er ihr, ohne Zeugen ihren gefangenen Gemahl zu sprechen. Als nun dieser, in Ketten geschlossen, vor ihr stand, umfaßte sie ihn ohne ein Wort zu sprechen und fing an schmerzlich zu weinen, bis ein Strom Blut ihr aus der Nase drang.

Nur mit Mühe wurde Bertha von ihrem gleichfalls weinenden Gemahl losgerissen.

Tief erschüttert waren alle Anwesenden von der plötzlichen Aenderung der Dinge. Als dann der Gefesselte vor dem Bischof niederfiel und ihn um Verzeihung für sich anflehte, sagte derselbe: „Was an mir liegt, so gestehe ich sie Dir zu,“ und segnete ihn. Stadt und Burg schützte der Bischof um Berthas willen. Die Gefangenen aber wurden auf die Burg Twiel gebracht.

Das ist alemannische Sage, wie sie damals im Munde des Volkes umging.

Allein der Kampf in Schwaben war mit Erchangers Gefangennahme noch nicht zu Ende. Burkhard, des getöteten Burkhards Sohn,

kehrte aus der Verbannung zurück. Alles verwüstend durchzog er sein Heimatland. Um ihn scharten sich die Mißvergnügten. Mit Gewalt nahmen sie die Feste Twiel, die jedenfalls von den Anhängern des Bischofs Salomo verteidigt worden war. Abermals mußte der König in das Land ziehen, um Hohentwiel, diesen Ort der aufrührerischen Elemente, zu belagern. Man zählte 915. Er fand heftige Gegenwehr und mußte unverrichteter Sache abziehen. Die Abwesenheit des Königs benützte Graf Erchanger und kehrte aus der Verbannung nach Schwaben zurück. Zwischen ihm und Burkhard wurde ein Bündnis geschlossen. Und ihre Mannen vereinigten sich mit denen Bertholds; die königliche und bischöfliche Partei leistete ihnen Widerstand, und es kam bei Wahlwies, nahe am Bodensee, zur Schlacht. Die Aufständischen trugen über König und Bischof den Sieg davon. Erchanger, heißt es, wurde nun allgemein als Herzog anerkannt.

Dem Könige und seiner Macht war dadurch ein schwerer Schlag versetzt. Aber leise und unvermerkt war die Rache den „Friedensstörern" nachgeschlichen. Der König lud sie auf die Synode nach Altheim, die am 20. September 916 tagte. Burkhard verharrte im Widerstande; Erchanger, Berthold und ihr Neffe Liutfried stellten sich. Als Strafe für ihre Vergehen wurde ihnen lebenslängliche Buße im Kloster zuerkannt. Auf einen glücklichen, friedlichen Ausgang der Sache hatten die drei gehofft; allein Konrad setzte sie gefangen, vielleicht auf Anstiften des ränkesüchtigen Bischofs Salomo, dessen racheerfülltes Gemüt nicht gesättigt war, bis der König seinen rauhen Feinden die Häupter vor die Füße legte. Am 21. Januar des Jahres 917 erlitten Erchanger, Berthold und Liutfried auf Befehl Konrads den Tod durch Henkershand. Das geschah zu Adingen im Neckargau. Ihre Güter wurden eingezogen und für Königsgut erklärt.

So starben sie, die Sieger über die Ungarn. Das Volk verabscheute die That des Königs als Hinterlist, verherrlichte die Getöteten in Liedern, und von ihrem Schicksal sangen die Kinder auf der Straße.

Salomo aber fühlte sein Gewissen nicht frei von dem Blute dieser Großen; es trieb ihn — berichtet etwas unbestimmt der Chronist — eine Pilgerfahrt nach Rom zu unternehmen, um dort an den Gräbern der Apostel für die Blutschuld Vergebung zu erlangen. Gütig soll ihn der Papst aufgenommen und den Bereuenden freigesprochen haben.

Der Bischof hatte Ruhe, noch nicht das Land Schwaben.

Wohl war der derzeitige Inhaber des Herzogtums beseitigt; aber die Idee des Herzogtums konnte nicht ausgerottet werden. Bald genug war ein Mächtiger da, in dem sie sich wieder verkörperte. Das war Graf Burkhard, der nicht überwältigt worden war. Er riß die Güter der Getöteten mit Gewalt an sich und ward mit allgemeiner Zustimmung der Großen Schwabens als Herzog anerkannt.

Seinen Wohnsitz nahm er auf Hohentwiel. Burkhard, ein „bedeutender Kriegsheld", führte ein strenges Regiment. Das Land blieb unter seiner Verwaltung vor den „Hunnen" sicher, die Burgunder wurden abgewehrt, und eine Tochter des Herzogs, Bertha die „Spinnerin", ward Königin von Burgund. Dem König Heinrich, der Alemannien zu verwüsten drohte, unterwarf er sich, müde des Streitens. Heinrich beließ ihn in seiner herzoglichen Stellung und gab ihm freie Hand, über die Kirchengüter zu verfügen. Den Klöstern und Geistlichen war er nicht sonderlich hold. „Herzog der Alemannen von Gottes Gnaden" nannte sich Burkhard in seinen Urkunden. Im Jahre 926 starb er bei Novara, als er seinem Schwiegersohne, König Rudolf von Burgund, zu Hülfe zog. Liutbrand erzählt, der Herzog sei einem listigen Anschlage des Erzbischofs von Mailand erlegen.

Kaum war der Herzog tot, überfluteten die Ungarn von neuem das Land, das ihnen ohne Führer, ohne Heeresgewalt gänzlich preisgegeben war. Auf ihrem Zuge durch die Seegegend berührten sie auch das Stift St. Gallen, dessen Mönch Ekkehard uns die Geschichte jenes Einfalls treu bewahrt hat. Sie ist ein anschaulich Bild und wohl wert, im Auszug hier wiedergegeben zu werden. Den Kenner von Scheffels „Ekkehard" wird die Erzählung besonders anmuten und manches daraus dürfte ihm schon bekannt sein.

„Scharenweise fielen die Ungarn in Schwaben ein, ohne daß ihnen jemand entgegentrat. Da zeigte der Abt Engilbert, wie mutig er sich im Unglück zu wehren wußte. Denn, als das Verderben heranzog, mahnte er jeden einzelnen seiner Dienstmannen, auch die stärkeren unter den Brüdern, die Waffen zu ergreifen, auch ermunterte er das Gesinde. Er selbst war voll Zuversicht, wie ein Streiter des Herrn; den Harnisch legte er an, zog die Kutte und Stola darüber und hieß die Brüder das Gleiche zu thun. „Bitten wir Gott, meine Brüder," sagte er,

„daß wir mit der Hände Kraft gegen den Teufel ebenso stark werden, wie wir es bis jetzt im Gottvertrauen mit dem Geiste gewesen sind.“ Dann wurden Wurfspieße verfertigt und Brustpanzer aus dicken Linnenstoffen, Schlendern geflochten, aus festem Holze und Weidengeflechten Schilde hergestellt, im Feuer die Spitzen der Speere und Stangen gehärtet.“

An der Sitter, im Walde verborgen, wurde eine feste Burg mit tüchtigen Verschanzungen angelegt, als Zufluchtsort für die Bewohner des Klosters.

„In größter Eile schleppten sie das Notwendige dorthin. Schnell ward eine Kapelle errichtet und zum Bethaus geweiht. Die hl. Kreuze, die Kapseln mit den Totenverzeichnissen brachten sie auch dahin und dazu fast den ganzen Kirchenschatz, außer den Büchern, die auf den Gestellen standen. Diese hatte der Abt auf der Reichenau gesichert. Die Greise und die Knaben wurden nach Wasserburg in Schutz gegeben, das von den Dienstleuten jenseits des Sees sorgfältig bewacht wurde. Er befahl diesen, auch Lebensmittel mit sich zu nehmen, damit sie sich längere Zeit auf den Schiffen aufhalten könnten.

Tag und Nacht wurden Leute auf Kundschaft ausgeschickt; sie durchstreiften die ihnen bekannten Oertlichkeiten, um den Brüdern die Ankunft der Feinde zu melden — —. Die Feinde zogen nicht gesammelt heran, sondern in einzelnen Scharen. Da sie keinen Widerstand fanden, griffen sie Städte und Höfe an, plünderten sie aus und legten Feuer an. Unerwartet plötzlich fielen sie über die Sorglosen her. Auch aus den Wäldern brachen sie unvermutet hervor, oft hundert nur und noch weniger. Der aufsteigende Rauch jedoch und der von den Feuern gerötete Himmel gaben bekannt, wo die einzelnen Haufen waren.

Es befand sich aber damals unter den Mönchen ein einfältiger und närrischer Bruder, dessen Rede und Thun oft belacht wurde. Sein Name war Heribald. Ihn mahnten erschrocken die Brüder, mit ihnen zur Burg zu fliehen. Er aber sprach: „Meinetwegen fliehe wer da will. Ich werde nicht fliehen, hat mir doch der Verwalter in diesem Jahre das Leder zu den Schuhen nicht gegeben.“ Als ihn aber die Brüder noch im letzten Augenblicke mit Gewalt zwingen wollten, mit ihnen zu gehen, leistete er starken Widerstand und schwor, er werde nicht eher folgen, als bis ihm sein diesjähriges Stück Leder ausgeliefert



Herzogin Hadwig in St. Gallen.

würde. Und so erwartete er furchtlos die anstürmenden Ungarn. Endlich flohen die Brüder, aber fast zu spät, erst nachdem der entsetzliche Ruf ertönte: „Sie kommen! sie kommen!“ Heribald verharrte in seinem Eigensinn und wandelte ruhig auf und ab.

Jetzt stürmten die köchertragenden Ungarn heran, mit drohenden Speeren und verderblichen Geschossen. Sorgfältig durchsuchten sie den ganzen Platz; kein Alter, noch Geschlecht sollte Erbarmen finden. Doch nur jenen fanden sie, wie er allein und unerschrocken in ihrer Mitte stand. Sie wunderten sich, was er wollte und warum er nicht geflohen sei. Schon wollten sie ihn töten, aber den Mördern wurde Einhalt geboten. Durch Dolmetscher stellten die Hauptleute Fragen an ihn. Bald merkten sie, daß er ein Ungeheuer von Narrheit sei und lachend schonten sie sein Leben. Den steinernen Altar des hl. Gallus ließen sie ganz unberührt, weil sie früher, häufig durch solche getäuscht, inwendig nichts als Asche und Knochen gefunden hatten. Endlich erkundigten sie sich bei Heribald nach dem Schatz des Klosters. Da führte er sie zur Schatzkammer, aber als sie das verborgene Thürchen geöffnet, fanden sie nur Leuchter und vergoldetes Geräte, welche die eilig Flüchtenden hatten zurücklassen müssen. Darüber erzürnten die Plünderer und gaben ihrem Führer Backenstreiche.

Darauf stiegen zwei aus der Schar auf den Glockenturm des Klosters, denn sie glaubten, der Hahn auf der Spitze sei von Gold, weil der Gott eines Ortes nur aus edlem Metall bestehen könne. Einer von ihnen beugte sich zu weit vor, um ihn mit der Lanze loszureißen; dabei kam er zu Falle, stürzte in die Tiefe und kam elend um. Der andere gelangte unterdessen auf den höchsten Punkt des östlichen Turmgiebels; um das Heiligtum des Gottes zu beschimpfen, wollte er dort seinen Leib entleeren. Auch er stürzte rücklings hinab und wurde ganz zerschmettert. Heribald erzählte später, daß man die beiden Leichen zwischen den Thürpfosten verbrannte. Und als die Flammen des feuersprühenden Scheiterhaufens das Thürgebälk und die Decke gierig beleckte, suchten sie die Wut des Feuers durch Hineinstoßen von Stangen um die Wette zu vermehren; aber es gelang ihnen nicht, die Kirche des heiligen Gallus in Brand zu stecken. Im Klosterkeller befanden sich noch zwei Fässer mit Wein, noch voll bis zum Spunde, die man zurückließ, weil im entscheidenden Augenblicke niemand die Rinder anzu-

spannen und fortzutreiben wagte. Durch irgend einen zufälligen Glücksumstand blieben sie verschont, vielleicht daß die Feinde auf ihren Beutefuhrwerken Ueberfluß an Wein hatten. Als nun einer von ihnen mit geschwungener Axt eines der Faßbänder durchhauen wollte, bemerkte Heribald zutraulich: „Laß das, mein guter Mann! Was denkst du denn, daß wir trinken, wenn ihr wieder von dannen gegangen seid?" Als das jener durch den Dolmetscher hörte, bat er unter Lachen seine Genossen, die Fässer des Narren nicht zu berühren.

Zuletzt breiteten sie sich über den Vorhof und die Wiese aus und hielten einen schwelgerischen Schmaus. Auch Heribald war, wie er uns später sagte, nie so gesättigt worden. Sie nach ihrer Weise hatten sich auf das grüne Gras zum Mahle gelagert, während Heribald für sich und einen Geistlichen, den sie gefangen mit sich führten, Sessel hinstellte. Die Ungarn aber zerrissen die Schulterstücke und die übrigen Teile der Schlachttiere noch halb roh, ohne Messer, mit den Zähnen und verschlangen sie; die abgenagten Knochen warfen sie sich zum Scherze gegenseitig an den Kopf. Auch der Wein wurde in vollen Eimern in die Mitte gesetzt und jeder ohne Unterschied trank so viel er wollte. Als sie dann vom Weine warm geworden waren, schrieen sie in entsetzlicher Weise zu ihren Göttern. Den Priester jedoch und den Narren zwangen sie, dasselbe zu thun. Der erstere, der ihre Sprache wohl verstand, weswegen sie ihn auch am Leben schonten, schrie laut mit ihnen. Und als er darin genug gethan, da stimmte er unter Thränen den Wechselgesang über das heilige Kreuz: „Heilige uns" an; eifrig sang Heribald mit, obwohl er eine rauhe Stimme hatte. Alle Anwesenden liefen zusammen, um diesen wunderbaren Gesang anzuhören, und in ausgelassener Freude fingen sie an vor ihren Führern zu tanzen und zu ringen. Andere gingen bewaffnet gegeneinander, um zu zeigen, wie erfahren sie in der Kriegskunst wären. Nun glaubte jener Priester die günstige Zeit gekommen, um für seine Freilassung zu bitten, und indem er die Hülfe des heiligen Kreuzes anflehte, warf er sich weinend den Häuptlingen zu Füßen. Diese aber in wildem Uebermute gaben ihrem Gefolge durch Pfeifen und scheußliches Grunzen ein Zeichen, was das Begehr des Mannes sei. Wütend stürzten sie herbei, ergriffen den Unglücklichen im Nu und zogen ihre Messer, um auf seinem geschorenen Haupte, bevor sie ihn umbrächten, das Spiel zu üben, welches die Deutschen das „Picken" nennen.

Während sie dies vorbereiteten, kamen plötzlich die Kundschafter aus dem Walde, welcher nahe dem festen Platze lag und gaben Zeichen durch Horn und Ruf. Sie sagten, daß eine Befestigung mit bewaffneten Scharen ganz in der Nähe sei. Da sprangen die Ungarn schleunig aus dem Thor, und schneller als man glauben sollte, standen sie in Schlachtreihe. Heribald und der Priester blieben allein im Kloster zurück. Als die Krieger aber vernahmen, die Beschaffenheit der Burg sei eine solche, daß sie nicht belagert werden könne, verzichteten sie darauf. Denn der Ort war für sie wegen des langen steilen Bergrückens nur unter großer Gefahr und schweren Verlusten zugänglich, und die Streiter, welche seine Besatzung bildeten, waren Männer, die vor ihrer Menge niemals weichen würden, so lange sie Lebensmittel hätten.

Die Ungarn verließen das Kloster —. Beim Abzuge steckten sie die Häuser des Dorfes an, damit man sehen konnte, denn inzwischen war es Nacht geworden. Durch Horn und Ruf geboten sie Stillschweigen und zogen nach Konstanz ab. Weil die Besatzung der Burg glaubte, daß das Kloster brenne, verfolgten sie die Abziehenden auf Seitenwegen. Sie stießen auf die Nachhut, griffen sie von vorne an und töteten einige; einen Verwundeten führten sie gefangen mit sich. Die übrigen retteten sich mit Mühe durch die Flucht und gaben dem Haufen durch Hörnerzeichen zu verstehen, daß er sich hüte. Die Ungarn aber besetzten so schnell als möglich das Feld und die Ebene, rüsteten sich in aller Eile zum Treffen, stellten Karren und das übrige Gepäck rings herum, teilten die Nacht in Wachen ein, lagerten sich dann im Grase und gaben sich stillschweigend dem Weine und Schlafe hin. Am frühen Morgen brachen sie in die nächsten Dörfer ein, suchten und raubten, was etwa die flüchtigen Bewohner zurückgelassen hatten. Die Häuser, an denen sie vorüberkamen, verbrannten sie.

Abt Engilbert, der die ausfallende Schar anführte, sandte die Mehrzahl seiner Leute nach der Burg zurück und ging mit wenigen von gleicher Kühnheit erfüllten Leuten nach dem Kloster, zu erspähen, ob noch Feinde im Hinterhalte lauerten. Großes Mitleid hatte er mit dem närrischen Bruder Heribald, der von guter Familie stammte; eifrig suchten sie nach seinem Leichnam, um ihn zu bestatten. Doch fanden sie denselben weder tot, noch lebendig. Denn mit Mühe hatte ihn der Priester überredet, mit ihm den Gipfel des nächsten Berges zu besteigen.

Dort lagen sie zwischen Gebüsch und Strauchwerk verborgen. Da beklagte Engilbert den Einfältigen, den sie von den Feinden mit fortgeführt wähnten. Mit freudigem Erstaunen sahen sie dagegen, daß die Weingefäße von den trunksüchtigen Ungarn verschont worden waren und dankten Gott dafür. Dann verrichteten sie die Morgengesänge zum Lob des heiligen Kreuzes, so leise als sie konnten, verwunderten sich über die Thürpfosten und die durchgebrannte Decke, begaben sich rasch vom Platze weg und suchten stillschweigend die Klause der Wiborada, ob sie noch lebe. Als sie sahen, daß die fromme Frau den Leidenstod erlitten hatte, zögerten sie nicht länger, überstiegen den nächsten Berg und kamen durch bekannte Wildnis rasch zu ihrer Burg, gefaßt, entweder tapfer zu sterben oder sich mannhaft mit ihren Händen zu verteidigen.

Dorthin kamen am andern Morgen früh auch Heribald und der gefangene Priester. Da die Wächter sie in der Ferne erblickten und in der Dunkelheit feindliche Kundschafter in ihnen vermuteten, riefen sie die Gefährten an. Behende brachen sie aus; bald aber erkannten sie den Heribald, waren aber zuerst seines Begleiters wegen bedenklich, doch nahmen sie ihn in die Befestigung auf. Als sie seine Leidensgeschichte gehört hatten, behandelten sie ihn gastfrei, sowohl um Christi und ihres Gefangenen willen, dessen Sprache er verstand. Und von den beiden erfuhren die Brüder das ganze Treiben der von Uebermut erfüllten Feinde.

Der Ungar wurde getauft, nahm ein Weib und zeugte Söhne.

Da man nicht wissen konnte, ob die Ungarn zurückkehrten, dachten die Bewohner des Klosters noch nicht daran, ihren Zufluchtsort zu verlassen, vielmehr verstärkten sie ihre Festung durch Anlegung eines Verhaues vor dem Eingang und zogen einen tiefen Graben rings herum. Auch gruben sie einen Brunnen innerhalb der Verschanzung. Die Zeit ließen sie sich durch die komischen Erzählungen Heribalds von seinen Ungarnfreunden verkürzen.

Indem die Brüder den Heribald zwischen ihren Mußestunden befragten, wie ihm so zahlreiche Gäste des heiligen Gallus gefallen hätten, antwortete er: „Ei, sehr gut; glaubt mir, niemals habe ich fröhlichere Leute im Innern unseres Klosters gesehen. Speise und Trank spendeten sie sehr reichlich. Was ich bei unserm geizigen Kellermeister

kaum durch Bitten erlangen konnte, mich wenigstens einmal, wenn mich dürstete, mit Getränk zu versehen, gaben sie mir, so ich bat, im Ueberfluß." Der Priester sprach: „Und wenn du nicht trinken wolltest, zwangen sie dich durch Ohrfeigen dazu." — „Das kann ich nicht in Abrede stellen," bestätigte er, „denn das mißfiel mir sehr, daß sie so ohne Zucht waren. In Wahrheit sage ich euch, nie habe ich im Kloster des heiligen Gallus so grobe Leute gesehen; in der Kirche und im Kloster führten sie sich so heillos unbändig und wild auf, wie wenn sie draußen auf der Wiese gewesen wären. Denn, als ich ihnen einmal mit der Hand ein Zeichen gab, sie möchten Gott eingedenk sein und sich wenigstens in der Kirche leiser betragen, versetzten sie mir schwere Schläge; aber sogleich machten sie wieder gut, was sie an mir gefehlt hatten, denn sie boten mir Wein, was von euch niemand gethan hätte." So unterhielten sich die Brüder furchtlos in ihrem Elend, so oft sie Muße hatten. Unablässig riefen sie Gott an. Als nun das Gerücht laut wurde, die zurückgekehrten Feinde befänden sich von neuem im Kloster, bat der Narr flehentlich, man möchte ihn herauslassen, um zu seinen Lieben zu kommen. —

Endlich erfuhren sie, daß die Vorstadt Konstanz niedergebrannt, die Stadt selbst durch Waffen verteidigt würde, daß auch Reichenau die Schiffe hinweggebracht habe und ringsum von Scharen Bewaffneter glänze, und daß die wilden Feinde auf den beiden Ufern des Rheins alles durch Mord und Brand verwüstet hätten und über den Strom gesetzt wären. Jetzt wagten sie endlich in das Kloster zurückzukehren. Sie säuberten die Oratorien, untersuchten von Grund aus die Werkstätten, luden den Bischof und baten ihn, alles mit geweihtem Wasser zu besprengen, um so wegzuräumen alle Gewalt der bösen Geister." —

* * *

Herrliche Sagen erinnern an jene kampfheißen, blutigen Tage. Der Anmutigsten eine wollen wir hier einflechten. Nicht ohne Grund geschieht es:

Vor jenem Ungareinfall hatte ein Graf Udalrich zur Gemahlin die Wendilgard, eine Enkelin des Königs Heinrich. Als der Graf zu Buchhorn, wo er wohnte, die Kunde erhielt, die Ungarn seien ins norische Land, wo er Besitzungen hatte, eingebrochen, griff er mit andern zu den Waffen, wurde besiegt und gefangen nach Ungarn geführt. Da

das Gerücht meldete, Udalrich sei getötet worden, wurde von verschiedenen Seiten um die Witwe gefreit. Aber auf einen Wink Gottes wollte sie nicht mehr heiraten. Sie bat den Bischof um Erlaubnis, zum heiligen Gallus zu ziehen. Neben der Wiborada wurde ihr eine Zelle gebaut. Sie lebte von dem Ihrigen und spendete den Brüdern und den Armen reichlich für die Seele ihres verstorbenen Gemahls. „Weil sie aber gierig nach Naschwerk war, immer etwas Neues begehrte, überhaupt in der Jugend verzärtelt wurde und an solche Dinge gewöhnt war, wurde sie von Wiborada getadelt, weil es bei einer Frau kein Zeichen von Zucht sei, mannigfaltige Speisen zu begehren. Als sie sich nun eines Tages vor der Klause der Wiborada zur Unterhaltung hinsetzte, bat sie diese um Aepfel, wenn sie süße da hätte. „Ich habe sehr gute, wie die armen Leute essen," sagte jene, nahm die sauersten Aepfel, die im Walde wuchsen, übergab sie der Wendilgard, welche begierig darnach griff. Aber sie verzehrte kaum einen halben. Mund und Augen verziehend, warf sie die übrigen hinweg und sprach: „Herb bist du; herb sind auch deine Aepfel." Und weil sie sprachkundig war, setzte sie lateinisch hinzu: „Si omnia mala factor talia creasset, nunquam Aeva malum gustasset," zu deutsch: „Hätte der Schöpfer alle Aepfel wie diesen gemacht, sie hätten Eva nimmermehr ins Unglück gebracht." „Gut," erwiderte jene, „hast du die Eva erwähnt; sie war ebenso lüstern nach Süßigkeiten wie du und deshalb hat sie beim Genuß eines Apfels gesündigt." Die edle Frau ging davon, gedemütigt durch das Wort der niedrigen Magd. Seitdem legte sie sich Zwang auf, enthielt sich der Leckereien und wuchs bei ihrer ernsten Mahnerin in kurzer Zeit zu solchem Ansehen, daß sie den vorgenannten Bischof bat, ihr mit Bewilligung der Synode den heiligen Schleier aufzulegen, den sie einst von sich gewiesen hatte." —

Unterdessen kam der vierte Jahrestag, seit Wendilgard ihren Gatten verloren; sie ging an diesem Tage nach Buchhorn, spendete und gab den Armen. Da trat unter anderen Bettlern ein Mann vor sie und begehrte zur Gabe ein Kleid. Wie sie ihm dasselbe darreichte, ergriff er die Hand der Gräfin, drückte sie an sich und küßte sie der Widerstrebenden. Die Diener eilten auf ihn zu und schlugen ihm ins Gesicht. Wendilgard aber schwankte zurück und rief seufzend: „Jetzt erst fühle ich, daß Udalrich tot ist, da ich solche Gewaltthat von einem Fremden erdulden muß." Da



Ueberfall im Walde.

erwehrte sich der Bettler der Streiche, strich sein langes Haar aus dem Angesicht und sprach: „Verschonet mich mit Schlägen, ich habe deren genug ertragen, erkennet euern Udalrich!“ Dann wies er seiner Gemahlin eine wohlbekannte Narbe. Wendilgard, wie aus einem Traume erwachend, sprach: „Teuerster! Sei gegrüßt, Herr, zu aller Zeit süßester!“ Sie fielen sich in die Arme und küßten sich. Auf einmal trat der Graf zurück; er hatte den Schleier auf dem Haupte der Gemahlin erblickt. „Sprich! Wer hat ihn dir auferlegt?“ — „Der Bischof,“ sagte sie. „Von Stund an,“ sprach Udalrich, „darf ich dich nicht mehr mein eigen nennen.“ Doch der Bischof entband die treue Gattin von ihrem Klostergelübde. Wendilgard kehrte zu ihrem Gemahl zurück und empfing von ihm einen Sohn; er wurde Burkhard genannt, in der Klosterschule wohl erzogen und in der Folge zum Abte des Klosters gewählt.

So die Sage der treuen Wendilgard.

* * *

Die Ungarn hatten alles verwüstet. Zertreten lagen die Fluren um den See, und im Hegau waren Dörfer und Höfe verbrannt. Dazu war der Hohentwiel, das Bollwerk des Landes, verwaist, die armen Bewohner durch Burkhards Tod herzoglos geworden.

Endlich erhielt Schwaben in Hermann, dem Sohne des Grafen Gebhard von Franken, einen neuen Herzog, welcher sich zugleich mit Reginlinda, Burkhards Witwe, vermählte und seinen Sitz auf Twiel nahm. Er war ein streitbarer, frommer Mann. Unter seiner weisen und milden Verwaltung erholte sich allmählich das Land wieder. Trotzdem er ein Fremdling war, that er viel für Hebung der Kultur des ihm anvertrauten Schwabens. Seine einzige Tochter Ida verehelichte er im Jahre 947 Liutolf, dem Sohne Kaiser Otto I. Nicht lange nachher, am 10. Dezember 948, starb Hermann; er ward in der Kapelle des heiligen Kilian auf der Reichenau beigesetzt. Seine Gemahlin Reginlinda nahm den Schleier, folgte ihrem Sohne Adelrich in die Inseleinsamkeit der Ufenau im Zürichsee, erbaute dort die St. Martinskapelle und starb ums Jahr 956.

Durch Idas Hand fiel Liutolf nicht nur das große Erbe seines Schwiegervaters zu, sondern er erhielt auch die Belehnung mit dem Herzogtum Schwaben. Da sich Kaiser Otto von seinem Sohne kaum

zu trennen vermochte, lebte Liutolf selten oder nie auf dem Hohentwiel. Mitleiderregend ist das Schicksal dieses vortrefflichen, von seinen Zeitgenossen allgemein hochgeschätzten Jünglings. Als seine Mutter Editha starb, heiratete Kaiser Otto zum zweitenmale. Die neue Kaiserin Adelheid suchte für ihren eigenen Sohn die Thronfolge zu sichern. Das erfüllte Liutolfs Herz mit feindlicher Gesinnung gegen den Vater. Lange nährte er heimlichen Groll. Unzufriedene Elemente wußten ihn zu nähren. Die Spannung der Gemüter wurde immer größer; endlich kam es zu einem thätlichen Ausbruch. Vater und Sohn erhoben die Waffen wider einander. Für den König war es ein schmerzensreicher Kampf. Das alte Lied von Hildebrand und Hadubrand ertönte, wie noch manchmal nachher, in seiner herzzerbrechenden Weise durch die deutschen Gaue. Wohl gelang es friedliebenden Prälaten, die Entzweiten wieder auszusöhnen; aber Liutolf mußte zur Strafe seines Ungehorsams und seiner Empörung im Jahre 954 das Herzogsamt niederlegen. Was er im Kampfe gegen seinen Vater gefehlt, büßte er durch mutige Thaten für die Ehre des Reiches. Im blühendsten Alter fand er auf einem Kriegszuge in Italien seinen Tod. Die Herzogswürde fiel auf Burkhard II., und Hohentwiel wurde wieder Herzogssitz.





II.

„Bild steig auf aus jenen Tagen,
Als des Weibes zarte Hand
Stark den Herrscherstab getragen
Weithin über See und Land.
Hadwig, Bild aus schönen Zeiten,
Die oft Herrschermüh' vergass,
Wenn sie, Ekkehard zur Seiten,
An dem Quell der Weisheit sass."

O. Schönhuth.

Herzog Burkhard war ein Feldherr ohnegleichen, streng aber gerecht in seinen Handlungen und deshalb des Kaisers Freund. Allerdings sagte man in Schwaben von ihm, „er habe die Herrschaft geführt wie ein Zwingherr, und im fernen Sachsen schrieben die Mönche in ihre Chroniken, er sei ein kaum zu ertragender Kriegsmann gewesen." In der That beteiligte er sich im Jahre 955 in hervorragender Weise an der Ungarschlacht. Sechs Jahre später zog er mit Kaiser Otto nach Rom und 965 besiegte er die Söhne Berengars in Italien. Lorbeergekrönt kehrte er in sein Vaterland zurück.

Noch vor der Ungarschlacht vermählte sich Burkhard mit Hadwig, der geistvollen Tochter des Herzogs Heinrich von Bayern, der Nichte Ottos des Großen. Von Jugend auf hatte sich ihr fast männlicher Geist den Wissenschaften zugewandt, veranlaßt zunächst durch ihre frühe Verlobung mit einem griechischen Prinzen. Gesandte desselben kamen nach Bayern, um die künftige Braut in der griechischen Sprache zu

unterrichten. „Aber als einer davon, der Maler war, sie ganz genau ansah, um das Bild der Jungfrau ganz ähnlich abzumalen und seinem Herrn zu schicken, da war ihr die Vermählung so verhaßt, daß sie den Mund und die Augen verzerrte. Sie verschmähte den Griechen hartnäckig . . ." Es gelang dem trotzigen Mädchen wirklich, die ihr verhaßte Verbindung zu vereiteln. Ihr jungfräulicher, gesunder Sinn empörte sich, an der Seite eines „abgelebten Schwächlings" das wertvolle Leben verträumen zu müssen. Würdiger schien es ihr, dem tapfern, wenn auch bejahrten Schwabenherzoge die Hand zu reichen.

Als sich Hadwig vermählte, war sie etwa 16 Jahre alt.

Nicht Liebe, sondern politische Gründe schlossen diesen Ehebund. Denn Schwaben sollte enger an das Kaiserhaus geknüpft werden. Ob im Verlaufe der Zeit das Eheband inniger geschlungen wurde, von dem sagt der Chronist nichts. „In das Abendrot eines Lebens, das zur Neige geht, mag der Morgenstern nicht freudig scheinen," meint Joseph Scheffel, und er dürfte recht haben. Als Burkhard, des Streitens müde, das Schwert nicht mehr führte und ihm auch das Regieren überdrüssig war, ließ er die öffentlichen Geschäfte durch Stellvertreter besorgen. Nicht unbedeutenden Einfluß mag hierin seine blühende Gemahlin geübt haben; sie war sehr ehrgeizig, und der greise Herzog mochte sich ihrem Willen gefügt haben. Der alte Kämpe hatte ein gutes Herz. Auch Kirchen und Klöster bekamen seine Wohlthqten zu fühlen. Er that viel für ihre geistige und materielle Hebung. Besonders das Kloster St. Georg auf Twiel suchte er und seine Gemahlin durch fromme Vergabungen zu einer neuen Blüte zu bringen. Aber auch dem Lande schuf er neue Wehren, indem er verschiedene Orte durch Erbauung von Mauern zu Städten erhob, um sie so zu schützen vor Hunnen und anderer Gefahr. Hochbetagt starb er im Jahre 973 am 12. November. Auf der Reichenau, in der Kapelle des heiligen Erasmus wurde sein Leichnam bestattet. Kinder hinterließ er keine. Es wird ziemlich der Wahrheit entsprechen, wenn der Verfasser des „Ekkehard" von Hadwig sagt: „Wie der Alte zu sterben ging, hat ihr der Kummer das Herz nicht gebrochen."

Die Witwe war noch jung, sie zählte damals 34 Jahre, und der St. Galler Chronist nennt sie „eine sehr schöne Frau". Schon ihre Mutter Judith wird als eine Frau „von strahlender Schönheit, glänzender Güte und wunderbarer Klugheit" geschildert. Und der Mutter

Schönheit scheint das Erbe der Tochter geworden zu sein, nicht so ganz deren „Herzensgüte"; denn Hadwig war „gegen ihre Leute gar zu hart und deshalb weit und breit dem Land ein Schrecken". Sie war im



Hohentwiel: Ein Teil des alten Klosterganges.

besten Sinne des Wortes eine „virago" — ein Mannweib. Der männliche Zug ihres Charakters hatte sich jedenfalls auch ihrem Antlitze mitgeteilt.

Trotzdem lieben wir alle Hadwig. Und schon mancher Künstler ließ sich von ihr zu einem Bildnisse begeistern. Indessen ist es unrichtig, wenn die Maler Hadwig als kaum erblühte Jungfrau von zarter Gestalt, mit durchgeistigten, farblosen und kaum mehr merkbaren, modernen Gesichtszügen darstellen, wie solche sich entwickelten im Verlaufe der Jahrhunderte, im Banne der Schule und in der Zucht eines Individualität und Charakter vernichtenden Gesellschaftslebens.

Die Frau des zehnten Jahrhunderts ist eine stattliche Gestalt, von ungeschwächter Kraft, mit hochblonden Haaren und bläulichen Augen. Das Antlitz ist rund und voll, dessen Farbe frisch wie unverdorbene Natur, hellleuchtend wie die Blume gutgrundigen Feldes, endlich ausgestattet mit kernigen Gesichtszügen, Mut und Willenskraft offenbarend. Solche Schönheiten treffen wir in unseren Tagen noch mancherorts unter der gesunden Bauernbevölkerung. An leiblicher Ausstattung und in der Gemütsverfassung ist damals die Frau dem Manne näher gestanden als heute.

„Die junge Witib,“ sagt drum der Dichter von Hadwig, „war von adeligem Gemüt und nicht gewöhnlicher Schönheit. Aber die Nase brach unvermerkt kurz und stumpflich im Antlitz ab, und der holdselige Mund war ein wenig aufgeworfen, und das Kinn sprang in kühner Form vor, also, daß das anmutige Grüblein, so den Frauen so innig ansteht, bei ihr nicht zu finden war. Und wessen Antlitz also geschaffen, der trägt bei scharfem Geist ein rauhes Herz im Busen, und sein Wesen neigt zur Strenge. Darum flößte auch die Herzogin manchem ihres Landes trotz der lichten Röte ihrer Wangen einen sonderbaren Schreck ein.“

Mit großen Hoffnungen sah Hadwig ins Leben hinein. Schon sah sie sich als Erbin des Herzogtums an, das sie mit ihrer Hand auf einen zweiten Gemahl zu übertragen hoffte. War doch in der That öfters Aehnliches vorgekommen. Ihr stolzer Geist, ihr kühnes Herz und ihre klassische Bildung ließen sie keinen Augenblick an dessen Verwirklichung zweifeln. Der Hohentwiel war ihre Residenz. Schon gebot sie als „Reichsverweserin“. Allein Kaiser Otto achtete das vermeintliche Recht Hadwigs nicht; er ließ ihr nur die Erbgüter ihres Gemahls, die sich allerdings weithin am Bodensee erstreckten, so auch Hohentwiel. Das Herzogtum Schwaben verlieh der Kaiser an seinen Freund Otto, Liutolfs Sohn — zum großen Aerger Heinrichs von Bayern, der Hadwigs



Ekkehard auf Hohentwiel.

Bruder war. Bitterste Feindseligkeiten entspannen sich in der Folge zwischen den jungen Herzogen von Bayern und Schwaben und dem Kaiserhause. Hadwig aber beteiligte sich nicht an diesen Zwistigkeiten. Sie besorgte die öffentlichen Geschäfte, zu denen sie durch kaiserliches Privilegium befugt war. Die übrige Zeit widmete sie dem Studium der Alten. Dabei kam ihr das vom Twiel nicht sehr weit entfernte Kloster St. Gallen sehr zu statten.

Es begannen glänzende Tage für Hohentwiel.

Ueberhaupt war damals eine anmutende Zeit in deutschen Landen. Die Sachsenkaiser hatten die Ruhe im Reich nach außen und im Innern hergestellt. Unter ihnen erhob sich das Studium der alten Klassiker wieder. Virgil war der gefeiertste Schriftsteller des Zeitalters. Lateinisch war die Sprache nicht bloß der kirchlichen, sondern auch der vornehmen Kreise. Es war die Zeit, wo die Nonnen von Gandersheim sich an den naiven Komödien ihrer Hrotsuit erfreuten, wo das Waltharilied in lateinische Verse und damit in hoffähiges Gewand gebracht wurde. Und Land auf Land ab erschallten die Lieder der Vaganten, urdeutsche Volksgesänge in lateinischen Lauten. Mittelpunkte und Träger der Bildung waren neben dem Kaiserhofe die Klöster. Sie waren die Universitäten jener Zeit. Frei und unbefangen lehrten die Mönchsprofessoren. Sie pflegten Kunst und Wissenschaft, das volkstümliche wie politische Leben beherrschten sie. Es waren bedeutende Geister, noch nicht erstickt unter dem Wust einer verrosteten Gelehrsamkeit; wuchtige Persönlichkeiten, die zur Not Psalterbuch und Kielfeder auch mit Schild und Schwert vertauschen konnten. Aber im Verlaufe der Zeit wurden sie gar zu weltfreundlich. Die Regel Benedikts übertraten sie. Einzelne ließen sich als Erzieher an Höfe beurlauben; die anderen hatten es indessen auch im Kloster nicht schlecht. Geradezu kulinarische Genüsse bot in damaliger Zeit der St. Galler Klostertisch. Die „Benedictiones ad mensas" von Ekkehard IV. lassen tief blicken. Da gab es Brote, Kuchen und Dunken, Gemüse, Südfrüchte und Käse; 33 Arten Fische, 13 Arten Vögel, 17 Zubereitungen von Schlachtvieh und Wildpret, darunter Wisent, Urochsen, wildes Pferd, Steinbock erschlossen den Mönchen die Geheimnisse der Tafelfreuden, und an gewürztem, gekochtem und natürlichem Wein, an Bier und Most konnten sie den Leib erfrischen, mit Milch und Honig sich das Leben versüßen.

Ja, die Mönche wurden Weltmänner; fern von jeder Askese, stellten sie sich mitten hinein in das Volksleben. Ein flottes, freies, gesellschaftliches Leben wußten sie wohl zu schätzen. Kein Wunder, wenn erlauchte Damen sich solche Mönche als Privatlehrer und Gesellschafter verschreiben ließen.

Das bedeutendste der deutschen Klöster jener Zeit war St. Gallen. Eine Reihe vortrefflicher Männer pflegten dort die Wissenschaften. Da war zuerst Ekkehard I., der Dekan des Klosters; aus Goßau oder auch aus Herisau soll er gebürtig sein. Durch litterarische Leistungen hatte er seinen Namen berühmt gemacht. Er war ein trefflicher Dichter. Noch Jüngling, bearbeitete er in lateinischer Sprache den Stoff einer altdeutschen Dichtung vom holden Walthari, wie er von des finsteren Hunnenkönigs Etzel Hofe mit seiner Geliebten Hildegund floh, die Nibelungen bekämpfte und sieggekrönt dann ruhmvoll mit Hildegund zur Seite sein Volk regierte. Dieses „Waltharilied", ein ehrwürdig Denkmal deutschen Geistes, die erste große Dichtung aus dem Kreis heimischer Heldensage, ist uns „trotz verzehrendem Roste der Zeit unversehrt" geblieben. „Der Geist großer Heldenzeit weht drin, wild und fast schaurig, wie Rauschen des Sturmes im Eichwald, es klingt und sprüht von Schwerteshieb und zerschelltem Helm und Schildrand ein Erkleckliches, und ist von minniglichem Flötenton so wenig zu verspüren als von angegeistetem Schwatzen über Gott und die Welt und sonst noch einiges: riesenhafter Kampf und riesenhafter Spaß, altes Reckentum in seiner schlichtfürchterlichen Art, ehrliche, fromme, schweigende Liebe und echter, dreinschlagender Haß, das waren Ekkehards Bausteine; aber darum ist sein Werk auch gesund und gewaltig geworden." Ekkehards Ansehen unter seinen Zeitgenossen war groß. Wie Kaiser Otto I., so soll auch ein Papst bei einem Besuche in Rom ihn hoch geehrt haben. Ein schönes Wort ist von ihm aufbewahrt: es gebe nichts Schändlicheres und nichts Heiligeres als den Hunger. Als er im Jahre 973 starb, schien der Verlust dem Kloster fast unersetzlich, und ein Mönch soll angesichts der Leiche ausgerufen haben: „Sieh, Herr, und betrachte, wen du da eingeherbstet hast!" Gleichzeitig wirkten im Kloster Ekkehard II. und Ekkehard III.; es waren Schwestersöhne des ersten Ekkehard. Die Lebensschicksale Ekkehards III. liegen sehr im Dunkeln. Er bekleidete auch die Würde eines Dekans, ward im Kloster sehr geliebt und soll

einige Zeit die Hofkapläne der Herzogin Hadwig unterrichtet haben. Sein Todesjahr ist uns unbekannt.

Ganz anders steht es mit Ekkehard II., von ihm wissen wir bedeutend mehr. Von allen Männern dieser Zeit ist er uns am nächsten gerückt durch die unvergleichlich schöne Dichtung Scheffels. Er war es auch, dem die Ehre zu teil wurde, die Herzogswitwe Hadwig in ihren asketischen und wissenschaftlichen Bestrebungen zu unterstützen.

Wie dies gekommen, berichtet uns eine merkwürdige Chronik aus der Bücherei des hl. Gallus, deren Verfasser auch Ekkehard hieß und nachmals seines Namens „der Vierte" genannt wurde. Mit der historischen Treue des Chronikschreibers darf man es just nicht allzu genau nehmen. Die Geschichten, die er erzählt, hat er nicht selbst erlebt, sie gingen im Kloster von Mund zu Munde, und Professoren mit „gelehrtem Scheidewasser in den Adern", welche die Quellen, aus denen die Geschichten stammten, auf ihre Wahrheit untersuchten, gab es noch keine.*)

Schon manchen trefflichen Zug aus dem Leben und Treiben alemannischen Landes mußte uns diese Chronik liefern. Auch lebendige Charakterzüge zu Hadwig und Ekkehard birgt sie manchen in ihrem Schrein; darum geben wir ihr gerne das Wort und thun es um so lieber, weil in deutschen Landen nur sehr wenige sein werden, welche das herzerquickende Werk Ekkehards gelesen haben.

---

*) Ekkehard IV. wurde geboren um 980 und starb um 1060 in St. Gallen, wirkte von 1022 an eine Zeit lang als Vorsteher der Klosterschule zu Mainz, wo er ermuntert durch den Erzbischof Aribo das „Waltharilied" Ekkehards I. in besseres Latein brachte. Etwa 1034 kehrte er nach St. Gallen zurück, wo er dem Kloster noch einmal neuen Glanz verlieh. Die ganze damals bekannte Wissenschaft war sein Eigentum geworden. Er hinterließ: „Liber benedictionum", eine Sammlung von Gesängen zur Verherrlichung der Kirchenfeste; „Benedictiones ad mensas", Segenssprüche zu Klostergerichten; unter vielem andern auch ein „Ferienlied", die Vergnügungen, die Waffenübungen, Spiele und Genüsse der St. Galler Schüler in den Vakanzen schildernd. Das beste Werk, das den Namen Ekkehards IV. trägt, ist die von uns schon mehrfach berührte Klosterchronik: „Casus Sancti Galli", worin er in lateinischer Sprache uns mit der Geschichte St. Gallens bis zum Jahre 972 bekannt macht. Es ist nicht alles exakte Geschichte, was der Chronist erzählt; vieles ist Phantasie, manches tendenziös entstellt. Der Geschichtsforscher hat Mühe, Wahrheit und Dichtung dieses Werkes zu sondern. Dennoch bleibt es die anmutigste Chronik des Mittelalters, frisches Leben, unbewußte Poesie, „reiche Fülle kulturgeschichtlicher Aufschlüsse und eine Reihe köstlicher Bilder" in sich bergend.

„Eines Tages," erzählt dieser Gelehrte, „suchte Hadwig den hl. Gallus auf, um zu beten. Abt Burkhard nahm seine Nichte festlich auf und wollte ihr Geschenke machen; sie aber sagte, sie wolle kein anderes Geschenk haben, als daß er ihr den Ekkehard auf einige Zeit als Lehrer nach Hohentwiel überlasse."

Wer ist denn dieser Ekkehard? Wie sein Oheim war er von vornehmer Abkunft. Möglich ist, daß sein Geschlecht dem der Edeln von Toggenburg verwandt war. Darum war er den Fürsten seiner Zeit ebenbürtig. Ein hervorragendes Talent, wurde er in St. Gallen erzogen und bald Lehrer der innern und äußern Schule. Nicht nur als Gelehrter, sondern auch als Künstler und Dichter machte er sich einen Namen. Seine Epigramme gingen verloren, von seinen Sequenzen ist je eine auf den heiligen Desiderius und St. Petrus erhalten. Ekkehard kannte Gott und die Welt. In politischen Dingen war er ebenso erfahren wie in kirchlichen Angelegenheiten; dazu gesellte sich eine ausgezeichnete Redegabe. Kein Wunder, daß er der Fürsten Ratgeber wurde und den Zunamen Palatinus, „der Hofmann", erhielt.

Eine begeisterte Schilderung gibt auch der Chronist von ihm, mit erhabenen Worten preist er dessen Schönheit. „Er war so schön von Angesicht, daß die Leute, welche ihn ansahen, um seinetwillen stehen blieben, wie auch König Otto (II.) von Sachsen über ihn sagte: „Fürwahr, noch keinem hat Sankt Benedikts Kutte anmutiger gesessen als diesem." Er war von hoher Gestalt, einem Kriegsmanne ähnlich, von gleichmäßigem Wuchs und funkelnden Augen . . . Weisheit und Beredsamkeit, vor allem aber klugen Rat, hatte er wie der Beste seiner Zeit. In blühender Jugend freute ihn mehr der Ruhm als die Demut, wie bei so geartetem Manne natürlich war, aber später war das nicht so, denn die Zucht, welche keinen Stolz leidet, wurde an ihm sehenswert. Er war ein guter und strenger Lehrer; denn als er bei dem hl. Gallus beiden Schulen vorstand, wagte niemand, außer den kleinen Knaben, mit den Gespielen ein anderes Wort zu sprechen, als nur Latein; und die er zu ungeschickt für das Studium fand, beschäftigte er mit Abschreiben und Buchstabenzeichnen. In beidem war er selbst sehr geschickt, besonders in großen Anfangsbuchstaben und in der Vergoldung. In der Wissenschaft aber unterrichtete er gleich sorgfältig die aus dem Mittelstande und die Vornehmen. Groß war die



Das Kloster St. Gallen.

Zahl, welche er beim hl. Gallus und anderswo in die Höhe brachte. Mehrere von seinen Schülern sah er selbst noch als Bischöfe, wie einst zu Mainz im Konzilium, wo sechs Bischöfe bei seinem Eintritt aufstanden und ihn als Lehrer begrüßten. Und der Erzbischof Willegis winkte ihm und küßte ihn und sprach: „Mein würdiger Sohn, auch Du wirst einst mit ihnen auf den Thron gesetzt werden," und als Ekkehard ihm zu Füßen sank, hob er ihn achtungsvoll mit der Hand auf."

Kein Wunder, daß die geistreiche Fürstin eine große Neigung zu Ekkehard faßte, seines Unterrichtes auch teilhaftig werden wollte und ihn zum Lehrer begehrte. Und schneller, als sie vermuten mochte, ging ihr Wunsch in Erfüllung. „Denn da Ekkehard Pförtner war, hatte sie sich schon vorher heimlich seine Zusage gesichert.

Dies gab der Abt ungern zu, aber Ekkehard setzte doch durch, worum er gebeten war.

Am verabredeten Tage kam Ekkehard nach Hohentwiel, ungeduldig erwartet; sie nahm ihn höher auf, als er selbst wollte, und führte ihren Lehrer, wie sie sagte, an der Hand in das Gemach, welches zunächst an dem ihrigen war. Dort trat sie bei Tag und Nacht mit einer vertrauten Dienerin ein, um zu lesen; doch standen immer die Thüren offen, damit niemand Grund zum Argwohn hätte, wenn einer sich solcher Gedanken unterfangen wollte. Oft fanden dort Dienstmannen und Ritter, auch die Vornehmen des Landes, beide zusammen über den Büchern oder in gelehrtem Rat.

Durch ihre harte und wilde Art aber erbitterte sie den Mann oft, und vielmals wäre ihm wohler zu Hause gewesen, als bei ihr zu wohnen.

So hatte er selbst aus Demut geboten, das Rückentuch und den Vorhang seines Bettes wegzunehmen. Sie aber befahl, den zu züchtigen, der dies weggenommen hatte, und wurde kaum durch große Bitten ihres Lehrers abgehalten, dem Diener Haut und Haare vom Kopfe ziehen zu lassen."

Vielfach ist dieser Vorgang — von zuverlässigen Forschern sogar — unrichtig erzählt und die Züchtigung auf Ekkehard selbst bezogen worden. Man sah in Hadwig nur ein tyrannisches Weib. Mit Unrecht. Launenhafte Willkür war wohl ein tiefgreifender Charakterzug von ihr. Weil Abt Ymmo sich einst weigerte, ihr ein Antiphonar zu senden,

zog sie schwer beleidigt mehrere dem Kloster St. Gallen übermachte Geschenke zurück. Ungeduldig war sie wie ein Kind, kaum konnte sie die Ankunft ihres Lehrers erwarten, und sicher ist, daß sie keinen Widerspruch litt, wie alle Geister, die frühzeitig zu herrschen gelernt haben. Aber sie hatte neben andern Tugenden besonders eine gute Art: ihr Unwille war bald wieder besänftigt. Und hatte auch Ekkehard von der herrischen Fürstin manches Aergerliche zu erdulden, immer von neuem gewann er das Herz seiner ernsten Schülerin, so er ihr mit Feuer und innerem Verständnis von klassischer Dichtung sprach. In den alten Dichtern mit ihrer sonnigen Lebensanschauung fand Hadwig stets das weibliche Gleichgewicht wieder. Die Herzogin hielt auf Ordnung an ihrem Hofe. Müßiggang war ihr verhaßt. Die Ausbildung ihrer Kapläne ließ sie sich sehr angelegen sein. An den kirchlichen Akten nahm sie fleißig teil. Ein frommes Gemüt ist ihr nicht abzusprechen. Sie hütete ängstlich ihre Frauenehre und verstand es auch, vor Gott und der Welt ihren guten Ruf zu wahren.

Freigebig war die Herzogin und wohlwollend, besonders ihrem Lehrer gegenüber.

„Wenn Ekkehard zu Festzeiten oder sonst einmal zum Besuche nach Hause ging, so war es rühmenswert," schreibt der Chronist, „wie große Geschenke sie dem Manne zu Schiffe nach Steinach vorausschickte. Als scharfsinnige Minerva war sie darauf bedacht, stets etwas Neues an Schmuckstücken zurecht zu machen, entweder für ihn selbst, oder zum Gebrauche des hl. Gallus. Unter diesen Geschenken, seidenen Meßgewändern, Priestermänteln und Stolen war nun auch eine Albe mit der in Gold eingestickten Hochzeit der Philologie, außerdem eine Dalmatika und ein kleineres Gewand eines Diakons, beinahe ganz von Gold."

Dem Kloster St. Gallen brachte die vornehme Verbindung noch mancherlei andere Vorteile. Die Gunst der gefürchteten Herzogin, aber auch die freiere Lebensart seiner Mönche erweckten ihm viele Neider. Besonders war Ruodmann, der spätere Abt von Reichenau, den St. Gallern aufsätzig und verbreitete nachteilige Gerüchte über ihr Klosterleben. „Es waren damals beim heiligen Gallus, außer dem Ekkehard, von welchem wir eben gesprochen haben, und den vielen Jüngern, welche die Väter aufgezogen hatten, noch der Dekan Ekkehard, in guter Kraft, ferner Gerald, Notker, Chunibert, der später Abt von Altaich wurde,

und Walto II. Diese gingen auf Geheiß ihres Abtes zu Ruodmann, baten ihn durch ihren Sprecher Ekkehard brüderlich, er möchte seine Zunge etwas mehr im Zaume halten. Ruodmann kümmerte sich wenig darum; behandelte aber doch den Boten, teils aus wirklicher Achtung für dessen Person, teils aus Furcht vor der Herzogin, zu welcher Ekkehard gerade ging, auf gebührende Weise. Ekkehard fand den Menschen auf alles Widerwärtige bedacht und suchte vergebens, ihn bei langer Verhandlung durch kluge Beredsamkeit zu überzeugen. Im Gegenteil, er stieß die heftigsten Drohungen aus. Ekkehard kehrte deshalb heimlich ins Kloster zurück; nach Hohentwiel sandte er einen Boten, um der Herzogin die Ursache seines Ausbleibens zu melden. Von Ruodmann aber schied er, dessen Endbescheid mit Unwillen von sich weisend.

Ruodmann, der ihn wirklich auf dem Weg zur Burg glaubte, bestieg ein Pferd, kam bei Nacht zum hl. Gallus, betrat heimlich das Kloster, um wie ein Dieb zu spähen, ob er etwas, das seine Beschuldigungen erhärten würde, auffinden könnte. Das Kloster war ihm wohl bekannt, er schlich umher, beobachtete überall, und als er nichts fand, was nach seinem Wunsche war, drang er von der Seite der Kirche ins Schlafgemach, begab sich tappend an den geheimen Ort der Brüder, um sich da zu verbergen. Ekkehard, der in allen Dingen umsichtig war, hörte Fußtritte, stand vom Lager auf und folgte ihm. Er wußte nicht, wer es war, er sah nur einen Mann, und wunderte sich, wer denn von den Brüdern jenen bei der Nacht verbotenen Ort zu betreten pflege; denn Ruodmann saß verborgen bei dem dunklen Lichte des Raumes. Ekkehard war zuerst unsicher, wen er vor sich habe; merkte aber an dem Schnauben der Nase, womit Ruodmann in der Erregung Atem zu holen pflegte, daß es dieser sei. Sogleich ermahnte er einen Bruder, die Laterne des Abtes zu holen; er zündete sie an, stellte sie vor Ruodmann hin und ging mit seinem Kaplan etwas abseits. Als die Brüder herbeikamen, ermahnte er sie durch Winke, das Schweigen nicht zu brechen. Sie aber wunderten sich, für wen die Laterne dastehe; denn der Abt, welcher allein eine Laterne zu tragen pflegte, war ortsabwesend. Man wartete lange, aber Ruodmann wußte nicht, was er thun sollte. Endlich erhob er sich, da nahm Ekkehard die Laterne, ging ihm auf demselben Weg voran, auf welchem er ihn kommen gehört hatte. Und als sie zum Eingang der Kirche

gelangt waren, wo das Sprechzimmer ist, mahnte er ihn stillschweigend, sich hier niederzulassen, bis er ihn seinem Oheim, dem Dekan, und den Brüdern gemeldet hätte, damit auch sie erführen, welchen gewichtigen Gast das Kloster beherberge.

Alsbald erschien ein Teil der Brüder, vornehmlich die jüngern. Durch den unerhörten Vorgang aufgeregt, ergriff einer von ihnen eine Geißel, stürzte schreiend auf den Bösewicht ein und würde ihm schwere Schläge aufgemessen haben, wenn ihm nicht die Vernünftigeren in den aufgehobenen Arm gefallen wären. Da Ruodmann nun endlich merkte, daß er in der Not war, sagte er: „Wenn ich Gelegenheit zur Flucht hätte, meine verehrten Jünglinge, so würde ich fürwahr fliehen. Jetzt aber, da ich in euern Händen bin, ich mag wollen oder nicht, so ziemt es euch, milder mit mir umzugehen und euern Dekan und die übrigen Väter zu erwarten.“ Endlich kam der Dekan, der in Kürze mit den Vätern Rat über ihn gehalten hatte. Aber Notker, der Arzt, mit dem Beinamen „das Pfefferkorn“, sprach zornig zu ihm: „Du hinterlistigster unter allen Menschen, du Löwe, der sucht, wen er verschlinge, zu deinem Unglück bist du in die Hände der Brüder gefallen, die du wie ein anderer Satan anklagst.“ Ruodmann erschrak über die Worte des so bedeutenden Mannes und sagte zum Dekan, von dem er wußte, daß er ein mitleidiges Herz habe: „Siehe zu, fürsichtiger Vater, daß du mich nicht entehren lässest, es könnte dich zur Unzeit gereuen; denn jetzt bin ich durch die List deines Namensvetters gefangen.“ Und dann warf er sich nieder: „Sehet,“ rief er, „ich bitte alle um Verzeihung, will mit euch freundliche Beziehungen wieder anknüpfen und mich fortan solcher Dinge enthalten.“ Die Verständigeren wurden gerührt durch die so plötzliche Veränderung des sonst so mächtigen Mannes. Andere dagegen murrten. Endlich ließen sich die Väter auf den Rat Ekkehards besänftigen, und durch sie wurde Ruodmann mit allen versöhnt. Ekkehard geleitete ihn dann hinaus an den Ort, wo die Seinigen ihn erwarteten. Und nachdem er noch fröhliche Worte gesprochen, unter anderem auch den Ekkehard dringend bat, er sollte an ihm ja nicht vorbeigehen, wenn er das nächste Mal nach dem Twiel zöge, entfernte er sich. Den Brüdern aber versprach er zwei Fässer Wein von sich aus und schickte sie mit dem nächsten Schiffe nach Steinach.



Austreibung der Waldfrau.

Abt Burkhard aber vernahm in der Ferne von dem Lärm; er bedauerte, daß Ruodmann so sicher und frei entkommen war. Und weil die Sache ihm so unerhört schien, übergab er dem Bischof eine Klage. Ekkehard aber zog bald darauf nach Hohentwiel, begleitet von seinen Vettern: Ekkehard III., dem Diakon, der später Dekan wurde, und von dem Knaben Burkhard, dem spätern Abte. Dabei sprach er auf der Reichenau bei Ruodmann vor, wie verabredet wurde. In dem Gespräche suchte der verschlagene Abt umsonst seine Künste; er fand einen Gegner, der ihm nicht nachstand. Da Ekkehard eilte, um nicht zu spät bei der gestrengen Frau anzukommen, beschenkte ihn der Abt mit einem schönen Pferde. Dies sandte Ekkehard mit einem Teil seiner Begleiter voraus und säumte mit Absicht ein wenig bei freundlichem Wort und treffenden Scherzreden. Endlich wurde er mit Umarmung und Kuß entlassen. Da flüsterte der Hinterlistige seinem Gastfreunde ins Ohr: „Glücklicher! der du eine so schöne Schülerin in der Grammatik zu unterrichten hast.“ Worauf ihm Ekkehard lächelnd erwiderte: „Glücklich wie du, Heiliger des Herrn, als du einmal die schöne Nonne Kotelind, deine teure Schülerin, die Dialektik lehrtest.“ Als er dies gesagt hatte, wendete er sich rasch vom andern ab, der, man weiß nicht was, herauszischen wollte, bestieg das Pferd und entfernte sich im Unwillen. Aber Otker, der Bruder und Dienstmann des Abtes, hatte dessen Erregung gemerkt und sagte: „Wie mir scheint, mein Herr, hast du jenes Pferd umsonst verloren.“ Während die beiden Brüder, Ekkehard III. und Burkhard, unter Verbeugung vom Abte die Entlassung erbaten, vernahmen sie, wie derselbe zu seinem Bruder gewandt sagte: „Schicke ihm doch Schnellboten nach, welche jenes edle Pferd wieder zurückführen!“ Dieser aber entgegnete: „Nein, er reist jetzt mit den Seinen zu jener Frau, und ich wage nicht, einem der Meinigen zu befehlen, seine Habe nur anzurühren.“ So bestiegen auch jene zwei ihre Pferde und zogen bescheiden ihrem Lehrer nach.

Auf Twiel angelangt, begegneten sie der Herzogin, als sie eben zur Vesper ging. Sie hatte bereits von dem durch Ruodmann veranlaßten Lärm vernommen und sagte, nachdem sie gegrüßt hatte: „Wie ich höre, mein Lehrer, bist du jenem Wolf, der in fremde Hürden eindrang, nicht gerade ein angenehmer Laternenträger gewesen.“ Und als Ekkehard lächelte, sagte sie: „Beim Leben der Hadwig! — denn

so pflegte sie zu schwören — wenn einer der erregten Mönche den Eindringling wacker durchgepeitscht hätte, ich hätte mich nicht darum gekümmert."

Am folgenden Morgen, nachdem sie ihre Andacht verrichtet, begab sich Hadwig gleich zu ihrem Lehrer, um mit ihm zu lesen. Als sie sich gesetzt hatte und den jungen Burkhard sah, frug sie unter anderm: „Wozu ist der Knabe mitgekommen?" „Wegen des Griechischen, meine Herrin!" sagte Ekkehard. „Ich habe euch denselben, der auch in andern Dingen manches weiß, hergebracht, damit er von eurem Munde etwas sich merken könne." Der Knabe selbst aber war schön von Ansehen, sehr gewandt im lateinischen Vers und begann sogleich:

„Esse velim Grecus, cum sim vix, domna, Latinus."
„Fast sprech' ich, Herrin, Latein: Grieche noch möcht' ich sein."

Weil Hadwig das Neue liebte, freute sie sich darüber so sehr, daß sie den Knaben an sich zog und küßte und ihn näher zu sich auf einen Fußschemel setzte. Neugierig forderte sie ihn auf, noch mehr Stegreifverse zu machen. Der Knabe, eines solchen Kusses ungewohnt, schaute zu seinen Lehrern auf und begann so:

„Non possum prorsus dignos componere versus;
nam nimis expavi, duce me libante suavi."

„Nicht ganz kann ich mich richten, würdige Verse zu dichten;
Süß hat der Kuß mir geschmeckt, als mich die Fürstin erschreckt."

Trotz aller gewohnten Strenge brach Hadwig in ein Gelächter aus, stellte den Knaben vor sich hin und lehrte ihn die Antiphona: „Maria et flumina", welche sie selbst ins Griechische übertrug, singen:

„Thalassi ke potami, eulogiton kyrion;
ymnite pigonton kyrion alleluja." —

„Meere und Flüsse, preiset den Herrn!
Preiset ihr Quellen den Herrn! Halleluja!"

Von da an ließ sie Burkhard, so oft sie freie Zeit hatte, zu sich kommen, forderte von ihm Stegreifverse, unterrichtete ihn dafür im Griechischen und war ausnehmend liebenswürdig mit ihm. Als er wegging, beschenkte sie ihn mit einem Horaz und einigen anderen Büchern, welche heute noch kostbare Schätze der Klosterbibliothek sind."

„Wie gewohnt, waren Ekkehard und die Herzogin wieder allein zum Lesen. Virgil lag in ihrer Hand; eben las sie die Stelle: „Timeo Danaos et dona ferentes (die Danaer fürcht' ich, auch wenn sie schenken)," da sagte Ekkehard: „Gestern, meine Herrin, hatte ich Gelegenheit, mich an diese Worte zu erinnern." Darauf erzählte er, wie ihn der Abt von Reichenau eingeladen, wie er ihm ein ansehnliches Pferd geschenkt und sich doch bei dem Geschenke verschlagener Reden nicht enthalten habe. Schicklicherweise verschwieg er, was sie sich beim Abschiede in das Ohr geraunt hatten. Die Herzogin aber sprach: „Ich will von Anfang an den ganzen traurigen Handel, der sich jüngst bei euch zugetragen hat, vernehmen, da ich nicht weiß, ob man mir wirklich die Wahrheit sagte. Auch wundere ich mich, daß zwei Klöster meines Herzogtums so große, unheilvolle Dinge angestiftet haben, ohne mir, der Stellvertreterin des Reiches, Anzeige davon zu erstatten. Das ist gewiß, wenn mir meine Räte nicht widerraten, werde ich über den Schuldigen gerechte Strafe verhängen." Ekkehard erwiderte: „Nächst meinem Oheim habe gerade ich die Versöhnung betrieben. Es wäre treulos von mir, erlauchte Herrin, jemand vor dir zu beschuldigen, nachdem ich doch den Friedenskuß gegeben. Obschon er mich gestern in vielen Dingen heimlich gereizt hat, auch nachdem er mir das Geschenk gegeben — du selbst kennst ja den Menschen —, so ziemt es mir doch gar nicht, den Frieden zu brechen, den bedeutende Männer unter sich geschlossen haben. Auch will ich nicht außer acht lassen, mit ihm für den Frieden, den er selbst begehrt, zu stimmen."

Der hohen Frau gefiel der vernünftige Sinn und die gerade Handlungsweise ihres Lehrers. Dennoch setzte sie später für diese und andere Regierungsangelegenheiten eine öffentliche Verhandlung nach dem Orte Wahlwies an und gebot auch den Bischöfen und Aebten, dahin zu kommen.

Ruodmann war jetzt voller Argwohn, Ekkehard könnte jene ins Ohr gesprochenen Worte der Herzogin mitgeteilt haben. Er verzehrte sich in Angst und sandte ihm einen Brief auf den Berg durch einen klugen Mann. Neben der Bitte um die zwischen beiden wieder aufzurichtende Freundschaft standen die Worte: „Ich würde mich sehr wundern, wenn mein Freund, der in allen Dingen so scharfsinnig ist, jene neulich in die Ohren gelispelten Dinge der

herzoglichen Herrin geoffenbart hätte. Solltest du es doch gethan haben, so bitte ich dich, mir solches zu berichten." Ekkehard schrieb ihm durch denselben Briefboten unter anderem folgendes: „Noch nie bin ich bei meiner Allerschönsten in so großem Vertrauen gewesen, daß ich gewagt hätte, den Ohren der gestrengen Frau dergleichen vorzubringen."

Als der Abt endlich von seiner argen Furcht freigesprochen war, wandte er sich durch Boten an den damaligen Bischof Kaminold. Dieser war ihm aber wegen seines heimlichen Einbruchs in das Kloster selbst feindselig gestimmt. Ruodmann besänftigte ihn jedoch durch wertvolle Geschenke. Dann sandte er ihn selbst auf den Berg zur Herzogin und mit ihm zwei ihm günstige Sachverständige. Der Bischof erklärte vor Hadwig, daß er Ruodmann das erlassen, was er gegen ihn verfehlt hätte. Da sagten die Anwälte: „Wenn er vom Bischof freigesprochen ist, so entzieht ihr, beste Herzogin, ihm unverdient eure Gunst." Aber sie antwortete jenen Männern: „Die Stätte des heiligen Gallus hat kaiserliche Freiheit und steht unter meiner Herrschaft; so lange ich kann, werde ich seine Freiheiten behaupten gegenüber jenem Manne, welcher unter dem Namen eines Abtes ein wahrer Gewaltherrscher ist. Es werde ihm eine Geldstrafe auferlegt. Und weil du, mein Bischof, für ihn batest, so soll er, wie das Recht es fordert, die Buße dem heiligen Gallus und dem Abte bezahlen. Denn habe ich das Recht, einen Laien, der den andern verletzt, durch meinen Grafen nach dem Gesetze büßen zu lassen, wie viel mehr wird ein gewaltthätiger Abt, wenn er einen andern freien Abt nächtlicherweile überfällt, sich vor mir dem königlichen Richterspruche fügen müssen — —."

Hadwig zog noch mehrere Berater bei, darunter auch Ekkehard. Nach längeren Verhandlungen kam man endlich zu einem Beschluß. Ruodmann mußte sich wegen jenem Einbruch, der unter Mönchen ganz unerhört war, in Gegenwart seiner Abgeordneten mit dem Abt Burkhard versöhnen, endlich hatte er an einem festgesetzten Tage vor den Thoren des Twiels, wie es Brauch war, hundert Pfund vorzuweisen, wodurch er die Gnade der Herzogin wieder zurückerhielt. Und am bestimmten Tage erließ sie fünfzig Pfund davon dem Abte, um des Bischofs willen, der für ihn gebeten hatte, das übrige befahl sie zurückzubehalten.



Der Alte in der Heidenhöhle.

Ekkehards Tage auf Hohentwiel waren gezählt.

„Bald nach diesem Ereignis kam er auf Verwenden der Herzogin Hadwig an den Hof der Ottonen, des Vaters und des Sohnes, als kaiserlicher Kaplan, als Lehrer des jungen Königs (Otto III.) und als Berater in den wichtigsten Regierungsgeschäften. Dort gelangte er in kurzer Zeit zu solchem Einfluß, daß niemand daran zweifelte, er werde zu einer der höchsten geistlichen Würden emporsteigen; denn auch die Königin Adelheid, die jetzt heilig gesprochen ist, liebte ihn außerordentlich — —.“

Was vor diesem noch geschehen sein soll auf Hohentwiel (nach des Dichters Erzählung), davon freilich berichtet Ekkehard IV. nichts. Wer wollte nach all' dem Gesagten zweifeln an Ekkehards Verehrung für die stolze Frau, zweifeln an dem lebhaften Interesse, das sie für ihren Lehrer hatte! Nichts that sie ohne ihn, immer ist er ihr Berater; bei jeder Gelegenheit zeigte sie ihm ihre Anhänglichkeit. Ja sogar als er schon längst vom Hohentwiel Abschied genommen, gibt sie ihm noch Beweise ihrer Gewogenheit. Wie sie nämlich ihr Gut Sasbach dem Kloster St. Gallen vermachen sollte, da versprach sie es zu thun, „wenn ihr an jenem Orte während ihres Lebens und nach dem Tode eine tägliche Messe gelesen und wenn dem Ekkehard, so lange er lebe, die Verwaltung des Gutes übertragen würde“. Da Hadwig aber hörte, daß einige der Brüder, die Ekkehard neidisch waren, nicht schlüssig werden konnten, brach sie erzürnt die Verhandlungen ab. — Ekkehard versicherte nachher aufs teuerste, daß er niemals in dieser Sache um seinetwillen an die Herzogin ein Wort gerichtet habe.

Ja, warm hing die Herzogin an Ekkehard. Als ihm der König Otto „die Abtei Ellwangen gleichsam als Warteplatz darbot und Ekkehard sich nicht abgeneigt zeigte, diese anzunehmen, so schoben doch die Königin und die H e r z o g i n dieses günstige Geschick hinaus, bis sie ihn mit einem großen Bistum beschenken könnten.“

Also nicht nur einmal griff die Herzogin Hadwig bestimmend in das Leben ihres einstigen Lehrers ein.

Ob das Verhältnis der Fürstin zu Ekkehard doch einen tiefern Grund hatte, wer will es beantworten? —

Niemals darf man vergessen, daß Hadwig frühzeitig einem viel älteren Gatten vermählt wurde, der immer auf Kriegszügen war und



die Gattin sich selbst überließ. Bei aller Achtung und Verehrung, die sie bei ihren Vasallen genießen mochte, blieb ihr Herz unbefriedigt. Allzu früh mußte sie vergessen, was lieben heißt; neben dem alternden Gemahl konnte ihr kein Minnefrühling erblühen — —; da wurde sie Witwe, lernte Ekkehard kennen, den bildschönen Mann, dessen Herz begeistert schlug für alles Gute und Schöne. Sie faßte Neigung zu ihm und wählte ihn zu ihrem Lehrer. Konnte in solch' nahem Zusammenleben nicht ein verschwiegenes Sehnen der Herzogin stolzes Herz bewegen, konnte die Neigung, das bloße Freundschaftsgefühl, sich nicht zur Liebe, zur innigen heißen Liebe steigern? Eitle Frage. Der Chronist löst sie uns nicht, wirft sie nicht einmal auf; Hadwig und Ekkehard waren ihm viel zu ernst, über menschliches Liebeständeln hoch erhaben. Verstummen muß auch die Frage gegenüber einem vielhundertjährigen Schweigen der Geschichte. Niemals kann sie der Geschichtsforscher beantworten. Ein Recht dazu hat nur der Dichter, „der die alten Gebeine ausgräbt, sie zugleich auch mit dem Atemzug einer lebendigen Seele anhaucht, auf daß sie sich erheben und kräftigen Schrittes als auferweckte Tote einherwandeln". Und in unserm Falle hat der Dichter aufs geschickteste seines Amtes gewaltet. Er hat die geschichtliche Hadwig verklärt mit dem Gefühl der Liebe, daß sie einst gerade so empfunden haben mag, wie ein „liebebedürftiges" Kind modernster Tage.

Von den weitern Lebensumständen Ekkehards ist leider nichts auf uns gekommen. Trocken berichten die Jahrbücher bloß, daß er als Dompropst zu Mainz am 23. April des Jahres 990 verstorben sei. Im Kloster St. Alban wurde er der Erde übergeben, und Ekkehard IV. setzte ihm in wohllautendem Latein die treffende Grabschrift: „Es ging zur Ruhe der Verteidiger brüderlicher Sache; ein Pilger im Glauben gab er seine Seele Gott und seine Gebeine Mainz. Dem bewunderungswürdigen Lehrer, dieser Zierde des Kleides St. Benedikts, mögen St. Gallus und St. Alban die Freuden der Ewigkeit verleihen!"



Hohentwiel: Klosterruine mit Kreuzgang.

Frau Hadwig überlebte Ekkehard. In ihrem Alter überließ sie sich ganz den frommen Uebungen eines gottgeweihten Herzens. Rührende Sorgfalt verwendete sie auf das Gotteshaus ihres Burgsitzes, um St. Gallens Wohl hatte sie sich stets liebreich angenommen. Ganz besonders freigebig bewies sich Hadwig gegen Reichenau und das Kloster Petershausen, indem sie letzterm durch Bischof Gebhard von Konstanz den umfangreichen Hof Epfendorf in der Baar mit seinen Zugehörigkeiten als freies Eigentum vergabte.

Dies mag ihr letztes frommes Werk gewesen sein. Sie starb am 28. August des Jahres 994 nach zwanzigjährigem Witwenstande, etwa fünfundfünfzig Jahre alt.

Ihre Burg vererbte sie auf ihren Bruder Herzog Heinrich II. von Bayern.

Die Musen senkten ihr Haupt, sie verfielen in tiefen Schlaf. Auf Twiel gab es für sie kein Erwachen mehr. Die Herzogsburg lag verödet. Nur der Aufenthalt Ottos III., dieses kaiserlichen Träumers, in den Jahren 994 und 1000 goß noch ein letztes glänzendes Abendrot über die stolzeste aller Burgen aus.



Im Jahre 1002 finden wir Hohentwiel im Besitze Kaiser Heinrichs II., der ein Neffe Hadwigs war und die Burg 995 von seinem Vater geerbt hatte. Was dem Twiel noch Leben gab, das Kloster, wurde nun auch von ihm genommen. Kaiser Heinrich verlegte es im Oktober des Jahres 1005 an den Ausfluß des schwäbischen Meeres, wo günstigere Lage und mildere Gegend der verwaisten Anstalt eine gedeihlichere Entwicklung versprachen. „Klosterbewohner, sowie die Umwohner, sich über die Beschwerlichkeit des sehr steilen Berges beklagend," hatten die Verlegung gewünscht. Auf Bitten der Mönche,



Ekkehards Ausrüstung zum Kampfe.

sagt die vom 1. Oktober 1005 datierte, allerdings erst nachträglich geschmiedete, unechte Urkunde, habe der Kaiser das Kloster von dem rauhen Berge „an die Gestade des Rheins, an den Ort, Staine genannt,“ versetzt, damit fürderhin „die Diener Gottes der gewünschten Bequemlichkeit eines besser gelegenen Ortes teilhaftig würden.“ Der letzte Twieler Abt, Trudewing, enthob dem verlassenen Altar die Reliquien der Märtyrer St. Georg und St. Cyrillus, welche nächst der Jungfrau Maria auch des künftigen Klosters Patrone sein sollten, und baute ihnen auf Anordnung seines kaiserlichen Herrn, nahe dem vielverehrten und sagenverherrlichten Asyl des hl. Othmar († 759) ihre neue Behausung. Kaiser Heinrich begabte das junge Stift mit vielen Gütern aus 14 umliegenden Orten, die ihm aus dem Erbe der Herzogin Hadwig zugefallen waren und unterstellte es dem bischöflichen Stuhle zu Bamberg. Die Vogtei über das Kloster und den Hohentwiel übertrug er an Graf Berthold I. von Zähringen. Als aber das Herzogtum Schwaben im Jahre 1057 durch die Reichsverweserin Agnes ihrem Tochtermanne Rudolf von Rheinfelden übertragen wurde, kam auch Hohentwiel an letzteren. In den furchtbaren Kämpfen zwischen Kaiser Heinrich IV. und Herzog Rudolf, der sich zum Gegenkaiser aufgeworfen hatte, wurde die Burg Zufluchtsstätte von Rudolfs Gemahlin Adelheid, die sich daselbst ob all dem Ungemach das Leben abgrämte. Im Jahre 1079 starb sie in größter Armut und wurde zu St. Blasien begraben. Nach Rudolfs Tode, 1080, erbte die Burg dessen Sohn, Berthold von Rheinfelden. Von diesem kam die Feste im Mai 1090, vermutlich durch Rudolfs Tochter Agnes, in den Besitz Bertholds II. von Zähringen. Es war eine unruhige Zeit in Schwaben, furchtbar tobte der Parteikampf; auch Twiel wurde in Mitleidenschaft gezogen. Veranlassung dazu gab die Doppelbesetzung des Abtstuhls in St. Gallen. Berthold unterstützte den vom Gegenkönig Rudolf eingesetzten Abt Werinhar und überzog den rechtmäßigen Abt Ulrich mit Krieg. Sengend und brennend zogen die Krieger durch das st. gallische Gebiet bis an die Alpen. Abt Ulrich verheerte auf gleiche Weise die Güter Bertholds, der im Verlaufe des Kampfes eine Zeitlang Hohentwiel verlor. Verrat der Bewohner hatte die Burg dem Feinde in die Hand gespielt. Erzürnt brach Berthold gegen St. Gallen auf und wütete mit Raub und Brand. Seine Kriegsknechte drangen in die Klosterkirche, verwundeten

einen Mönch im Allerheiligsten; einen armen Knaben, der ein Kreuz ergriffen hatte, um sich damit zu decken, hieben sie unbarmherzig nieder.

Nach kurzer Zeit gab Ulrich Twiel zurück.

Unter diesen Händeln ward Berthold von den Fürsten und Bischöfen zum Gegenherzog von Alemannien erhoben; Heinrichs IV. Freunde aber sammelten sich um Friedrich von Staufen (1091). Die Parteikämpfe spannen sich weiter, das Volk immer mehr entsittlichend. Wie verdorben war schon die Elite der Gesellschaft! Ein Graf Otto hatte mit seines Nachbarn Grafen Ludwigs Gemahlin bei dessen Lebzeiten öffentlich Hochzeit gehalten; dafür hieben ihm Ludwigs Dienstmannen das Haupt ab, und recht war es. Ob solchem Greuel redete man vom Weltuntergang. Hungersnot und Seuchen wüteten. Eine Sonnenfinsternis erschreckte am hellen Tage das Volk. Da hatte es genug der grausamen Fehden. Bischof Gebhard von Konstanz gelang es, auf einem Tage zu Ulm Frieden zu stiften. Zwischen Friedrich und Berthold kam im Jahre 1095 ein gütlicher Vergleich zu stande. Der Hohenstaufe erhielt das Herzogtum Schwaben, mit demselben auch den Hohentwiel, der Zähringer den westlichen Teil Alemanniens, die Reichsvogtei im Thurgau und die Stadt Zürich nebst dem Herzogstitel. Aber die Herzoge aus Staufenschem Geschlechte scheinen die Burg niemals bewohnt zu haben. Dienstmannen, sogen. Ministerialen gaben sie Hohentwiel zu Lehen. Diese hatten die Verpflichtung zum Kriegsdienste und nannten sich nach der Burg „Ritter von Twiel“. Ein Heinrich de Duello kommt im Jahre 1117 vor und wurde 1123 von einem Teil der Mönche St. Gallens zum Gegenabt gewählt. Zwei Brüder, Eberhard und Adalbert de Tivelo, lebten um 1155. Im Jahre 1267 nennt sich auch ein Ulrich von Klingen „von Twiel“. Nachdem der jugendliche Konradin, der letzte Hohenstaufe, im Jahre 1268 so unglücklich geendet, mit ihm das Hohenstaufensche Haus erlosch, scheint die Burg in den Besitz der Herren von Klingen gekommen zu sein; denn am 16. Februar 1300 verkaufte „ein Ulrich von Klingen, so man sprach von Twiel, seine Burg zu Twiel und alles ander, sein Gut samt Leuten und Gütern, wie solches an ihn gekommen von seinen Brüdern,“ an Herrn Albrecht von Klingenberg um 940 Mark Silber. Im Besitze dieses ritterlichen Geschlechtes blieb Hohentwiel beinahe dritthalb Jahrhunderte.



III.

„Das Wild duckt sich ins Aehrenfeld
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt:
‚Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauern Schweiss des Armen!'

‚Hinweg, du Hund!' schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an:
‚Sonst hetz' ich selbst, beim Teufel! Dich!
Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, dass ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!'"

G. A. Bürger.

Die Klingenberger waren ein angesehenes, auch im Reichsdienste verdientes Geschlecht, das allzeit viel galt im Feld und Rate des Hegaus. Unter ihnen wurde Hohentwiel eine förmliche Ritterburg; doch auch als solcher blieb ihm der Ruhm der Unüberwindlichkeit.

Ein interessantes Burgleben mochte sich da entfaltet haben, doch nicht so glanzvoll, wie mittelalterliche Schriftsteller voll Phantasie es schildern, oder wie es der moderne Mensch sich noch immer vorstellt. Jedenfalls haben die Klingenberger ihre Burg und deren Wohnräume so schön ausschmücken lassen, als es die damaligen Baumeister und Kunsthandwerker nur irgendwo vermochten. Trotzdem standen solche Wohnstätten mit der ritterlichen Gesellschaft, die ihre Luxusbedürfnisse befriedigen wollte, in scharfem Widerspruch. Auf steilem Bergkegel

gelegen, war die Burg, von Stürmen umbraust, jedem Wind und Zug ausgesetzt, der von einem Ende zum andern fuhr. Und man hatte kein Mittel, sich dagegen zu sichern, ohne zugleich das Licht abzusperren. Im Winter, wenn es recht fror, verbreiteten wohl die Kamine mit ihren großen Rauchmänteln etwas Wärme, zum gemütlich werden aber wenig genug; denn sie zog davon durch die kleinen niedrigen Fensterlöcher, die noch nicht verglast, vielleicht nur mit geöltem Papier oder Hornplatten bewehrt waren. Ein großer Teil der Fenster lag ganz offen, Luft und Licht nur spärlich einlassend. Zu allem kamen die dicken Mauern, die nackten kalten Wände, der Boden aus Estrich oder steinernen Fliesen. Schöngestickte Teppiche, einzelne kunstvoll geschnitzte und bemalte Möbelstücke mochten den an und für sich engen Raum etwas behaglicher gestalten; aber die Bequemlichkeiten, wie sie heute der Aermste unter uns genießt, würde man bei dem edlen Geschlechte der Klingenberger auf der Burg Hohentwiel vergeblich gesucht haben.

Darum benutzte man jede Gelegenheit, die düstern, licht- und luftarmen Räume zu verlassen, um sich im Freien aufzuhalten. Allerdings blieben die Frauen beschränkt auf die engen Mauern ihrer Burg. Während die Herren in die Ferne zogen, wählten sie, so es sonnig war und warm, die Linde im Burghof oder das blumenreiche Wurzgärtlein zu ihrem Aufenthalt. Sonst aber nahmen sie in den Fensternischen auf den kissenbelegten Steingesimsen Platz und blickten über die Arbeit hinweg durch die engen Scharten, hinaus ins weite Land, hinab ins Thal, um zu erspähen, was sich auf Weg und Steg ereigne. Wie leuchtete dann das Auge, wenn es in der Ferne herankommende Fremde entdeckte, wie freute sich die einsame Burgfrau, wenn der Besuch sich nahte, er Einlaß begehrte und Obdach erbat. Mochte es nun ein Krämer sein, der allerlei Schmucksachen für Frauen feilbot, oder ein fahrender Sänger und Spielmann, der sang

„Von Lenz und Liebe und sel'ger goldener Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit“

oder endlich ein Pilger und Wallfahrer; immer war ein solcher Besuch willkommen, wie ein ungeduldig erwartet Zeitungsblatt. Alle diese Leute hatten Neues zu berichten, ob sie erzählten oder sangen, immer wußten sie der Burgbewohner Neugier zu fesseln. Solches brachte wohlthuende Abwechslung in das eintönige Leben der Ritterfrau, die meist



Hohentwiel: In der Herzogsburg.

auf den Umgang mit den Kindern und der Dienerschaft angewiesen war, wenn nicht geräuschvolle Feste und Trinkgelage fremde Gäste in den Burgfrieden führten.

Der Ritter freilich blieb selten zu Hause. Ihn zog es in die Ferne, sei es zur Jagd in den ausgedehnten Forsten, sei es zu Tjost und Turnier oder zur blutigen Fehde. Und die Zeiten waren unruhig und fehdereich, die Klingenberger streitbar und kampflustig. Die Gelegenheit zu lockend, bei der Machtlosigkeit der Reichsgewalten keinen Frieden mehr zu achten, kein Gericht mehr zu suchen und unter dem Vorwande der Fehde das „Faustrecht“ zu üben und jede Straße unsicher zu machen.

Im Jahre 1330 zogen die Rottweiler, gereizt durch die Streifzüge der Klingenberger, vor die Feste Twiel, in welchem Treffen ein Hans von Klingenberg, der stärkste Ritter seiner Zeit, erschlagen wurde. Einige Jahre später bekriegte ein Ritter von Klingenberg auf Twiel einen Edeln von Bodman und streifte sengend und brennend die Dörfer der Nachbarschaft. Einer der blutigsten Kämpfe, die je in Schwaben ausgefochten wurden, war der vom Jahre 1464. Die Geschichte kennt ihn unter dem Namen: Die Werdenberger Fehde. Eberhard von Klingenberg wurde in einen Streit verwickelt, den Hans von Rechberg und andere Ritter gegen den Grafen von Werdenberg hatten. Warum, weiß man nicht genau. Die Herren rauften sich gern und freuten sich am Blutfließen. Schließlich konnte eine Fehde auch reichen Gewinn bringen. Der Graf von Werdenberg war aber Hauptmann der St. Georgsgesellschaft, und die Fehde wurde darum Sache des Bundes, mit dem auch die Grafen von Württemberg in naher Verbindung standen. So kam es, daß die Klingenberger sich auf einmal drei mächtigen Feinden gegenüber sahen. Immer heftiger wurde die Fehde und ausgedehnter. Die Mannschaften des St. Georgenbundes und der Städte am Bodensee zogen vor Hohentwiel, um ihn zu belagern. Das Schloß aber war mit notwendigem Vorrat und anderen Bedürfnissen gut versehen, von vielen guten Kriegsmännern besetzt, somit in der Verfassung, langen und kräftigen Widerstand zu leisten. Als der Winter nahte, mußten die Belagerer unverrichteter Dinge abziehen. Da legte sich, auf Verlangen der Verbündeten, Erzherzog Sigmund von Oesterreich ins Mittel, brachte zwischen den streitenden Teilen am 28. Januar 1465 zu Biberach einen Vergleich zu stande, demzufolge alle Fehde und Unwillen unter ihnen

abgethan sei, die Klingenberger den Grafen von Württemberg und dem St. Georgenbunde Genugthuung gaben, Hohentwiel aber im Besitz seiner Eigentümer verbleiben sollte.

Seine Uneinnehmbarkeit bewies Hohentwiel auch zur Zeit des Schwabenkrieges. Als die Eidgenossen im Jahre 1499 in den Hegau einfielen und binnen einer Woche 20 Städte, Dörfer und Burgen einnahmen, zerstörten und verbrannten, wagten sie sich nicht an den Hohentwiel, sondern marschierten „an dem Achtung gebietenden und stolz auf sie herabblickenden Schlosse — wie vor einem hohen Haupte, in guter Ordnung vorbei“. Eine Schar Schweizer, die vorausliefen, um den Rahm von der Milch zu schöpfen, hatten sich daran gemacht, Singen zu plündern; allein die Besatzung von Twiel machte einen Ausfall, wobei vier Schweizer und ein Klingenberger im Gefechte getötet wurden.

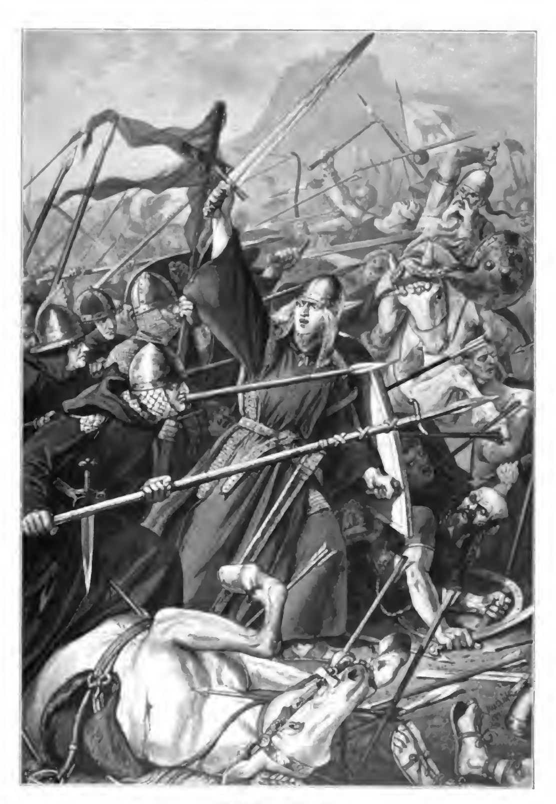
Das Haus Klingenberg ging in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts rasch seinem Verfalle entgegen. Ganz bedeutend wurde es geschwächt durch die vielfachen Erbschaftsteilungen. Der Besitz wurde zersplittert, die Hausmacht gebrochen. Schon im Jahre 1440 teilten sich zwei Brüder von Klingenberg, Hans und Albrecht, in das bedeutende Besitztum. Der Stamm teilte sich in zwei Hauptlinien. Nach Albrechts Tode im Jahre 1459 folgten seine Söhne, Heinrich und Kaspar, jenem Beispiele. Der erstere erhielt die Hälfte des Schlosses Twiel mit „jeglicher seiner Begriffung und Zugehörden auf gleiche Weise geteilet mit samt der Nutzung zu Twiel, wie vor Jahren in der Teilung zwischen Hans und Albrecht“. Kaspar wurde das Städtchen Dettikofen, die Burg zu Steckborn u. a. m. zugesprochen, die andere Hälfte von Twiel verblieb Hans von Klingenberg. Die Teilungen brachten Zwietracht in die Familie, die einzelnen Glieder wurden dadurch einander entfremdet. Um diesem und dem sichtlichen Untergange des einst großen, mächtigen Geschlechtes vorzubeugen, schlossen die beiden Linien, die Brüder Heinrich und Kaspar auf der einen, Eberhard, Kaspar und Albrecht auf der andern Seite, am 4. Oktober 1475 einen Burgfrieden, und schworen feierlich „mit aufgehobenen Fingern und gelehrten Worten zu Gott und allen Heiligen“, für sich und alle ihre Erben und Nachkommen den Vertrag unverbrüchlich zu halten, zusammenzuhalten wie ihre Väter und Vorfahren und in Frieden miteinander zu leben. Allein das Mißtrauen, das die einzelnen Familienglieder nun einmal gegen-

einander hatten, drückte sich schon in den ersten Sätzen des „feierlichen" Vertrages aus. „Um das Schloß getreulich zu versehen, zu versichern und zu versorgen", sollten nämlich „die Thorschlösser geändert werden und jeder Teil zu einem Schloß einen Schlüssel haben, den der andere Teil nicht hat, damit kein Teil ohne den andern aus- noch einlaufen möge". Fast ängstlich wurden die Verhältnisse der beiden Familienzweige geregelt und geordnet. Nachts durfte auf Twiel niemand weder ein-, noch ausgelassen werden, wenn es aber aus dringenden Gründen nötig sein sollte, so mußten alle Knechte mit ihren Gewehren dabei sein. Alle Wächter, der Thorwart und die Einwohner mußten beiden Teilen gemeinschaftlich schwören, ihnen und dem Schlosse treu und hold zu sein, ihren und des Schlosses Nutzen zu suchen, Schaden zu wenden und den Burgfrieden zu halten. Kein Teil durfte seine Rechte an dem Schlosse verkaufen, versetzen, vermachen oder übergeben als an einen Klingenberger männlichen Geschlechts und ehelicher Geburt. Sie machten sich verbindlich, in der Burg niemand Aufenthalt zu gewähren, „er seye Fürst, Graf, Freiherr, Ritter, Edelknecht, Städter oder Armknecht", er habe dann zuvor geschworen, den Burgfrieden zu halten und sein „Enthältnißgeld" bezahlt, das zum gemeinschaftlichen Bau des Schlosses verwendet werden soll. Unter anderem wurde festgesetzt, daß jeder, der einen anderen innerhalb des Burgfriedens schlage, „mit Fäusten oder mit anderen trockenen Streichen" auf vier Wochen, und wenn er ihn „blutrünstig macht", auf zwei Monate in Turm und Stock gelegt werden soll. „Welcher den andern zu Tod schlägt, den soll man auch töten."

Vorräte sollen immer im Schlosse sein, und zwar sollte jeder Teil haben 100 Malter Roggen und Fesen, 4 Fuder Wein, 10 Scheiben Salz, 10 Schweine, 3 Centner Schmalz und an Erbsen, Linsen, Bohnen, Musmehl und Gerste je 2 Malter, dann 30 Paar Hausschuhe, 2 Häute Plätzleder, 30 Paar Handschuhe, 4 Armbrüste, „4 Winden und allen Gezeug von Garn, daraus man Sehnen machen möge", 2000 Pfeile, 5 Handbüchsen, 5 Hackenbüchsen, 3 Centner Pulver oder Zeug dazu, 2 Centner Blei; Kohlen auf ein Jahr. „Jeder Teil soll auch haben einen Wächterpelz und zwei Filzschuhe, ein ganzes Zimmermannsgeschirr und ein Maurergeschirr und ziemlich viel Harz und Pech. Von keinem Teil durfte auf dem Schlosse ein Bau ohne des andern Wissen und Wollen unternommen werden. Im Falle einer Bedrohung des Schlosses

sollte jeder Teil alles Erforderliche hinaufschicken, namentlich jeder Teil 15 Knechte, die der Hauptmann zu mustern hat." Ferner wird bestimmt: „Die Kapelle, der Brunnen, Mauern, Thor, Brücken, Stege und Wege und anderes, was gemeinschaftlich ist, sollen wir und unsere Erben, in gemeinem guten Bau und rechten guten Ehren halten, und dazu alle Thore versehen und in guter Hut haben." Der Vertrag schließt mit einer feierlichen Beteuerung, „den obgeschriebenen Burgfrieden — ganz und gar aufrecht und redlich, wahr, stet und fest unverbrüchlich getreulich zu halten." Als Zeuge besiegelte diese Urkunde auch ein Hans von Fridingen zu Krähen, der Klingenberger „lieb Oheim und Schwager".

All die schönen Worte, die sich die Klingenberger gelobten, konnten die Familie nicht mehr einigen. Das Mißtrauen blieb. Zudem waren sie schlechte Haushälter; ein Gut nach dem andern mußten sie verkaufen oder verpfänden. Und auf verschuldeten Gütern gedeiht der Familienfriede nicht. „Sie gehn nit zu Fuß," sagt Sebastian Münster von den Rittern seiner Zeit, „denn sie meinten, es wäre ihnen unehrlich und eine Urkunde der Dürftigkeit; aber rauben, wenn sie die not angeht, scheuen sich ihrer ein teil nit." Auch die Klingenberger schreckten davor nicht zurück, sie ergriffen das Handwerk der Heckenreiter und Wegelagerer, in das sie sich mit ihren Nachbarn, den Herren von Fridingen und Hohenkrähen, teilten. Reisende auf den Landstraßen wurden niedergeworfen und zusammengehauen, Dörfer überfallen, den Männern Hände oder Füße abgeschlagen oder die Ohren abgeschnitten, endlich weggeschleppt in die Burgverließe. Da lagen die Opfer, bis ihnen die Füße abfaulten und die Ihrigen ein Lösegeld herbeigeschafft hatten. Ein Markgraf von Brandenburg rühmte sich einst, daß er in seinem Leben 170 Dörfer verbrannt habe. So schlimm waren nun allerdings die Klingenberger nicht, doch den Ruhm des „Gefürchtet werden" hatten auch sie sich erworben. Indessen hatten nicht alle von ihnen Freude am Heckenreiten. Einzelne Glieder des Hauses leisteten gegen Geldentschädigung Herrendienst. Im Jahre 1483 traten die Brüder Kaspar und Albrecht der Jüngere in ein Dienstverhältnis zu Graf Eberhard dem Aeltern von Württemberg, 1485 der ältere Kaspar ebenso zu Erzherzog Sigmund von Oesterreich, 1486 Heinrich zu Eberhard dem Jüngern. Unter diesen Umständen verfiel die Burg Twiel mehr und mehr. Ihren Eigentümern gebrach es an Mitteln, sie im gehörigen Stand zu erhalten.



Ekkehard im Kampfe.

Im Jahre 1511 saßen auf Hohentwiel Hans Heinrich von Klingenberg und sein Vetter Albrecht. Es ist die Zeit, wo in Württemberg Herzog Ulrichs Not beginnt. Ein hochstrebender und unruhiger Geist, aufgewachsen unter der Vormundschaft schlechter Räte, zur Regentschaft berufen in einem Alter, da der Knabe kaum zum Jüngling reif ist, machte er einen Aufwand, der unter dem Volke große Unzufriedenheit erregte. Dunkle unheimliche Wolken zogen sich über dem jugendlichen Fürsten zusammen. Sie kündeten ein furchtbares Gewitter an. Ulrich sah es kommen. Seine Lage war ernst, schon brannte der Boden seines Vaterlandes unter seinen Füßen. Darum sah er sich außerhalb desselben nach einem festen Stützpunkte um. Sein Auge fiel auf Hohentwiel. Der Herzog ließ mit den Klingenbergern unterhandeln, und am 6. Januar 1511 schloß er zu Stuttgart mit Hans Heinrich von Klingenberg, der den Burgfrieden von 1475 nicht beschworen hatte, einen Vertrag ab, laut welchem dem Herzog das Oeffnungsrecht der Burg gegen ein jährliches Dienstgeld von 200 Gulden eingeräumt wurde. Albrecht von Klingenberg war dagegen österreichisch gesinnt; seinen Anteil übertrug er deshalb 1517 dem Kaiser zu Lehen. Hans Heinrich protestierte und erklärte dieses Vorgehen für einen Bruch des Burgfriedens. Das Lehensverhältnis wurde wieder gelöst, aber 1518 Oesterreich das Oeffnungsrecht gegen eine Entschädigung von 400 Gulden bewilligt. Albrecht sollte auf Twiel keinen ständigen Aufenthalt mehr nehmen, Oesterreich dafür einen Burgvogt halten dürfen. Ehe aber das zaudernde Land von diesem Rechte Gebrauch machte, kam ihm der Herzog Ulrich zuvor. Dieser war 1519 aus seinem Lande vertrieben worden. Des Herzogs Flucht war der Weg zur Erwerbung der Burg für Württemberg. Infolge des früher mit dem Klingenberger abgeschlossenen Vertrages begab sich Ulrich nach Hohentwiel, setzte die Burg in besseren Verteidigungszustand, versah sie mit Geschütz und einer vertrauten Besatzung und hoffte von hier aus mit Hülfe der Eidgenossen sein Land wieder zu erobern. Am 25. Mai 1521 schloß er dann mit Hans Heinrich in Mömpelgard einen neuen Vertrag, wonach dem Herzog gegen ein Entgelt von 5000 Gulden das Schloß Twiel bis zu seiner Wiedereinsetzung ganz, nachher aber das Oeffnungsrecht zustehen soll. Neben anderen Bedingungen wurde beigefügt, daß der Herzog das Schloß nie gegen die Eidgenossen oder die Stadt Rottweil gebrauchen

dürfe und denen von Schaffhausen und Augsburg das Oeffnungsrecht verbleibe, „doch ohne Schaden und Nachteil für den Herzog". Max Stumpf von Schweinberg wurde zum Befehlshaber der Besatzung aufgestellt. Die Nachbarorte nahmen die Uebergabe Twiels an Herzog Ulrich übel auf. Die That des Hans Heinrich von Klingenberg wurde schwer gerügt. Bedrängt von allen Seiten, bat er den Herzog wieder um Rückgabe des Schlosses. Die Vorstellungen des Hegauer Adels und der Eidgenossen wollten dasselbe bezwecken. Man machte sogar Miene, die Burg zu überrumpeln. Alles schlug fehl. Der Herzog hielt an dem Vertrage fest. Kaiser Karl V. ließ nun gegen Hans Heinrich einen Achtbrief ergehen, weil er sich eines Vertragsbruches Oesterreich gegenüber schuldig gemacht habe. Die Acht wurde aber nicht bekannt gemacht, doch mit der Vollziehung derselben gedroht, wenn er nicht das Schloß „auf billigem Weg, es seye durch Kauf oder andere Weise dem Haus Oesterreich wieder zustelle". Was wollte Hans Heinrich thun, auf Unterhandlungen konnte er sich nicht einlassen, denn er befand sich selbst nicht mehr im wirklichen Besitze von Hohentwiel, und Oesterreich fehlte das Geld, denselben käuflich zu erwerben. Aber auch Ulrich konnte seine Zahlungen an Klingenberg nicht leisten. Der Herzog schuldete letzterem 4000 Gulden für in Twiel gelassene Fahrnisse, geliehenes Geld und Sold, und ungefähr 7500 Gulden Schadenersatz. Auf das Anerbieten Hans Heinrichs, 8000 Gulden an der Forderung nachzulassen, wenn er ihm das Schloß zurückgebe, erteilte ihm der Herzog sogar „eine schimpfliche Antwort".

Als alle Unterhandlungen vergeblich waren, dem Herzog die Feste wieder aus der Hand zu winden, versuchte man Verrat und Bestechung, indessen ohne Erfolg. Aller Anfechtungen zum Trotze suchte sich Ulrich für immer den Besitz des Schlosses zu sichern; er befestigte es so gut er konnte. Und während der Herzog in Mömpelgard weilte, versorgte er Twiel mit Vorräten an Lebensmitteln, Pulver und Blei. Hohentwiel ward zu einer Werkstätte, in welcher Stückgießer, Schlosser, Schmiede, Zimmerleute und Wagner eifrig an der Zubereitung der Kriegswerkzeuge arbeiteten.

Als dann im Spätjahr 1524 die Bauern sich erhoben und die ganze Aufmerksamkeit des schwäbischen Bundes und der österreichischen Regierung auf sich lenkten, gedachte er für sich Nutzen daraus zu ziehen

und die Wiedereroberung des Landes zu versuchen. Ende Oktober 1524 hatte er etwa 500 Mann beisammen. Während des kommenden Winters hielt er sich in Schaffhausen auf, die Rüstungen auf Hohentwiel leitend und überwachend. Auf jede Weise suchten Ulrichs Feinde seine Vorbereitungen zu hintertreiben, trachteten sogar nach seinem Leben, „um Müh' und Unkosten zu ersparen". Mit bewunderungswürdigem Mute vollendete er die Rüstungen. Das Geschütz von Basel und Mömpelgard wurde herbeigeschafft, und die Hülfsmannschaft aus der Schweiz lag unter Hohentwiel. Am 20. Februar 1525 erließ er von der Feste aus eine Erklärung, Vaterland und Erbe wieder erobern zu wollen:

„Ihr warft mich aus den eignen Thoren,
Doch einmal klopf' ich wieder an;
Drum Mut! Noch ist nicht all' verloren,
Ich hab' ein Schwert und bin ein Mann.
Ich wanke nicht, ich will es tragen;
Und ob mein Herz darüber bricht,
So sollen meine Feinde sagen:
Er war ein Mann und wankte nicht."

Am 25. desselben Monats trat er mit ungefähr 6000 Mann und 10 Geschützen den Zug an. Mit vielen Schwierigkeiten kämpfend, kam er bis nach Stuttgart, wurde hier von den Schweizern verlassen und mußte den Rückzug antreten, obwohl er den Sieg fast in seinen Händen hatte. Hohentwiel wurde sein Zufluchtsort. Noch sah der Herzog seine Hoffnungen nicht gescheitert, knirschend verband er sich mit etwa 300 Bauern, versah sie mit Geschütz, ließ sich am 21. April förmlich in ihre Genossenschaft aufnehmen und brach Anfang Mai noch einmal und wieder zu einem erfolglosen Zuge auf.

Hans Heinrich von Klingenberg hatte unterdessen seine Bestrebungen, von Herzog Ulrich Bezahlung zu erhalten, eifrig fortgesetzt, doch das Hofgericht urteilte vergeblich. Endlich waren der Freiherr von Hewen und Eberhard von Reischach der Aeltere so ehrenhaft, für ihren Teil an der Bürgschaft Zahlung zu leisten, was der Herzog sogar mißbilligte, von Georg von Hewen aber, der ihm Dienst und Pflicht kündete, ernstlich zurecht gewiesen wurde.

Oesterreich gab indessen seine Ansprüche auf Schloß Hohentwiel noch nicht auf. Es unterhandelte wiederum mit Hans Heinrich, doch scheiterten seine Versuche am Geldmangel. Noch einmal versuchte man

es mit List und Bestechung. Ein Hans Link von Ebringen wurde vom Obervogt zu Tübingen, Hans Erhart von Ow, aufgefordert, durch seinen Tochtermann eine Meuterei unter den Knechten in Twiel anzustiften, damit sie „abschweiff" würden. „Er stellte ihm zu diesem Zwecke 3000 Gulden in Aussicht, so daß er jedem Knechte 20 bis 30 Gulden, je nachdem der Mann sei, versprechen könne, was dann übrig bleibe, solle sein eigen sein. Außerdem wolle er ihm und seinem Tochtermanne zu einem guten Sitze im Lande mit einer guten Besoldung verhelfen." Durch schöne Worte und drei blanke Kronenthaler ließ sich Hans Link bewegen, den Auftrag zu übernehmen. Als er aber zu seinem Schwiegersohn Hans von Breitenholz kam, ging dieser nicht darauf ein, sondern zeigte die Sache noch dem Befehlshaber an, der den Link „mit einhelligem Rat aller Personen", so auf Twiel waren, „über den Schmidtenfelsen hinaus" zu Tode werfen ließ (1527).

Diese österreichischen Umtriebe spornten Ulrich nur noch mehr an. Zur Sicherung Hohentwiels suchte er mit den Städten Konstanz und Zürich ein Bündnis zu schließen, das aber nie zum Abschluß gebracht wurde, zumal Herzog Ulrich sich auf einer andern Seite, beim Landgrafen Philipp von Hessen, um Hülfe umsah. Mit Unterstützung Hessens erfocht er bei Laufen am Neckar am 13. Mai 1534 über die Oesterreichischen einen Sieg, welcher ihn in den Besitz seines Landes führte, das ihm durch den in Kaaden abgeschlossenen Vertrag gesichert wurde; doch sollte er den Hohentwiel an Oesterreich abtreten, ebenso nach einem mit Erzherzog Ferdinand am 21. August 1535 zu Wien geschlossenen Vertrag und zwar gegen 10,000 Gulden bar und Befriedigung der Klingenbergischen Forderungen. Ulrich gab weder im einen, noch im andern Falle den Hohentwiel heraus. Da der König den Vertrag nie vollzog, also anzunehmen war, daß ihm an dem Schlosse wenig gelegen, bat der Herzog am 24. Juni 1536 den Kaiser, ihm „als einem armen Fürsten, der mit wenig festen Plätzen versehen", das Schloß zu überlassen. So geschah es.

Herzog Ulrich war befriedigt, nicht so der Klingenberger. Hans Heinrich, auf den Vertrag vom 23. Mai 1521 sich stützend, daß der Herzog, wenn er zu seinem Lande gekommen, das Schloß zurückzugeben habe, erhob hohe Ansprüche, welche aber scharf abgewiesen wurden. Wohl ließ sich der Herzog auf Unterhandlungen ein; aber es kam nichts

dabei heraus. Der alte Klingenberg war des ewigen Streitens müde, übergab noch bei Lebzeiten all sein Gut seinem Sohne Hans Kaspar, und dieser schloß endlich am 24. Mai 1538 mit dem Herzoge einen förmlichen Kaufvertrag ab. Hans Kaspar gab dem Herzog Ulrich von Württemberg „eines rechten, redlichen, wahren, steten und festen ewigen Kaufs — das Schloß Hohentwiel mit allem seinem Begriff, Zwingern, Bannen und Zugehörden, auch die Obrigkeit, Herrlichkeiten, Gerechtigkeiten, wie ich und meine Voreltern die hergebracht haben — — und ist dieser Kauf zugangen und beschehen um 12,000 Gulden Münz, daran der Herzog mir baar 6000 Gulden bezahlen lassen hat und mich der übrigen 6000 Gulden mit einem Haupt- oder Gültbrief versichert, also daß mir oder meinen Erben jährlich 300 Gulden Zins gereicht werden sollen". Der Vater Hans Heinrich von Klingenberg bestätigte diesen Vertrag. Und seither ist der Berg württembergisch geblieben.

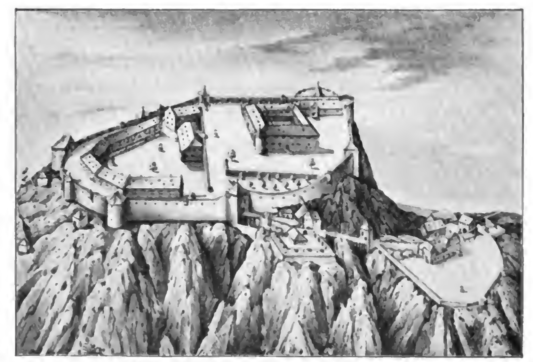
Ritter Albrecht, der frühere Besitzer der andern Hälfte von Twiel, konnte nie mehr zu seinem Rechte gelangen. „Alt und verlebt" trat er am 4. Dezember 1525, kurz vor seinem Tode, seine Rechte am Schlosse Hohentwiel an „seine liebe Hausfrau Dorothea geb. von Otting" ab. Diese machte ihre Ansprüche beim Herzoge geltend, einmal, zweimal, ohne Erfolg. Hervorragende Männer, auch die Räte des Herzogs nahmen sich der armen Witwe an und empfahlen sie dem Herzoge (1537). Vergebens! Ulrich gab keine Entscheidung, auch nicht, als ihm Dorothea schrieb, daß sie nun beinahe ein Jahr in Stuttgart bei einem Wirt liege und auf einen endlichen Bescheid warte; nun habe ihr der Wirt aufgekündigt und wolle ihr nichts mehr zu essen und zu trinken geben, sie bitte darum den Herzog „als einen christlichen, barmherzigen, evangelischen Fürsten, sie gegen ihre vermeinte Forderung in einem Kloster oder in ander Weg zu versorgen, damit sie als eine alte betagte Frau vom Adel nicht so gar ins Elend und Not komme und einen Biedermann um ein Stück Brot zu bitten vor das Haus gehen müsse. Wenn er aber dieses nicht thun wolle, so möchte er doch wenigstens den Wirt bezahlen und ihr einen Zehrpfennig mitteilen, damit sie weiter kommen möge, indem sie weder Heller, noch Pfennig in ihrer Gewalt habe." Sie schließt: „Ich wil gern in ain Kloster, ich weiß woll, daß ich nit lang leb." Nichts bewilligte ihr der Herzog. „In Armut, Elend und Not" starb sie.

Das Unglück hatte den Herzog hart gemacht. Er, der so lieblos handelte gegen eine arme Adelige, der „von Gott und Rechts wegen“ ein Recht auf Hohentwiel zustand, hing mit inniger Liebe an dieser Felsenburg und scheute kein Opfer für deren Unterhalt. Weil vorauszusehen war, daß die Religionsstreitigkeiten zwischen den Katholiken und Protestanten zu größeren Feindseligkeiten führen könnten, ließ er durch den geschickten Baumeister Konrad Zeller von Martinszell im Allgäu und dessen Sohn Johannes den Hohentwiel tüchtig befestigen, neue Werke anlegen und die alten sorgfältig verbessern. Nach der unglücklichen Niederlage des schmalkaldischen Bundes im Jahre 1546, dem sich auch Herzog Ulrich angeschlossen, und nach der Besetzung seines Landes durch die Kaiserlichen, fand er auf Hohentwiel zum zweiten Male eine Zuflucht. Hier unterzeichnete er den Hohentwielschen Vertrag am 3. Januar 1547, wonach er den Kaiser um Gnade bitten, denselben als seinen rechtmäßigen Herrn anerkennen, dem schmalkaldischen Bunde entsagen und zu den Kriegskosten 300,000 Gulden bezahlen mußte. Der Kaiser dagegen bestätigte den Vertrag von Kaaden und nahm den Herzog wieder in Gnaden auf. Am 6. November 1550 starb der Herzog auf dem Schlosse zu Tübingen. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Christoph. Noch hielt Oesterreich das Land mit spanischen Truppen besetzt, und immer noch bestand der König Ferdinand auf Abtretung des Hohentwiels. Bereits hatte die Landschaft in dieselbe eingewilligt, und auch der Herzog war anfänglich dazu geneigt. Als der König aber zum Hohentwiel noch die Hälfte des Herzogtums und Schleifung sämtlicher württembergischen Festen verlangte, appellierte Herzog Christoph an den Kaiser. Dieser war damals seinem Bruder Ferdinand nicht sehr gewogen. Und jetzt ging es anders. Unter leicht zu erfüllenden Bedingungen wurde das Land von den fremden Truppen befreit, der König mußte sich mit 250,000 Gulden begnügen, nichts dahinter und nichts davor, und Hohentwiel blieb abermals beim Lande. So bestimmte der Vertrag zu Passau, abgeschlossen am 6. August 1552. Die folgenden Jahre verliefen ruhig. Es wurde viel gebaut und der obern Festung so ziemlich das Aussehen verliehen, das sie bis zu ihrem Falle beibehalten hat. Auf einem Bergabsatz lag die „untere Festung“ mit einigen schwach befestigten Häusern. Von dieser führte der Weg zur „obern Festung“ durch drei wohlverwahrte Thore und drei stark gesicherte

Hohentwiel: Die Herzogsburg.

Brücken, welche Zugänge wieder von oben beherrscht wurden. Auf der südwestlichen Seite war ein mächtiger Rundturm, das „Rundell“ mit unterirdischen Räumen. Außer der „alten Burg“ befand sich daselbst das ehemalige „Kloster“, dessen Grundlagen bis in das 9. Jahrhundert zurückreichen dürften. Darinnen befand sich auch die Kapelle, in der von Zeit zu Zeit Gottesdienst abgehalten wurde. Es sind fünf im Halbkreis aneinander gereihte Gebäude, die, wahrscheinlich nicht gleichzeitig erbaut, später als Wohnungen benützt wurden. An Stelle der ursprünglichen Burg, des „früheren Ritterhauses“, ließ Herzog Christoph im Jahre 1554 das „fürstliche Haus“ bauen, wozu er, sowie für andere Verbesserungen und Gebäude 41,600 Gulden verwendete. Von der alten Burg ließ er den großen runden Eckturm stehen, so auch die westliche Verbindungsmauer mit Rundbogenportal und viereckigem Turm. Außerdem standen damals noch eine Reihe anderer kleinerer Häuser oben, so eine Hand- oder Roßmühle. Das Ganze war umgeben mit sehr starken, mit Schießscharten versehenen Mauern. Lebhaft war die Bauthätigkeit in den Jahren 1583 bis 1600. In dieser Zeit wurde der Schmiedefelsen besser befestigt, weil man von ihm aus den einzigen Weg zur Festung sehr wirksam bestreichen und die Brücken auf demselben zerstören konnte. Auch die vier Bollwerke, die auf dem Bilde Merians dargestellt sind, mögen dann angelegt oder verstärkt und der Vorhof erweitert worden sein. 1591 lieferten auf der obern Feste drei Brunnen das Wasser und 13 Bäume gaben erquickenden Schatten. Für den Ausbau der Festungswerke bedurfte es vieler Steine. So bestand denn unter Herzog Christoph die Sitte, daß jeder Fremde, welcher die obere Festung besichtigen wollte, einen Stein hinauftragen mußte, worauf ihm aus einem silbernen, vom Herzoge selbst gestifteten Becher, der drei Schoppen hielt, der „Willkomm“ gereicht wurde. Zu Ende des 16. Jahrhunderts ist die Feste Hohentwiel nach einer Beschreibung Schickharts in bestem Zustande. „Dieß fürstlich, ja königlich Haus,“ schreibt er, „ist über die Maßen fest. Es ist zu verwundern, wie der sehr harte Fels, ledig und allein, in so übergroßer Höhe im Feld aufsteigt, da so nahe dabei kein einziger Berg ist, der ihm möchte Schaden bringen, also daß er weder mit Steigen, Schießen oder Untergraben durchaus nicht kann bewältigt werden. Auf demselben ist das Schloß nicht nur mit vielen fürstlichen Zimmern und notwendigen Gemächern, wie auch guten Cysternen und Schichtbrunnen, desgleichen

mit Keller und Stallungen, sondern auch mit Basteien, Wällen und starken Wehren zum Ueberfluß versehen." Es ist begreiflich, warum „ohne ausdrückliche schriftliche Erlaubnis des Herzogs" niemand in die obere Festung eingelassen werden durfte. Fremde Besuche sah man überhaupt nicht gerne, nur wenn einmal der Landesfürst sich einstellte, dann war die Freude groß. So besuchte am 15. April 1600 Herzog Friedrich I. den Hohentwiel, als er von Italien zurückkehrte. Er unterhielt sich mit Abfeuern des Geschützes und hat „Ihre fürstliche Gnaden selber viel groß und kleine Stück in das Feld nach Bäumen und anderem



Hohentwiel im Jahre 1591. Nach H. Schickhart.

gerichtet, desgleichen hat auch gethan der Hauptmann — und andere, wie auch viele Soldaten, bis zur Essenszeit, also daß auf den selbigen Tag alles grobe Geschütz, so in der Festung gestanden, mit großem Krachen, das auch das Land davon erhallet, abgeschossen worden."

Neugegürtet und gewaffnet, unbezwinglich stand der Hohentwiel da, tüchtig genug, um seine bedeutsame Rolle im dreißigjährigen Kriege zu spielen; denn da wurde er der Markstein, von dessen Behauptung die Selbständigkeit des württembergischen Landes abhing.



IV.

Als das dreissigjährig Wehe
Unser Vaterland umfing,
Treu die Burg auf dieser Höhe
An dem Fürstenstamme hing.

Du warst es, der Treu' erwiesen,
Treugediegen, wie das Gold,
Noch in spätster Zeit gepriesen
Sei dein Name Widerholt.

Fünfmal zogen dicht in Scharen
Feinde vor das Felsenschloss,
Du nur konntest es bewahren,
Schlugst zurück der Frechen Tross.

O. Schönhuth.

Eine schwüle Stimmung lagerte über Süddeutschland, seitdem der Herrgott den Kriegsmantel heruntergelassen über die böhmischen und pfälzischen Lande. Noch war Schwaben verschont von den kriegerischen Wirren. Mit offenem Munde hörte der Hegauer Bauer dem herumziehenden Wanderkrämer zu, wenn er erzählte von den Plünderungen und blutigen Auftritten in nordischen Landen und wie die abtrünnigen Ketzer wieder in die Messe getrieben würden. Dann kaufte er dem Handelsmann wohl auch ein paar volkstümliche Holzschnitte ab oder ein Lied, worinnen die Geschehnisse geschildert waren. Bald aber sollte das, was er im Bilde geschaut und im Liede gesungen, ihm in die nächste Nähe gerückt, zur furchtbaren Wirklichkeit werden. Trompeter

mit Schnellbriefen, frisch angeworbene Kriegshaufen sprengten und strichen durch sein Dorf, und erschreckt hörte er den dämonischen Gesang verdächtigen Kriegsgesindels:

> Sobald ein Soldat wird geboren
> Sind ihm drei Bauern auserkoren:
> Der erste, der ihn ernährt,
> Der andre, der ihm ein schön Weib beschert,
> Der dritte, der für ihn zur Hölle fährt.

Bald folgten die Durchzüge und Einfälle kaiserlicher und fremder Heere. Auch auf Hohentwiel regte sich das kriegerische Leben. Die Feste wurde in Verteidigungszustand gesetzt und mit einer Besatzung von 200 Mann versehen. Kommandant der Festung wurde im Jahre 1627 Hauptmann W. Fr. Löscher. Er war „ein rascher Kriegsmann“. Aus der Verwirrung des Krieges suchte er Nutzen zu ziehen, er eroberte 1632 die benachbarten Burgen Roseneck, Mägdeberg und Hohenkrähen, zog in die nächsten Dorfschaften auf Beute aus, um „die Vorräte zu Hohentwiel mehr zu schonen“ und der Schweden Unternehmungen zu erleichtern. Solchen Vorgängen durfte Oesterreich nicht ruhig zusehen, die eingenommenen Burgen waren Lehen von ihm. Es folgte auch bald vom Erzherzog Leopold ein Beschwerdeschreiben an Herzog Julius. Dieser antwortete, daß die versprochene nachbarliche Freundschaft gegen Württemberg von Seiten Oesterreichs nicht besser gehandhabt worden sei, da es statt Schutz nur beschwerliche Einlagerungen und Durchzüge habe erdulden müssen. Die Schlösser Roseneck und Mägdeberg wurden daraufhin geräumt, Hohenkrähen aber blieb besetzt und wurde so verwahrt, daß „ein starker Feind wird zu thun haben, ehe er sich desselben bemächtigen“ könne. Löscher mußte jetzt auf der Hut sein, denn schon rückten österreichische Truppen vom Bodensee herauf, gegen Freiburg und Breisach; allein er fand keine Gelegenheit mehr, auf Twiel bedeutend in die Kriegsereignisse einzugreifen. Schon am 8. März 1634 erhielt der Obervogt von Tuttlingen, Johann Joachim von Rochau, den Oberbefehl über die Felsenburg, und Ende Juli wurde ihm der Major Konrad Widerholt beigegeben. Ein unglückseliges Jahr war es, das Jahr 1634. Die schwedische Armee, die Schutzwehr Württembergs, wurde am 6. September bei Nördlingen völlig geschlagen. In unaufhaltsamer Flucht eilten die Trümmer derselben jetzt dem Rheine

zu. Gleich wie die Wasser, die durch einen Dammbruch mit unwiderstehlicher Gewalt über das urbare Land verwüstend sich ergießen und es begraben, so stürzte die siegreiche kaiserliche Armee über das wehrlose Schwaben her und richtete unendliches Elend an. Städte und Dörfer gingen in Rauch auf. Die Brunnen wurden verschüttet, selbst die Kirchen ihres Schmuckes, ihrer Kanzeln und Altäre beraubt, das Haus- und Feldgerät zerstört, die Vorräte an Wein und Früchten verderbt, das Vieh hinweggeführt, Reben und Obstbäume umgehauen. Arge Frevel wurden an den Bewohnern verübt, man hieb einigen die Glieder ab, stach andern die Augen aus, goß ihnen siedendes Blei in die Nasen, in Mund und Ohren, gab ihnen den schwedischen Trunk. Manche wurden an die Schweife der Pferde gebunden oder zur Zielscheibe der Schützen gemacht, Kinder gespießt oder in ihren Betten gebraten, vornehmlich aber erfuhr das weibliche Geschlecht ohne Unterschied des Standes und Alters die Mißhandlungen dieser Unmenschen. Da entfloh, wer entfliehen konnte; die meisten gingen in die Schweiz, wo sie gastfreundlich aufgenommen wurden. Viele verbargen sich in den Wäldern.

Auch Herzog Eberhard flüchtete sich mit „80 Personen Gefolge und 20 Kutschen voll Adel, Räte, Diener, Weiber und Kinder" nach Straßburg. Zuvor aber — am 15. September — hatte er Konrad Widerholt zum wirklichen Befehlshaber von Hohentwiel ernannt. Der Herzog, weder ein Kriegsheld, noch sonst ein energischer Mann, hatte in der Wahl des Kommandanten für die Felsenfeste den richtigen Weg eingeschlagen.

Konrad Widerholt, geboren am 20. April 1598 zu Ziegenhain in Hessen, hatte schon früh große Neigung zum Soldatenstande. Mit 17 Jahren trat er als Reiter zu den hanseatischen Truppen, dann als Musketier in den Dienst der Stadt Bremen. Am 10. Juni 1617 vermählte er sich mit Anna Armgard Burkhart, Tochter des Kommandanten von Helgoland. Bald nachher nahm er neue Dienste zu Venedig in dem Infanterieregimente des Grafen von Löwenstein. Nach mehreren Kreuz- und Querfahrten zur See hatte er in Padua die Gelegenheit, sich in der Kriegskunst weiter auszubilden, „die Soldatengewehre recht und zierlich zu gebrauchen, die Picken zu fällen, Fahnen zu schwingen, Kompagnien und Regimenter in schöne Ordnung zu stellen, in der Fecht- und Baukunst sich zu üben". In Venedig lernte ihn der Prinz Magnus

von Württemberg kennen, der ihn bewog, nach Deutschland zu kommen. Herzog Friedrich nahm ihn in seine Dienste. Drei Jahre wirkte er als „Drillmeister“. Mut und Kenntnisse hoben ihn bald höher. 1622 wurde er Kapitänlieutenant und 1627 schon Major. Als solcher hatte er sich rühmlichst ausgezeichnet, namentlich bei der Einnahme von Schramberg, bei welcher Gelegenheit ihn der schwedische Oberst Martin von Degenfeld als einen der tüchtigsten und einsichtsvollsten seiner Offiziere pries. Bald darauf wurde er Befehlshaber der Feste Hornberg, und im Juni 1634 aber nach Twiel berufen. Wie ein Adler hauste er auf seinem Neste; kein schwacher Punkt, keine lockende Beute der Umgegend entging seinen spähenden Blicken.

Zunächst suchte er die Feste in den bestmöglichen Verteidigungszustand zu setzen, die umliegenden festen Orte zu schleifen. Die Burgen Hohenkrähen, Mägdeberg und Staufen ließ er zerstören und abbrennen. Dann begannen die Kämpfe mit der kaiserlichen Besatzung von Radolfzell im Herbste des Jahres 1634, wobei er eine tüchtige Schlappe davontrug. Er hatte einen Verlust von 25 Toten und 39 Gefangenen; aber noch im gleichen Jahre konnte er sich durch zwei glückliche Beutezüge, die er mit seinen Dragonern unternommen, rächen. Dreißig Karren und Wagen mit allerlei Früchten, 1000 Gulden an Wert, die nach Radolfzell fahren sollten, ließ er auffangen und auf Twiel bringen, und nicht lange nachher machte er einen Anschlag auf den Bischof von Konstanz, der zu Bohlingen ein Jägermahl abhielt. Der Bischof entkam, aber sein Leibpferd und etliches Silbergeschirr fiel in Widerholts Hände. Große Sorge machte dem Kommandanten die Verproviantierung der Festung. Wohl sandte der Herzog im November von Mömpelgard aus 4000 Gulden, es reichte kaum hin zur Bezahlung des rückständigen Soldes und anderer Schulden. 3000 Gulden, die er noch weiter erbat, konnte er nicht erhalten, darum nahm er zur Nachbarschaft seine Zuflucht, wobei er „etliche umliegende Flecken zu einem leidentlichen Wochengeld zu liefern“ verpflichtete. Was er nicht gutwillig bekam, gewann er durch „Raubzüge“. Um den fortwährenden Streifereien und Erpressungen der hohentwielschen Besatzung ein Ende zu machen, verlegte der kaiserliche General v. Ossa am 2. April 1635 150 Dragoner nach Engen und eine Abteilung in die Herrschaft Stühlingen, die aber schon im Monat Mai nach Tirol abberufen wurden. Widerholt fuhr fort, Lebensmittel



Audifax und Hadumoth.

für seine Mannschaft, so viel er konnte, aus der Umgegend einzutreiben. Viele Bauern nannten kaum mehr ein Stücklein Brot ihr eigen. Das Vieh, dessen Milch sie allein vor Hungersterben rettete, wurde ihnen weggetrieben; in Fridingen starben viele Personen den Hungertod. Um dem Elend zu begegnen und der Gegend Ruhe zu schaffen, sollte am 20. Juli unter Vermittlung der Städte Zürich und Schaffhausen ein Waffenstillstand geschlossen werden. Er kam aber nicht zu stande. Doch war Herzog Eberhard nicht abgeneigt, dem zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen geschlossenen Frieden beizutreten, und versuchte alles, um Hohentwiel zu neutralisieren und der Kaiserlichen in Güte loszuwerden. Alle diese Versuche waren vergebens. Dagegen machten die Kaiserlichen den Vorschlag, die Festung in die neutrale Hand der Erzherzogin Claudia zu übergeben, welches Ansinnen Widerholt kurzweg abschlug, doch „wenn er Ihro Gnaden in etwas anderem dienen könne, so seye er bereit, aber daraus werde nichts! — Davor behüt uns lieber Herr und Gott.“

Oberst Vitzthum ließ nunmehr zu Singen, Hilzingen und bei dem Schlosse Staufen Verschanzungen anlegen, Schanzkörbe verfertigen und gegenüber dem Thore der untern Festung zwei Batterien aufwerfen. Allein dies machte Widerholt wenig zu schaffen. Ein viel gefährlicherer Feind wütete in der Festung selbst: die Pest. Viele Gemeine, sowie die vornehmsten Offiziere neben anderen Bewohnern, worunter der Pfarrer, fielen der „grausamen Seuche“ zum Opfer, im ganzen 150 Personen. Widerholt bat mehreremale den Herzog angesichts der schrecklichen Pestgefahr dringend, die „Einschließung durch fügliche Mittel aufzuheben oder ehest in anderem Wege abzuleiten“. Aber dem Herzog fehlten die Mittel, etwas für Hohentwiel zu thun. Er konnte am 24. November Widerholt nur schreiben, er möchte für Vermehrung und Verstärkung der Mannschaft sorgen und die Festung niemals übergeben, außer „du sehest denn unsere eigene Person oder einen Befehl von unserer Hand ganz geschrieben und mit unserm kleinen Sekretinsiegel bekräftiget“. Im November hatte die Seuche ihr Ende erreicht. Die Feinde schlossen die Festung immer enger ein; mit ihren Schanzen hatten sie sich bis auf einen Musketenschuß dem Vor- und Meierhofe genähert, wurden aber von Widerholt am 5. Dezember zurückgeworfen. Weil die kaiserlichen Soldaten wegen Kälte und Hungersnot zahlreich ausrissen, auch ihren

Dienst vernachlässigten, gelang es den Hohentwielern, sich aus der Nachbarschaft immer wieder Lebensmittel zu verschaffen. Die während der Belagerung gepflogenen Unterhandlungen führten endlich zu einem Vergleiche, abgeschlossen am 15. Februar 1635 in Schaffhausen, wonach die Besatzung Twiels, auf den Bestand von 1627 gebracht, auf eigene Kosten ernährt und besoldet werden soll, und daß gegen den Kaiser und das Haus Oesterreich nur verteidigungsweise vorgegangen und die Festung niemand als dem Herzog geöffnet werden dürfe. Dagegen soll die Einschließung ganz aufgehoben und dem Kommandanten sowohl, wie seinen Soldaten sicherer Handel und Wandel gestattet sein. Der erste Punkt war bereits erledigt infolge der ausgestandenen langen Seuche, dem andern versprach Widerholt der Uebereinkunft gemäß getreulich nachzuleben. Am 19. Februar 1636 endete die Belagerung, schon am folgenden Tage bekam die Besatzung auch einen neuen Pfarrer, Johann Eberhard Pauli, der 29 Jahre lang die Seelsorge auf dem Berge übte. Widerholt traute aber dem abgeschlossenen Waffenstillstand nur halb, rüstete sich auf alle Fälle und versah die Festung mit den nötigen Vorräten.

Noch war kein Jahr verflossen, als Oesterreich von neuem die Abtretung Twiels verlangte. Da die Forderung wiederholt wurde und der Herzog um den Besitz der Festung sehr besorgt sein mußte, erließ er am 21. März 1637 an Widerholt die Aufforderung, sie „bis auf den letzten Blutstropfen" zu verteidigen und erst dann zu übergeben, so der „Befehl von uns mit eigener Hand von Wort zu Wort ganz geschrieben und unterschrieben und mit unserem kleinen Ring-Pittschaft ausgefertigt; und hast du auch in solchem Fall auf den ersten und andern Befehl solcher Gestalten nicht zu gehen, sondern noch des dritten obverstandener Maßen ausgefertigt zu erwarten". Etwas anderes aber erschreckte den Herzog Eberhard noch mehr. Herzog Bernhard von Weimar that ihm nämlich zu wissen, im Falle er Hohentwiel an Oesterreich abtrete, er Württemberg mit Feuer und Schwert verheeren werde. Fast war die Besorgnis zu hegen, Eberhard könnte dem Kaiser nachgeben; denn Oesterreich versprach dem Herzog Wiedereinsetzung in sein Land unter der Bedingung, daß er auf Hohentwiel verzichte. Solchem gedachte Widerholt mit aller Macht vorzubeugen; in jedes anderen Besitz wollte er die Feste lieber wissen, als in



Widerholt und sein Kriegsrat.

der Hand der Oesterreicher. Widerholt war ein ausgezeichneter Kriegsmann, aber auch ein umsichtiger Politiker, und als solcher trat er ohne Vorwissen seines Herzogs mit dem großen Bernhard von Weimar in Verhandlung. Am 11. November 1637 ward zwischen ihnen in Bern ein Bündnis vereinbart und darüber ein Vertrag abgeschlossen. Die Bedingungen sind nicht unwichtig:

Herzog Bernhard übergibt Widerholt 20,000 Reichsthaler zur Bezahlung der Besatzung und zur Anschaffung von Vorräten und bewirkt, daß bei dem künftigen Frieden dem Herzog von Württemberg die geistlichen Güter und andere verschenkte Aemter wieder eingeräumt werden. Dagegen solle dem Herzog Bernhard die freie Verfügung über die Festung und ihre Besatzung zustehen; Widerholt — hier zum erstenmal als „Oberst" bezeichnet — bleibe Kommandant, sei aber von den Befehlen des Herzogs Bernhard abhängig und habe sich nebst der Besatzung nur ihm zu verpflichten.

Dieser Vergleich wurde so geheim gehalten, daß weder der Kaiser, noch der Herzog Eberhard davon die geringste Kenntnis bekam. Nicht lange dauerte es, bis die Besorgnisse Widerholts in Erfüllung gingen. Straßburg war dem Herzog verleidet; die Not seines Landes fing ihn zu rühren an; er selbst wollte nimmer ein Herr ohne Herrschaft sein. Am 24. November wurde er in den Prager Frieden aufgenommen, man wollte ihn auch zu Land und Leuten kommen lassen, so dem Kaiser die Festung Hohentwiel „abgetreten, überlassen und eingeräumt" werde, und am 9. Januar 1638 forderte denn auch Eberhard den Widerholt

auf, Hohentwiel zu übergeben. Der Kommandant lehnte ab, erklärte den Bevollmächtigten gegenüber, der Krone Schweden ebenso viel verpflichtet zu sein als dem Hause Württemberg; trotzdem bleibe die Feste einzig und allein „ihrem natürlichen angeborenen Erbherrn" aufbehalten. Den Vertrag mit Vitzthum erachte er als gelöst.

Obgleich er im Sinne seines Herzogs scheint gehandelt zu haben, kam dieser doch durch die unverhoffte Weigerung in Verlegenheit. Um sich zu rechtfertigen, reiste Eberhard selbst nach Wien, man traute ihm jedoch nur halb, und er mußte einstweilen die Feste Hohen-Asberg für Twiel verpfänden. Land und Leute aber erhielt er zurück. Die Kriegsereignisse brachten Bernhard von Weimar der Gegend von Hohentwiel immer näher. Am 21. Februar siegte er über die Kaiserlichen bei Rheinfelden, machte drei hohe Gefangene und brachte sie nach Hohentwiel in Verwahrung. Solange der Herzog in der Nähe des Twiels weilte, unterhielt er einen lebhaften und recht freundlichen Briefwechsel mit Widerholt. Einmal besuchte Bernhard selbst die Feste, nahm Einsicht von ihr und verließ sie mit großem Wohlgefallen wieder.

Kaum war Bernhard abgezogen, als die Kaiserlichen im Sommer 1639 Hohentwiel von neuem mit Gewalt nehmen wollten. Unter Führung des Feldmarschalls Huyn von Geleen näherten sich kaiserliche und bayrische Truppen der Feste. Es war am 26. Juni. Sogleich wurden Schanzen angelegt. Die Feinde drangen in den Vorhof, töteten die Wachen, nahmen Lebensmittel und Vieh mit und steckten einige Gebäude in Brand; aber schon am 9. Juli zogen sie sich an den Bodensee zurück. Am 8. Juli 1639 starb Herzog Bernhard von Weimar eines plötzlichen Todes. Der Kaiser säumte nicht, dem Widerholt bedeuten zu lassen, es sei nun kein Hindernis mehr da, die Festung an Oesterreich zu übergeben. Aber Widerholt blieb seiner Partei treu; außerdem verpflichtete er sich auch gegen Frankreich. Durch den ihm von Geleen zugestellten kaiserlichen Befehl, „nunmehr dem Herzoge Eberhard unbedingt zu gehorchen", ließ er sich weder irre machen noch einschüchtern; auch der Schreiben des Herzogs vom 12. und 18. August achtete er nicht, obwohl das letztere mit den Worten schloß: „Wofern du Widerholt Uns noch mit Treuen meinest, wirst du diesem Befehl Folge leisten und deine Treue, Ehre und Namen zu retten, Dich mit befohlener Lieferung des Hauses nicht länger aufhalten, sondern eines endlichen gegen Uns erklären."



Hohentwiel im Jahre 1643. Nach Merian.

Keiner der Befehle trug das vereinbarte Zeichen. Der kaiserliche General ergrimmte, schwur Mann und Maus zu vertilgen und Widerholt „die verdiente Strafe" zu geben. Die bereits begonnene Belagerung wurde fortgesetzt. Feuerkugeln und Granaten wurden in die Festung geworfen; man legte Minen an, ohne Erfolg. Auch diesmal drangen die Feinde bis in den Vorhof, der nur durch Pallisaden verwahrt war. Sie wurden aber nicht warm im Neste; denn Widerholt machte einen Ausfall, bei welchem viele der Feinde getötet, verwundet und gefangen wurden. Da geschah es nun, daß ein Mädchen von 18 Jahren, das sich am Kampfe beteiligte, einem kaiserlichen Soldaten das Gewehr abnahm.

„Horch, Bruder, mein! was ich dir sag'! so mir geschehen dieser Tag';
Als ich vermeint', etwas zu bringen von Hohentwiel, thät mir's misslingen;
Denn mir ein' Jungfrau unverzagt mein Gewehr mit Spott und Schand' abjagt'."

Noch im Jahre 1793 befand sich im Zeughaus zu Hohentwiel eine Partisane mit dem Vermerk: „Partisane und kurz Gewehr einem kaiserlichen Korporal von einem Weibsbild weggenommen."

Nach viermonatlicher Belagerung zog Geleen am 9. Oktober mit dem größeren Teile des Heeres ab, am 15. desselben Monats folgte auch der Rest. Die Belagerer hatten einen Verlust von 1500, die Besatzung dagegen einen solchen von nur 20 Mann.

Der kaiserliche Hof mußte endlich zur Ueberzeugung gelangen, Hohentwiel nur mit außerordentlicher Anstrengung in die Hände bekommen zu können. Das Verlangen des Kaisers war jetzt so herabgestimmt, daß er nur den Herzog erinnerte: er möchte doch wenigstens dahin wirken, daß Hohentwiel nicht an Frankreich käme. Wohl stand Widerholt unter dem Befehl des weimarisch-französischen Generals von Erlach; allein immer noch wußte er sich eine gewisse Unabhängigkeit zu wahren.

Nicht lange danach, am 28. August 1640, sammelte der spanische General Enriquez seine am Bodensee liegenden Truppen bei Stockach und rückte mit denselben gegen Hohentwiel vor. Es mochten etwa 3000 Mann sein. Was Vitzthum und Geleen nicht vermocht, der Spanier wollte es vollbringen. Noch vor Ende des Jahres wollte er dem Kaiser die Schlüssel der Festung zu Füßen legen. Am 9. September umschloß er Hohentwiel, doch Enriquez brauchte neue Waffen, mit

Papier und Schmeichelworten wollte er ihn bezwingen. In einem sehr höflichen Schreiben, unter großen Lobpreisungen seines Heldenmutes, forderte er den Kommandanten zur Uebergabe auf. Widerholt verstand diese Sprache ebenso wenig als die rauhere des Geschützes: er antwortete mit einem festen Nein. Bei der Ruine Staufen bezogen die Spanier ihr Hauptlager; aber schon am 7. Oktober wurde die spanische Vorwacht durch Widerholt und den von Erlach gesandten Oberstlieutenant Rosen überfallen und unter großen Verlusten zum Rückzuge genötigt. Ein gleiches widerfuhr dem Feind am andern Tag bei Staufen. Seine Haufen schmolzen zusammen wie das Eis an der Frühlingssonne, und als der General im Oktober Heerschau hielt, waren von den Tausenden noch 700 Mann vorhanden. Scharenweis hatten die Kaiserlichen Reißaus genommen; denn die Not im Lager war groß. Und ohne „Schlüssel" mußte der General von der Feste abziehen.

Wieder versuchte man durch Unterhandlungen in den Besitz Twiels zu gelangen. Die günstigsten Bedingungen wurden von österreichischer Seite Widerholt gestellt, ihm „genügende Belohnung und Anstellung in kaiserlichen Diensten" angeboten. Er wies alles standhaft zurück. Der Kommandant mochte fühlen, daß er seinen Feinden auf lange Zeit die Belagerungslust zerstört habe, und er benutzte nun die Ruhetage, sein Haus mit allem Nötigen zu versorgen. In der Nachbarschaft war wenig mehr zu holen, höchstens konnten die Kontributionen eingezogen werden. Und es geschah dies mit harter Strenge. Die „halsstarrigen Engener", welche ganz verarmt, ihre Kontributionsgelder nicht bezahlen konnten, wollte Widerholt so heimsuchen, „daß sie die Hände über den Köpfen zusammenschlagen werden". Er wagte es darum einmal, sein Auge in die Ferne zu richten. Am 19. Januar 1641 überrumpelte er die Stadt Balingen und erbeutete eine ansehnliche Summe Geldes. Den Geißlingern, bald nachher auch den Rottweilern, ließ er Pferde, Kühe und Lebensmittel wegnehmen. Die Plünderungen, die von der Besatzung Hohentwiels verübt wurden, hatten mehrere Städte und Dörfer veranlaßt, mit Widerholt Verträge abzuschließen, nach welchen sie sich zur Bezahlung einer bestimmten Summe verpflichteten, wogegen ihnen Schutz gegen die streifenden Abteilungen zugesichert wurde. Solche Schutzbriefe hatte Widerholt auch für einzelne Gutsbesitzer ausgefertigt. Sogar der Adel suchte bei ihm Schutz und Freundschaft, damit

er ihn „gegen Bezahlung eines leidentlichen Geldes mit Brand, Raub, Nahm und Plünderung verschone". Die Hohentwieler setzten alles in Schrecken. Dem sollte endlich ein Ende gemacht werden. So beschloß denn eine von den Befehlshabern der kaiserlichen und bayerischen Truppen in Konstanz abgehaltene Versammlung: „ehestens das Raubnest Hohentwiel anzugreifen und nicht nachzulassen, bis es zerstört ist".

Am 9. Oktober 1641 erschien zu diesem Zwecke der kaiserliche Feldzeugmeister von Sparr mit 3000 Mann vor der Festung. Es



Belagerung Hohentwiels im Jahre 1641.

begann die herbste Zeit für Widerholt. Die Feinde bezogen ihre Stellung bei Singen, besetzten Hilzingen und das Schloß Staufen, warfen bei den genannten Ortschaften Schanzen auf und begannen eine heftige Kanonade. Die Beschießung war wirkungslos, während die Besatzung öfters ausfiel und dem Feinde empfindliche Verluste beibrachte. Sparr suchte nun durch Zusage günstiger Bedingungen die Uebergabe Twiels herbeizuführen. Widerholt unterhandelte nicht, suchte aber den Belagerern so viel wie möglich Abbruch zu thun. Indessen blieben die Feinde auch nicht müßig. Während der Belagerung sandten sie ungefähr 2750 Kanonen-

kugeln, 176 Granaten, 90 Feuerballen, 41 Ernstkugeln und 50 Stück Feuerwerk gegen die Festung. Aus den Wurfgeschützen gelangten aber nur 47 Granaten, 25 Feuerballen und eine Ernstkugel in die obere Festung, und auch diese richteten geringen Schaden an, so daß Widerholt spottend sagte, es seien nur „zwei den Menschen sehr hochnötige Oerter ruinieret worden“. Hätten die Geschosse alle getroffen, es wäre Widerholt und seinen Getreuen übel ergangen. Schwert und Kugeln, Hunger und Kälte, Krankheiten und Fieber fingen an, am Heere zu zehren. Und nicht einen Schritt war man vorwärts gekommen. Sparr entschloß sich deshalb zur Aufhebung dieser vierten und hitzigsten aller Belagerungen. Es war im Dezember. Schon machte er Anstalten dazu, als er erfuhr, daß die Generale Erlach und Oysonville zum Entsatze herbeieilten. Die feindlichen Truppen ergriff ein solcher Schrecken, daß sie eiligst aufbrachen und das Lager mit allem Heergeräte, Schießbedarf und Lebensmitteln zurückließen.

Dieser abermals ruhmvoll abgewiesene Angriff verschaffte Widerholt ein gewaltiges Ansehen beim Feinde, und er dachte lange nicht mehr daran, ihm zu Leibe zu gehen. Desto mehr aber setzte er seinen Feinden zu, und „füllte Bauch und Seckel“ vom Raube. So ließ er unter anderem die große, 18 Centner schwere Glocke in dem Dorfe Singen wegnehmen und auf die Festung bringen. Auch aus anderen Ortschaften müssen Glocken weggenommen worden sein. Ein Handstreich gegen die Burg Wildenstein mißlang ihm, ebenso die Ueberrumpelung von Konstanz. Aber das hielt ihn vom Brandschatzen nicht ab, so mußte letztere Stadt monatlich 1000 fl., Salmannsweiler 500 fl., Lupfen 800 fl., Wolfegg und Zeil 500 fl., und andere Orte mehr oder weniger bezahlen. Homburg verbrannte er, in Blaubeuren nahm er den Abt gefangen, führte ihn nach Twiel, wofür er sich ein schönes Pfleg- und Reisegeld bezahlen ließ. Am 21. November erstürmte er die Stadt Tuttlingen und am 19. Januar 1643 nahm er Ueberlingen ein und ließ es plündern; 80 kleine Geschütze, 400 Musketen, 70 Doppelhacken, Korn und Wein in Fülle waren gute Beute hier; auch eine Kirchenorgel soll Widerholt aus Ueberlingen fortgenommen haben.

Als das französisch-weimarische Heer am 14. November 1643 bei Tuttlingen eine furchtbare Niederlage erlitten hatte, wurden die Kaiserlichen auch wieder mutiger und bekamen nicht übel Lust, den Hohentwiel

noch einmal zu berennen. Dem Unwesen Widerholts zu steuern, unternahm jetzt der Kurfürst von Bayern einen Zug vor die Feste. Doch vorerst wurde mit Widerholt unterhandelt. Man bot ihm große Geldsummen, Ehren und Würden, wenn er sich der kaiserlichen Partei anschließe. Der Kommandant schenkte weder den Vorstellungen, noch Verheißungen Gehör; er erklärte kurz und bündig: „Er diene seinem Herrn getreu, wie es andere auch thun sollen; er hoffe ihm das Land zu retten und gleich wie man in demselben hause, also plage er der Feinde Orte wie er könne.“ Um den Verhandlungen mehr Nachdruck zu verleihen, wurde die Festung im April 1644 von den Bayern angegriffen. Am 10. Mai, nach der glücklichen Einnahme von Ueberlingen, rückte



Hohentwiel zur Zeit Widerholts (1643).

dann auch der bayerische Feldmarschall von Mercy mit seinem Heere vor Hohentwiel. Sie schlugen auf allen Seiten Schanzen, doch dabei blieb es auch. Durch den Fall der Stadt Ueberlingen, die Konrad Widerholt so glücklich gewonnen, schien dieser fast mürbe geworden zu sein; er zeigte sich nachgiebiger als sonst und war geneigt, zu unterhandeln. Es kam auch am 21. Mai 1644 zwischen den Bevollmächtigten unter Vorbehalt der Bestätigung des Herzogs von Württemberg, des Kaisers und des Kurfürsten von Bayern ein Vergleich zu stande, dessen Hauptinhalt war: „Oberst Widerholt übergibt die Feste dem Herzog Eberhard unter der Bedingung, daß sie dem Hause Württemberg ewig verbleiben solle und verspricht zugleich, alle Feindseligkeiten

einzustellen. Die noch ausstehenden Kontributionsgelder von 35,000 Gulden sollen vom Kaiser und Kurfürsten übernommen und innert Monatsfrist nach Twiel bezahlt werden. Außerdem verlangt er für sich, seine Besatzung, den Pfarrer und Keller ‚vollkommenen Generalpardon'. Und wenn die Feste belagert würde, müsse der Kaiser oder Kurfürst ohne Kostenansprüche sie entsetzen, dem Herzog aber soll es freistehen, den Oberbefehl zu übertragen wem er wolle."

Während der Verhandlungen war Waffenstillstand. Herzog Eberhard bestätigte den Vertrag schon am 25. Mai. In Erwartung der kaiserlichen Entscheidung blieb aber Hohentwiel noch umlagert. Die Bestätigung blieb aus, wie auch die Bezahlung, weil die Oesterreicher und Bayern ihren Zweck nicht erreicht hatten; denn immer noch hatten sie ein gieriges Auge auf Hohentwiel und Württemberg. Widerholt durchschaute ihre ränkevollen Absichten und suchte ihnen durch seine Bedingungen das Gefährliche zu nehmen. Großes Aufsehen machten diese Verhandlungen. Unter dem gemeinen Volke liefen allerlei Reden durcheinander; man sagte, Widerholt sei bei Frankreich wegen des Verlusts von Ueberlingen in Ungnade gefallen. So war es nun nicht, jedoch herrschte bei der französisch-schwedischen Partei der Verdacht, er habe sich bestechen lassen. Aber der Kommandant, der „allein aus treuem, redlichem und christlichem deutschen Herzen dem Herzoge von Württemberg, dem Lande und dem allgemeinen Reichswesen zum Besten" gehandelt hatte, wußte sich zu rechtfertigen. Er that es mit den einfachen, aber entschiedenen Worten: „Ich verbleibe bei meinen schriftlich übergebenen Bedingungen, gedenke auch nicht den geringsten Maierhof davon abtreiben zu lassen, noch weniger aber weiche ich von der Festung so lange, bis man genügend versichert ist."

Die Bayern fuhren fort, die Verschanzungen um Hohentwiel zu verstärken. Feindseligkeiten gab es keine, zumal Widerholt die Belagerer in ihrer Arbeit nicht störte. Im Gegenteil, zwischen beiden Teilen wurde ein freundlicher Verkehr gepflogen, und der Kommandant von Twiel gab einmal den feindlichen Generalen zu Singen ein stattliches Mahl. Die Belagerung dauerte nicht mehr lange. Am 24. Juni führte Mercy seine Armee gen Freiburg. Hohentwiel blieb von drei Regimentern eingeschlossen. Als dann der Feldmarschall, verfolgt von der französischen Armee, sich nach dem Schwarzwalde zurückziehen mußte, stoben am

11. August auch diese Belagerungstruppen auseinander, deren Lager von Widerholt ohne Säumen in Beschlag genommen wurde.

Widerholt hatte wieder Luft. Da der Vergleich von Seiten Oesterreichs und Bayerns so schlecht gehandhabt worden war, glaubte er sich berechtigt, sein altes Wesen wieder anzufangen und seiner Lieblingsbeschäftigung nachzugehen: Beutezüge zu veranstalten und Brandschatzungen zu verhängen. Am 15. September fiel ein Teil seiner Mannschaft in Pfullendorf ein, am 5. Januar 1645 machte er auf der Insel Mainau große Beute, am 17. Februar ließ er Tuttlingen wieder besetzen, und am 13. April streifte eine Abteilung seiner Besatzung nach Memmingen. Im Juni hatte aber auch Widerholt seinen Unglückstag. Sein Keller Stockmayer wurde auf seinem Rückwege nach Hohentwiel mit einer Summe von 1040 Gulden Kontributionsgeld abgefangen, erst nach Ueberlingen und später ins Gefängnis nach Ingolstadt gebracht. Da wurde er scharf ins Verhör genommen wegen seines Herrn und seiner Feste und wie sie am besten einzunehmen sei. Aber es war nichts aus ihm herauszubringen. Unterdessen suchte sich Widerholt durch Brandschatzen schadlos zu halten, zog mit seinen Soldaten durch die ganze Bodenseegegend bis in das Kloster Weingarten und führte den Prälaten Dominikus gefangen nach Hohentwiel, als Geißel für seinen Keller. Die Gefangenen wurden ausgewechselt, und Widerholt hat dabei für den Verlust reichlichen Ersatz genommen. Die Gefangenschaft kostete dem Prälaten nicht weniger als 13,431 Gulden 46 Kreuzer. Da er bei der Frau Oberstin in Kost war, schenkte er ihr ein Bezoar in Gold gefaßt und ein Unser Frauen Bild. Am 4. Juli ritt Widerholt gen Rottweil, überfiel 300 bayerische Reiter und nahm ihnen 6000 Reichsthaler ab. Mit einem Friedenswerke wollte er indessen das Jahr 1645 schließen. Die Kirche, welche über dem früheren Mühlengebäude errichtet und an welcher fast fünf Jahre gebaut wurde, war vollendet, am 26. November erfolgte ihre Weihe. Hell und geräumig war ihr Inneres, Kanzel, Altar und Taufstein aufs schönste geschmückt. Die Ueberlinger Orgel gab prächtige Töne von sich, und vom hohen Turme klangen lieblich und schön 10 Glocken ins Thal hinab. Widerholt hatte selbst Freude an seinem Werke. Auf Gottesfurcht und Zucht hielt er strenge, seine Leute suchte er im Guten zu bestärken, und versah sie mit religiösen Büchern, die er auf eigene Kosten drucken ließ.

Nichtsdestoweniger setzte Widerholt auch im Jahre 1646 seine Streifzüge fort. Anfangs Januar überfiel er die Insel Reichenau. Der Winter baute ihm eine Brücke hinüber. Früchte und andere Sachen von Wert, auch ein Geschütz, wurden erbeutet. Aber es hätte ihm dieser Ausflug beinahe das Leben gekostet, da auf dem Rückwege das Eis zu brechen anfing. Viele seiner Leute ertranken. Am 18. Februar überrumpelte er die Stadt Sulz und legte ihr eine Brandschatzung auf, und am 17. Mai plünderten Hohentwieler Soldaten in Hofen, dem jetzigen Schloß Friedrichshafen. Die Orte, welche die auferlegte Kontribution nicht bezahlen konnten, steckte er in Brand. So trieb es Widerholt. Und er konnte und durfte es; er war der einzige, vielleicht in allen Landen, dessen Haus in dem schrecklichen Kriege an Festigkeit und Macht gewonnen hatte. Die Magazine strotzten von Fülle. Wohlbestellt war die Festung; denn für Verbesserung und Erweiterung ihrer Werke hat Widerholt viel gethan. Fortwährend wurde gebaut und ausgebessert, einzelne Gebäude auch neu erstellt, außer der Kirche auch das Gasthaus, in welchem Kanzlei und Rüstkammer untergebracht wurden, das neue Portal und zwei Windmühlen. Den Vorhof, der während den Belagerungen mehrmals abbrannte, ließ er neu befestigen und eine schöne Heerstraße anlegen. Mutig durfte er von den Zinnen seiner Burg in die Welt hinausblicken, herab auf die Menschen, die nicht mehr wußten, warum sie Krieg führten und deshalb um Frieden bettelten. Aber auch Widerholt wurde des kriegerischen Treibens müde, das er in der letzten Zeit unstreitig nur deshalb fortsetzte, um dem Kaiser Trotz zu bieten. Oesterreich drang deshalb auch bei den Friedensverhandlungen auf Zerstörung der Festung Hohentwiel. Aber diese Gefahr konnte glücklich abgewendet werden. Am 14. Oktober 1648, als die Menschen zur Vernunft gekommen, wurde zu Münster Frieden geschlossen und dem Kriege ein Ende gemacht. Noch zwei Jahre stund es an, bis Württemberg vom Feinde verlassen wurde. Endlich im Jahre 1650 schlug die Erlösungsstunde. Frankreich, dem sich Widerholt am 5. Mai 1645 neu verpflichtet hatte, willigte in die förmliche Zurückgabe von Hohentwiel an den Herzog. Den 22. Juni, nachts zwischen 11 und 12 Uhr wurde der mit der Krone Frankreichs abgeschlossene Vergleich unterschrieben, und am 10. Juli konnte Widerholt die während 15 Jahren unerschütterlich gehaltene Festung seinem Landesherrn mit Ehren zustellen.



Widerholts unmittelbare Thätigkeit auf Hohentwiel hörte mit der Uebergabe auf. Schon am 11. Juli wurde der Hauptmann Johann Georg von Widerholt als Kommandant in Pflicht genommen, Konrad Widerholt aber unter Belassung des Titels als Oberkommandant von Hohentwiel zum Kriegsrat und Obervogt von Kirchheim unter Teck ernannt und zur Belohnung für seine Verdienste und unvergleichliche Treue mit den Rittergütern Neidlingen, Ochsenwangen und Randeck belehnt. Auf den 11. August ordnete der Herzog ein Dankfest an, wobei über die ergreifenden menschenpackenden Worte des 65. Psalms gepredigt wurde (V. 6—8).

„Erhöre uns nach der wunderbaren Gerechtigkeit, Gott unser Heil,
Der du bist Zuversicht aller auf Erden und ferne am Meer;
Der die Berge festsetzt in seiner Kraft, und gerüstet ist mit Macht;
Der du stillest das Brausen des Meeres, das Brausen seiner Wellen
Und das Toben der Völker."

Es war der letzte Gottesdienst, dem Widerholt auf Bergeshöhe beiwohnte und auch sein letzter Tag auf Twiel. Am 12. August stieg er von Dank und Liebe gefolgt herab von seiner Felsenburg, um noch 17 Jahre den Werken des Friedens zu leben. Widerholt war ein

Mann, rechtschaffen und fest im Charakter und unerschütterlich sein Mut. Glänzende Versprechungen führten ihn in Versuchung, er widerstand der Anfechtung und blieb treu. Militärische Erfahrung und kriegerisch Geschick zeichneten ihn aus während der fünf, oft gefährlichen Belagerungen. Eine Soldatennatur war er durch und durch, dabei ein gar guter und frommer Mann; aber die Schwächen und Fehler jener kriegerischen Zeit teilte auch er. Im Brandschatzen und Geldeintreiben war er ein Meister. Mit dem Sinn und Geiste des Helden, der immer wußte was er wollte, und nimmer wankte, verband er eine rühmenswerte politische Einsicht. Wer hätte gehandelt wie er in einer drangsalvollen Zeit! Als sein Herr von allen Seiten bedrängt wurde, den Hohentwiel an Oesterreich auszuliefern, da warf er sich dem Herzog Bernhard von Weimar in die Arme, und nach dessen Tod begab er sich in den Schutz der Kronen Schwedens und Frankreichs, nur um einen vor aller Welt gültigen Vorwand zu haben, den Aufforderungen des Herzogs, die Festung an die Kaiserlichen abzutreten — scheinbaren — Ungehorsam entgegensetzen zu können. Und Widerholt handelte recht. Mehr als das Land noch, mußte ihm der Herzog dankbar sein. Freunde nicht nur, auch Feinde achteten ihn. Nannte doch der letztern einer, ein Zeitgenosse, den Widerholt „einen über die Maßen lustigen und kriegserfahrenen Mann, so in unterschiedlichen Unternehmungen sein heroisches Gemüt viefältig erwiesen, und hoch zu loben wäre, wenn er eine bessere Sache verträte“. Am 13. Juni 1667 trennte sich seine Heldenseele von der irdischen Hülle; zu Kirchheim ward er in die Erde gesenkt. Trauer erfüllte das ganze Land, und von Twiels erhabenem Gipfel wehte die schwarze Fahne.

Mit Recht wird Widerholt als einer der größten württembergischen Helden gefeiert, und wohlbegründet sind die schönen Worte, die der schwäbische Dichter Albert Knapp dessen Andenken widmet:

„Der Kommandant von Hohentwiel,
Fest wie sein Fels, der niemals fiel,
Des Fürsten Schild, des Feindes Tort,
Der Künste Freund, der Armen Hort,
Ein Bürger, Held und Christ wie Gold;
So schläft hier Konrad Widerholt.“



Hohentwiel: Widerholts Kirche mit Turm.



VI.

Der Freiheit stand'st du auch zu Jammer,
Einst ein Asyl vor Feindessturm,
Warst du der Unschuld Folterkammer,
Nicht nur der Schuld ein Kerkerturm!

Der Franke nahm sie ein mit Lachen,
Nicht eine Bombe liess er los,
Wie Vögel in der Schlange Rachen,
Fiel ihm die Beute in den Schoss.

J. Hoch.

Die ruhmreiche Geschichte Hohentwiels hatte mit dem Abgang Widerholts im Jahre 1650 ihr Ende erreicht. Ursache war die veränderte Kriegführung und der Umschwung in den politischen Verhältnissen. Aber auch Oesterreich trug Schuld am raschen Verfall der Festung. Beabsichtigte man Gebäude derselben auszubessern oder zu erweitern, widersetzte es sich regelmäßig, denn immer noch sah es neidisch auf zum Twiel und konnte es nicht verwinden, daß er nicht sein gehören solle. Um so mehr ehrte das Haus Württemberg diesen „teuern" Sitz. Herzog Eberhard III. besuchte Hohentwiel öfters und hielt daselbst mit seiner Familie und zahlreichem Gefolge Sommerfrische, so im Juni 1652, wo er die alte Vorschrift des Steintragens, die während des dreißigjährigen Krieges ganz in Vergessenheit geraten, wieder erneuerte. „Ein jeder, welchen Standes und Hoheit er sei, soll,

so er in die Festung gelassen wird, 50 oder allerwenigstens 40 Pfund Stein auf einmal den Berg hinauf in die Festung tragen, worauf jeder ohne Unterschied oder Vorwand aus dem Willkomm oder alten vergoldeten Becher in Wohlstand und auf der gnädigen Herrschaft und dieses Hauses Wohl bescheidentlich trinken soll.“ Eine bezügliche Vorschrift war auf einer steinernen vor der untern Festung angebrachten Tafel eingegraben. Es waren nicht kunstreiche, recht hölzerne Verse, aber immer noch verständlich genug, um den Besucher an den alten Brauch zu erinnern. Zur selben Zeit wurde auch das „Willkommbuch“ angelegt, dessen erster Eintrag vom Stifter des Buches, Eberhard III., der letzte vom Kronprinzen Wilhelm, 20. August 1799, herrührt. Mancher Scherz über die Sitte des Steintragens findet sich darin. So schleppte am 16. Mai 1672 der Landgraf Max zu Fürstenberg einen 118 Pfund schweren Stein hinauf und schrieb:

„Lieben und nicht dürfen sagen,
Ist schwerer als 118 Pfund tragen.“

Herzog Eberhard Ludwig wollte seinen Meister auch zeigen und trug am 14. März 1702 einen Stein von 79 Pfunden empor.

Sonst scheint man es mit dem vorgeschriebenen Gewichte nicht so genau genommen zu haben. Wenige luden so schwer wie jener Leibgardist, der einen 210pfündigen Stein auf die Festung brachte.

Die Steine, die oben angesammelt wurden, konnte man jetzt brauchen. Im Jahre 1677 wurde eifrig an der Verbesserung des Hohentwiels, insbesondere des Vorhofes gearbeitet; denn die Franzosen näherten sich der Gegend. Am 17. November waren sie nur noch 9 Meilen von der Festung entfernt; schon dachte man an Vermehrung der Mannschaft. Die Besatzung war nicht sonderlich gut bestellt. Sie bestand aus 300 Mann, nämlich 125 Regulären, 116 Geworbenen, 33 Tuttlinger Zusatz und 26 Kellereibedienten; dazu kamen 148 Weiber und 206 Kinder. Eine fieberhafte Thätigkeit wurde auf dem Felsenberge entfaltet, den Bewegungen der Franzosen die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Doch sie kamen nicht, es muß ihnen an Twiel nicht viel gelegen gewesen sein. Bis zum Jahre 1703 blieb er unangefochten. Es war im spanischen Erbfolgekrieg, als die Bayern, von Tuttlingen herkommend, einen Angriff auf die Feste wagten. Damals lag eine nicht unbedeutende Besatzung in derselben, und sie war mit allem bestens versehen. So geschah

es, daß die Feinde unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Von da an hörte man nichts mehr von der Felsenfeste und einem Angriff darauf. Eberhard Ludwig hatte wenig für Hohentwiel gethan, doch empfahl er ihn seinen Nachfolgern „als ein Kleinod des Landes und sichern Zufluchtsort" bester Fürsorge. Herzog Alexander schenkte ihm



Hohentwiel: Grundriss der von Alexander erbauten Sternschanzen.

dann ganz besondere Aufmerksamkeit. Im Mai 1727 fand man bei einer Besichtigung die Mauern der Festung, sowie einzelne Gebäude schadhaft, an einzelnen Stellen sogar Einsturz drohend. Die Schuld daran trug nicht zum geringsten die Rentkammer, welche die für Unterhaltung der Festung bestimmten 10,000 Gulden jährlich für andere Zwecke verwendete. Karl Alexander kam im Februar 1734 selbst auf den Berg,

der traurige Zustand derselben schnitt ihm ins Herz. Was er beabsichtigte, that er kund durch einen Eintrag ins Fremdenbuch:

„Gott wahre dies feste Schloss
Vor Donner und vor Blitz,
Den Fuss davon will ich befestigen mit Witz
Zum Schutze meiner Freunde,
Zum Schrecken meiner Feinde.“

Und ein den Herzog begleitender Ingenieur, Joh. Friedr. Oettinger, schrieb:

„Wer Hohentwiel jetzt sieht, und sieht's in etlich Jahren,
Wird Karols Wissenschaft und seltene Kunst erfahren,
Indem der grosse Held an Hohentwiel beweist,
Was alt und neuer Art fortifizieren heisst.“

Und in der That befestigte der in den Kriegswissenschaften erfahrene Herzog den Vorhof nach eigenem Plane ganz vortrefflich. Dabei ging ihm vorzüglich Geheimrat Bilfinger an die Hand. Da entstanden die Sternschanzen, dann die große Alexanderbastion, die mit ihren Geschützen den Eingang zum Alexanderthor decken konnte. Gewaltige Quader aus Klingstein, die in der Nähe gebrochen wurden, benutzte man zur Aufmauerung. Noch in ihren Trümmern sind diese Werke achtunggebietend. Die Tage Alexanders (1733—1737) waren Twiels letzte gute Zeit, eine kurze Nachblüte.

Sein Nachfolger Herzog Karl hatte andere Liebhabereien. Er dachte an Hohentwiel nur, wenn er Menschen, welche allzulaut dachten, aus den Augen haben wollte. Aus einer ruhmgekrönten Feste wurde sie unter ihm ein Strafplatz für Staatsgefangene. Schon im Jahre 1697 saß auf der Felsenburg inhaftiert ein Magister Banz, Repetent in Tübingen, weil er sich einige Irrlehren zu Schulden kommen ließ. Bergluft macht ketzerisch. Ob der Arme da oben von seinen Schrullen geheilt wurde, wissen wir nicht, wohl aber, daß ein Vater in der „rauhen Luft des Twiels“ seinen liederlichen Sohn zur Vernunft bringen wollte. Er muß Erfolg gehabt haben; denn aus dem In- und Auslande, namentlich der Schweiz, aus den Reichsstädten Ulm und Augsburg wurden junge Leute „ihres ungeordneten Lebenswandels wegen“ nach dem Berge geschickt, wo sie teils verwahrt, teils als Soldaten eingeteilt wurden, alle aber „Disziplin“ lernen mußten. Einzelnen gefiel das Leben auf Twiel so gut, daß sie blieben, andere wieder beschleunigten



Johann Jakob Moser.

ihren Wegzug durch Flucht. So ein Johann v. Diemar im Jahre 1743. Diesem war ein Zimmer gerade über der Wachtstube angewiesen, in das er jeden Abend eingeschlossen wurde. Während einer Nacht flüchtete er durch eine Oeffnung, welche er in die Zimmerdecke machte, auf das Dach, ließ sich an einem aus zerschnittenen Leintüchern zusammengeknüpften Seile in den Hof, gelangte von da in den Gang und mittelst des Seils durch eine Schießscharte auf die Felsen und somit ins Freie. Als man am andern Morgen die Spuren und Richtung seiner Flucht wahrnahm, zweifelte man nicht daran, ihn am Fuße der Felsen zerschmettert zu finden. Wohlbehalten war er aber unten angekommen und bat acht Tage später den Herzog um Verzeihung. — Ob dieser Flüchtling das Vorbild für Scheffels fliehenden „Ekkehard" war, wer will es sagen? —

Unter den hervorragenderen Staatsgefangenen ist hier zu nennen der preußische Werbeoffizier von Knobelsdorf, der dem Herzog Karl verschiedene seiner großen Gardesoldaten abspenstig machte, seinen Eifer für preußische Dienste aber mit lebenslänglicher Haft auf Hohentwiel zahlen mußte. Als blühender Jüngling betrat er die Feste, als Mann mit grauen Haaren verließ er sie. Viel schlimmer noch war die ganz unberechtigte Gefangenschaft des württembergischen Landschaftskonsulenten Johann Jakob Moser. Er war ein geistreicher trefflicher Jurist, ein frommgesinnter, für das Wohl des Landes allzeit besorgter Mann.

„Ein Christ von echtem Schrot und Korn,
Verfolgt zwar von des Fürsten Zorn."

Weil er pflichtgemäß die verbrieften und beschworenen Rechte der württembergischen Stände zu verteidigen wagte, dem Erpressungsregiment des Herzogs Karl Widerstand entgegensetzte und sich nicht zur Kreatur des allmächtigen herrschsüchtigen Ministers von Montmartin erniedrigen wollte, war er bei seinem Fürsten in Ungnade gefallen und ohne Verhör, ohne Gericht zu Festungshaft verurteilt. Am 12. Juli 1759 kam er auf Twiel an. Zwar erhielt er in der Herzogsburg ein gutes Zimmer mit herrlicher Aussicht auf den See; aber niemand durfte ihn sprechen. Keinen Geistlichen sollte er sehen und sogar der Kirchenbesuch war ihm



Mosers Gefängnis.

verboten. An Büchern gab man ihm nur ein Bibel- und Predigtbuch, später auch noch ein Gesangbuch. Papier, Tinte und Feder empfing er nur, um dem Herzog zu schreiben. Drückend war die Lage für diesen gelehrten, an eine außerordentliche schriftstellerische Thätigkeit gewöhnten Mann. 400 Schriften hatte er bereits veröffentlicht und ein deutsches Staatsrecht von 60 Bänden. Nimmer, auch in der Kerkernot nicht, konnte sein schaffender Geist ruhen. Um seine Gedanken aufzubewahren, benützte Moser das Papier, in welches seine Arzneien gewickelt waren und stach mit einer Nadel Verse in dasselbe. Mit der Spitze seiner silbernen Schuhschnallen und mit dem Stiel seines silbernen Löffels

beschrieb er die Pergamentblätter seiner Brieftasche, mit der Schere bekratzte er die weißen Wände seines Zimmers und alle leeren Stellen in den geistlichen Büchern, die er zu eigen hatte.

Auf diese Weise entstanden viele Aufsätze, die er später veröffentlichte, und viele geistliche Lieder, die seinen Geist forttrugen in unsere Gegenwart.

Die Lieder kannst du lesen
In jedem Christenhaus,
Es sind ja Glaubensthesen,
Drum löschen sie nicht aus.

Und ob er sie geschrieben
Mit Lichtscher', statt mit Kiel,
Sie mahnen unvergänglich
An Moser auf dem Twiel!

Endlich, am 25. September 1764, auf fortgesetzte Vorstellungen der Landstände an den Herzog, durch Verwendung des Königs von Preußen, sowie der englischen und dänischen Regierungen bei dem Kaiserhofe, wurde der „alte, würdige und hartbedrückte Mann" entlassen, gelangte wieder zu hohen Ehren und Würden, aber seine Seufzer thaten den Fundamenten der Burg nicht gut.

Strenger noch als gegen Moser wurde gegen den Obersten von Rieger verfahren, der „wegen unverschuldeten Verdachts, aber sonst nicht gar unschuldig", auf der Festung gefangen gesetzt wurde (1759 bis 1764). In das Zimmer, in welches er gebracht wurde, mußte etwa zwei Meter vom Boden ein kleines Loch gebrochen und mit einem starken Gitter versehen werden, durch welches man ihm das Essen reichte, und zwar die Speisen schon verschnitten, damit er weder Messer, noch Gabel nötig habe. Das Bett war mit Schrauben am Boden befestigt, um es nicht zu verrücken und sich so dem Lichte nähern zu können. Aus demselben Grunde fehlte in seiner Zelle auch Tisch und Stuhl. Abends wurde ihm eine mit starkem Eisen befestigte Laterne durch jene Oeffnung oben an die Wand gehängt; alle 14 Tage erhielt er frische Leintücher, womit er sein Bett selbst in stand zu halten hatte, und jede Woche ein frisches Hemd. An Büchern gab man ihm eine Bibel. Ein Geistlicher durfte ihn nur in Gegenwart des Kommandanten besuchen. Furchtbar muß seine Haft in den ersten Jahren gewesen sein, dann traten Erleichterungen ein; 1766 endlich wurde er auf Befehl des Herzogs aus

seinem Kerker befreit, nachdem er versprochen, sich „still und unklagbar zu verhalten und der erstandenen Haft wegen an niemand sich zu rächen". Die Schrecken der Gefangenschaft hatten den gewaltthätigen Mann nicht gebessert, sein heftiges Temperament nicht besänftigt; denn als Kommandant von Hohen-Asberg hatte er den gefangenen Dichter Schubart grausam hart behandelt. Rieger starb 1783.

Trotzdem Hohentwiel Strafplatz geworden und so ziemlich seine militärische Bedeutung verloren hatte, ließ man es nie an rechtschaffenen Kommandanten fehlen, die man ja ohnehin unterhalten mußte, noch an Befehlen und Anweisungen, die Festung gehörig im Bau zu unterhalten. Dazu aber fehlten die Geldmittel. Nach dem Etat vom Jahre 1768 betrug der jährliche Aufwand rund 17,115 Gulden. Niemals konnte das für Instandhaltung aller Festungswerke und Unterhalt der Besatzung genügen. Die Montierung mußte sogar auf Kosten der Leute angeschafft werden, und weil die Mannschaft, die zum Teil verheiratet war, kein Holz erhielt, mußten sie solches in den Waldungen holen. Da der Sold unregelmäßig, manchmal gar nicht entrichtet wurde, waren die Soldaten genötigt, in der Umgebung Schulden zu machen. Auf diese Weise konnte es nicht ausbleiben, daß die Besatzung sowohl an Zahl, als Güte immer mehr herunterkam. Gleichen Schritt mit dem Verfall der Besatzung hielt auch derjenige der Festung. Die Brustmauern und der größte Teil der Schießscharten auf der obern Festung waren so zerfallen, daß sie einer Ruine glich. Durch das fortwährende Ausfallen von Steinen konnte ohne Lebensgefahr der Weg von der untern in die obere Burg nicht mehr begangen werden. Alles war verlottert, Stein und Bein. Eine Dame, die mit einer Reisegesellschaft im Jahre 1786 der „lieblichen Aussicht" wegen die Festung besuchen wollte, aber aus begreiflichen Gründen — man konnte sich doch nicht bloß stellen — nicht eingelassen wurde, berichtet: „Gerne wollte ich beschreiben, was für Uniformen die Soldaten trugen, die vor dem Thor Wache standen; allein dies ist kein leichtes. Ich müßte ein sehr gutes Gedächtnis haben, wenn ich Dir die Farben alle noch nennen könnte, die daran zu sehen sind. Von Anfang sind sie vermutlich ganz blau gewesen; jetzt aber sind nicht nur von jeder Nuance dieser Farbe, sondern noch von manch anderer Flecke darauf gesetzt, so daß sie einer uralten Musterkarte ganz ähnlich sind. Mich reut es, daß ich mich nicht

erkundigt, wie manches Menschengeschlecht seit der Entstehung dieser wohlausgeführten Uniformen wohl möge ausgestorben sein. Die Kerls, die diesmal darin steckten, sahen wahrhaftig aus wie Teure und Hunger. Ihr Anblick flößt Mitleiden ein. Wie mag es wohl im Inwendigen der Festung aussehen, wenn die Paradenwache so jämmerlich aussieht? Fast wußten wir dem Kommandanten Dank dafür, daß er uns diesen Anblick erspart." Ein solcher mußte nach der Schilderung einer Wirtin von Stein wirklich nicht gerade verlockend gewesen sein, da eine erstaunliche Armut und Bettelei herrschte. „Man kann keinen Schritt thun, ohne von Gefangenen — besonders sind viele Wilddiebe*) da — von Krüppeln, Weibern, Kindern und Bettelgesinde aller Art angezupft zu werden. Ein Herr, mit dem ich oben war, hat in kurzer Zeit nur an Almosen über einen Louisdor ausgeteilt, zu geschweigen der Trinkgelder, die Soldaten, Schildwachen, Sergeanten unter dem und jenem Vorwande einem abbettelten."

* * *

Die französische Revolution hatte die Menschen aus ihrer Friedenszuversicht aufgerüttelt; die Franzosen zeigten nicht übel Lust, ihren Unmut auch an Deutschland auszulassen. Als dann nach der Kriegserklärung des deutschen Reiches am 22. März 1793 7000 Württemberger unter dem Feldzeugmeister von Stain den Oesterreichern sich anschlossen, rückte die Gefahr des feindlichen Angriffes auch für Twiel näher. In aller Eile wurde im Januar 1794 Oberstlieutenant Bilfinger auf den Berg gesandt, um den Zustand der Feste zu untersuchen.

Der Befund lautete noch ungünstiger als früher; die Festungswerke waren dem Verfalle nahe, die Geschütze sehr schlecht und die meisten Lafetten unbrauchbar. Groß war der Vorrat an Schießpulver, auch an Bomben, Granaten und Kugeln; aber viele derselben paßten wiederum nicht zum Kaliber der Kanonen. Die Besatzung war selbst für Friedenszeiten zu schwach. Sie bestand meistenteils aus alten, verheirateten Leuten, deren Weiber und Kinder der Festung zur Last fielen. Die Soldaten mußten das Jahr hindurch im Taglohn arbeiten, um ihre Familien zu erhalten, wodurch sie entkräftet wurden und der Dienst Not litt.

*) In jener Zeit war auch ein Teil Gauner in Haft, welche zur Bande des berüchtigten Räuberhauptmanns Hannickel gehörten.

Sofort wurde vom Herzog Ludwig Eugen eine Kommission Sachverständiger beauftragt, die Schäden des Platzes ausbessern zu lassen, und zugleich der thatkräftige, eifrige Oberst Johann Karl Albrecht, Freiherr von Wolfskeel zum Kommandanten ernannt. Vieles hat dieser Mann gut gemacht. Die Besatzung wurde auf 100 Mann erhöht, die Augustabatterie und das Herzogsbollwerk ausgebessert und verstärkt. Die Franzosen kamen näher. Am 9. Juli gab der Herzog Friedrich Eugen von Ansbach aus den Befehl, „es solle nicht angriffsweise verfahren, die Festung aber mit allem Nachdruck verteidigt werden". In der That, am 9. Oktober 1796 zog General Moreau mit einem großen Teil des französischen Heeres vor Hohentwiel, erkannte aber dessen Parteilosigkeit, und marschierte vorbei. Jetzt verlangte von Wolfskeel für die Festung wenigstens 30 Mann Artillerie, 195 Mann Fußvolk ohne den Stab, ferner 15 Geschütze, endlich 9 Scharfschützen, um das Ersteigen des Berges von Osten und Südosten her durch einen kühnen und unternehmenden Feind zu verhindern. Am 5. März 1797 starb der wackere Kommandant, ohne seine Wünsche erfüllt zu sehen. Es war ein empfindlicher Verlust für Hohentwiel. Sein Nachfolger Oberst Georg Bernhard von Bilfinger war ein kriegserfahrener, wissenschaftlich sehr gebildeter Offizier, aber schon 69 Jahre alt. Darum gab ihm der Herzog Friedrich „aus Schonung für seine Jahre" in der Person des Oberstlieutenants von Wolff einen Gehülfen, einen Mann, der wohl gute Studien gemacht, aber dieselben noch in keinem Feldzuge erprobt hatte. Bei seiner Ernennung zum Vizekommandanten erteilte diesem der Herzog den bestimmten Befehl: „Bei Verantwortlichkeit mit seinem Kopfe, die Festung in keinem Falle, selbst wenn ein vom Herzoge eigenhändig unterzeichneter Befehl vorgezeigt werden sollte, zu übergeben." Neben diesem mündlichen wurde ihm noch ein schriftlicher Befehl eingehändigt, „daß der Oberst von Bilfinger bei jeder Vorfallenheit auf das genaueste denen, von dem Oberstlieutenant von Wolff vorgetragenen Ratschlägen nachzukommen und demselben blindlings zu folgen habe".

Schon im März 1799 rückten die Franzosen bis vor Hohentwiel, stellten ihre Feldwachen nahe der Festung auf; sonst benahmen sie sich friedlich. Am 13. März kamen dann einige französische Offiziere vor das Thor der Burg, verlangten sie zu sehen, wurden jedoch höflich



Hohentwiel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Nach einem alten Gemälde.

abgewiesen. Als bei Ostrach und Stockach — im März 1799 — die Franzosen geschlagen wurden, nahmen sie den Rückzug. Zweimal also stunden die Feinde vor Twiel, allerdings drohend nur; man verstand es nicht. Da kam am 19. August Herzog Friedrich selber nach Twiel. In seiner Begleitung war der Erbprinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige König. Sie wollten vom Stand der Dinge Einsicht nehmen. Jetzt wäre es Pflicht der Kommandanten gewesen, dem Herzog dringende Vorstellungen der vorhandenen Mängel wegen zu machen. Sie unterließen es. Falsche Friedensgerüchte hatten die Herzen noch sorgloser gemacht; die scharfäugige Vorsicht legte sich schlafen. Der Zustand der Festung wurde nicht verbessert, die Besatzung nicht verstärkt, bestand sie doch im Jahre 1800 aus 10 Offizieren, 96 Unteroffizieren, Trommlern und Gemeinen. Von den erstern waren nur drei noch nicht fünfzig, die andern alle 67 bis 72 Jahre alt; unter den Soldaten befanden sich nur 32 im kräftigen Alter von 20 bis 49 Jahren, 9 waren junge Bursche von 15 bis 19 Jahren, 24 hatten das 60., 8 sogar das 70. Lebensjahr hinter sich. Außerdem waren auf der Festung 4 „Nichtstreitbare“, 22 „bürgerliche Angehörige“, 54 Weiber und 95 Kinder, zusammen 279 Personen. Sehr schlimm war es um die Artillerie bestellt. Wohl befanden sich im Zeughaus 27 Geschütze, kunstvoll gegossen, davon waren aber nur zwei ganz brauchbar. Zudem hätten die zehn Mann Artillerie auch nicht mehr Geschütze bedienen können. Pulver war genug vorhanden, allein die Kugeln unbrauchbar. An Holz war ein kleiner Vorrat da, an Wasser mangelte es, hinwiederum war an Mehl, Wein und Branntwein die Festung für ein Jahr mit anderen Lebensmitteln für einige Monate versehen. Das war der keineswegs glänzende Verteidigungszustand des Hohentwiels im Jahre 1800.

Der Friede hatte sich nicht eingestellt, wohl aber die Franzosen. Am 25. April gingen sie unter Anführung des Generals Moreau über den Rhein. Am 29. April hörten die Hohentwieler schon fernen Kanonendonner, am 1. Mai rochen sie denn auch das Pulver. Die kaiserlichen Truppen hatten sich zurückgezogen. Jetzt galt es zu rüsten. Man war entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Die untere Festung dem Zerfalle nahe, wurde sofort als unhaltbar aufgegeben. Aber die obere sollte mit allen Mitteln verteidigt werden. Oberst von Wolff übernahm es,

den Eingang derselben mit 1 Offizier, 2 Unteroffizieren und 20 Soldaten zu schützen; 1 Unteroffizier, 4 Zimmerleute mit 6 Handlangern sollten, so es die Not erforderte, die Brücken zerstören. Unter dem mächtigen Pfeiler, über welchen die erste Brücke führte, lag eine Bombe zum Abbrennen bereit. Auf der gutbewahrten Friedrichsbastion, sollte ein Hauptmann mit zwei Kanonen und 10 Artilleristen Stellung nehmen, um dem Feinde das Heraufdringen zu wehren. Neben dem „Rundell" Augusta liegt das „scharfe Eck"; von da bis zum Garten des Kommandanten wollte General Bilfinger den Feind mit Granaten begrüßen, und ein Hauptmann mit 26 Mann hatte den Befehl, von der „kleinen Bastion" aus den zwischen den Felsen hinanklimmenden kecken Feind mit Kugelbüchsen zu empfangen. Alle diese Anordnungen verkündeten den ehrenhaften Vorsatz, mit den wenigen vorhandenen kriegstüchtigen Kräften die Verteidigung zu wagen.

Unterdessen waren die Franzosen 10,665 Mann stark unter General Vandamme vor Hohentwiel angekommen. Er nahm sein Hauptquartier in Singen.

Es war der 1. Mai, gegen Mittag. Noch vor 12 Uhr ritt ein Adjutant mit einem Trompeter und sechs Husaren vor die Festung und verlangte Uebergabe derselben „auf Gnade und Ungnade". General von Bilfinger und Oberstlieutenant von Wolff entgegneten würdig und entschlossen, hinweisend auf die Neutralität des Hohentwiels, die bisher von allen französischen Generalen anerkannt worden sei. Würde sie aber diesmal mißachtet, seien sie gezwungen, sich der ihnen „zu Gebote stehenden Verteidigungsmittel zu bedienen". Unglücklicherweise überbrachte Wolff die Antwort selbst, geriet dabei dem schlauen Vandamme in die Hände, der ihn mit seiner außerordentlichen Beredsamkeit zu hinterlisten wußte: Er habe von General Lecourbe Befehl, die Festung um jeden Preis zu erobern; er kenne den schadhaften Zustand der Werke, die Schwäche der Besatzung, den Mangel an Wasser; ein Entsatz durch die Kaiserlichen sei nicht zu hoffen, zumal eine französische Armee von 150,000 Mann den Rhein überschritten habe. Im Falle der Uebergabe verspreche er den Soldaten freien Abzug mit allen Kriegsehren, den Offizieren überlasse er ihre Waffen und das gesamte Eigentum, insofern sie vor ihrer Auswechslung nicht gegen Frankreich kämpften. Werde dies Anerbieten nicht angenommen, eröffne er die Feindseligkeiten und

beginne die Festung zu „bombardieren". Vandamme gab eine Stunde Bedenkzeit. Um zu zeigen, daß es seinerseits grausamer Ernst sei, ließ er sogleich einige Haubitzen auf den Galgenberg führen und die einnehmbaren Stellen der Festung mit einer Infanterieabteilung besetzen. Der Kriegsrat auf Hohentwiel beschloß, von General Lecourbe einen dreitägigen Waffenstillstand zu verlangen, um inzwischen durch einen reitenden Eilboten vom Herzog Verhaltungsmaßregeln einzuholen; aber Lecourbe war schroff und herb und verlangte sofortige Uebergabe. Hart war die Forderung; aber Vandamme wußte sie in eine milde Form zu kleiden, indem er als „friedliebender" Mann vorschlug: Die Besatzung solle sich in einen benachbarten Ort zurückziehen; müsse der Franzose das Land räumen, so könne sie sogleich wieder Besitz von der Festung nehmen. Wenn das auch nicht der Fall sei, aber die württembergische Regierung mit der französischen in Friedensunterhandlungen trete, „getraue sich Vandamme die Zurückgabe der Festung zu versprechen". Wieder wurde Kriegsrat gehalten. Auf der Friedrichsbastion fanden sich die Offiziere ein mit Ausnahme des Hauptmanns von Reizenstein. Bilfinger legte ihnen den Thatbestand vor. Nun war eitel Zagen und Verzweifeln an dem glücklichen Erfolge einer Verteidigung. Bilfinger war eben kein Widerholt und Wolff noch viel weniger. Darum war der Entschluß bald gefaßt. Einstimmig erklärten die Offiziere, „daß bei den vorliegenden Umständen, da man nur wenige rechtschaffene Leute habe und auf die übrigen nicht rechnen könne, sie der Meinung seien, daß eine ehrenvolle Kapitulation noch das Beste sein werde; weil Widerstand unmöglich sei". Bald darauf wurde sie durch Oberst von Wolff in Singen abgeschlossen; im Schlußsatz desselben verpflichtete sich General Vandamme „mit seinem Ehrenworte, bei dem Obergeneral und der französischen Regierung alles zu thun, damit sein Versprechen (daß die Festung beim Friedensschlusse in demselben Zustande, in welchem sie jetzt an die französischen Truppen übergehen wird, an Württemberg zurückgegeben werde) in Erfüllung gehe". Noch in der Nacht besetzte eine französische Abteilung das Thor der untern Festung. Am Morgen des 2. Mai zog die Hohentwielsche Besatzung ab, und Vandamme nahm Besitz von der Festung; am 3. Mai berichtete Bilfinger und Wolff über das

Vorgefallene an den Herzog und baten ihn, „überzeugt zu sein, daß sie mit Freuden ihr Leben aufgeopfert haben würden, um den noch nie eroberten Platz zu erhalten; bei der Unmöglichkeit eines nachdrücklichen Widerstandes hätten sie es aber für ihre Pflicht gehalten, eine rühmliche Kapitulation einer Verteidigung von wenigen Stunden, wobei alles aufgeopfert gewesen, vorzuziehen“.

„Nicht konnte sie gewinnen
Der Feind im offnen Krieg.
Nur Trug und List einst brachte
Den Franken leichten Sieg.“

Als die Uebergabe kund wurde, war Trauer im ganzen Lande, das Volk entrüstet, der Herzog nicht minder. Am 11. Mai wurden die beiden Kommandanten in Stuttgart verhaftet, in Dinkelsbühl vor ein Kriegsgericht gestellt und am 27. Mai zum Tode verurteilt, doch hinsichtlich „der Milderungsgründe der höchsten Gnade empfohlen“. Diese Gnade trat ein, aber das Gericht war noch hart genug. Bilfinger verlor Titel und Ehren, sein ganzes Vermögen und wurde zu lebenslänglichem Aufenthalt im Dorf Asberg verurteilt. Auch Wolff wurde seiner militärischen Ehrenzeichen beraubt, dann als „ein Ehrloser“ in Hohenasberg eingekerkert, nachdem ihm der Scharfrichter vor einer Wachtparade den Degen zerbrochen und die Stücke vor die Füße geworfen hatte. Die übrigen Offiziere wurden ihres militärischen Charakters verlustig erklärt.

Am 6. Oktober 1800 kam der Ingenieur-Hauptmann Prudhomme nach Twiel, am 10. Oktober folgten ihm 100 Mineurs. Der Kriegsratspräsident von Nikolai protestierte beim französischen Kriegsminister gegen die beabsichtigte Zerstörung von Hohentwiel. Aber Berthier erwiderte auf Befehl des ersten Konsuls Napoleon Bonaparte, „daß höhere Rücksichten nicht gestatten, das von General Vandamme gegebene Versprechen, die Festung in demselben Zustande zurückzugeben, in welchem sie übergeben wurde, zu berücksichtigen“. Uebrigens habe sich der General für Erhaltung der Feste verwendet, somit seine Schuldigkeit gethan. Die Regierung aber könne thun, was ihr beliebe; sie übe ein Kriegsrecht aus und fühle sich nicht verpflichtet, den Zerstörungsbefehl zurückzunehmen. Am 17. Oktober begann das Zerstörungswerk. Die umliegenden Dörfer mußten 300, später sogar 500 Arbeiter senden. Außerdem hatten

sie 10 Fuhren und das Arbeitsgeschirr zu liefern. Der Anfang wurde mit dem Abheben der Dachziegel gemacht; man verkaufte sie, ebenso das Holz, das Eisen, Ofenkacheln und viele Steine. So finden wir denn Hohentwielziegel fast in jedem Dorfe des engern Hegaus, an einzelnen Orten sogar wohlerhaltene schöne Kachelöfen aus der Herzogsburg. Die unbrauchbaren Geschütze wurden, um sie schneller fortzubringen, auf der Seite gen Singen über die Felsen hinuntergeworfen. Dann wurden Mauern und Felsen gebrochen und gesprengt und die Gebäude ausgebrannt.

Am 1. März 1801 war das traurige Werk vollendet.

So sank durch Feuers Macht und Pulvers Kraft die alte niebesiegte Burg in Schutt und Asche. Ins tiefe Thal rollten ihre Trümmer, und was an Mauerresten noch übrig blieb, ragt zerrissen und verwittert hoch gen Himmel, uns lehrend, wie vergänglich des Menschen Machwerk sei.

Verstümmelt steht die Felsenfeste,
Zertrümmert liegt ihr Ahnenstolz.
Zerschmettert trauern deine Reste,
Juwel im Kranze Widerholts!

Des Patrioten Herz mußte zusammenkrampfen angesichts der Trümmerhaufen; Rache schwor er den Verwüstern und Fluch den pflichtvergessenen Kommandanten. Allein die Zeit söhnt alles wieder aus. Wolffs Kerkergemach that sich auf. Noch einmal leuchtete Freude aus seinen welken lebensmüden Zügen, als er bei seiner Tochter für den Rest seiner Lebensjahre liebevolle Pflege fand, und Bilfinger durfte in Ludwigsburg und später in Stuttgart Wohnung nehmen; beide starben in hohem Alter. Dieser Männer Namen sind zwar schwarz angeschrieben in der vaterländischen Geschichte, aber Gott, der in die Herzen und ins Verborgene sieht, richtet anders als der gekränkte Nationalstolz, anders als ein Kriegsgericht, das an den Buchstaben menschlicher Satzungen gebunden ist. — Unterdessen wurde auch mit den Franzosen abgerechnet und ihnen redlich heimbezahlt und vergolten die Verwüstung, die sie in deutschen Landen und auf Twiel einst verübt hatten. Und auch die Trümmer der Felsenfeste sind nicht mehr so schrecklich anzuschauen. Die gütige Natur hat sich ihrer erbarmt, hüllte Fels und Mauern in ein lieblich Gewand von üppigem Moos, von Busch- und Baumwerk, von rankendem Epheu und duftendem Geißblatt.



Burkhard, der Klosterschüler.



Hohentwiel

in Sage und Dichtung.



Jahrhunderte verflogen,
Zerbröckelt ist der Stein;
Die hohen Mauerbogen,
Die Zinnen stürzten ein.

Französisch Raubgelichter
Zerstört' die trotzigen Höh'n —,
Jedoch ein deutscher Dichter
Ließ alles neu ersteh'n!

Er wob den Kranz der Sage
Von Eichengrün umlaubt
Bei Nachtigallenschlage
Dem Fels ums starre Haupt.

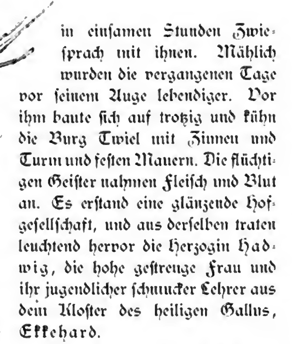
W. Schmidt-Häßler.



Was hat der Hohentwiel nicht alles erlebt, was mit angesehen seit den geheimnisvollen Tagen grauer Vorzeit. Von Ruhm hat er uns erzählt und vieler Tage Glanz, doch auch von Leid und schlimmen, kriegerischen Zeiten. Die Vergangenheit ist am Felsen hängen geblieben, und den Zauber der Erinnerung hat kein Kriegssturm fortzuwehen vermocht. Ueberall hat sie ihn gleich rankendem Ephen und üppigem Moos umsponnen. Aus dem Dunkel vergangener Tage fließt der Quell der Sage unaufhörlich, immer aufs neue Fäden an Fäden spinnend. In den ernstblickenden Trümmern fängt es an zu leben und weben und rufen, und der Wind rauscht's weiter in unser aufmerksam lauschend Ohr. Und wer sich niederlegt am blumigen Bergrain oder sich ausruht auf moos'gem Felsgestein, dem erscheinen sie wie Traumbilder, heute noch wie früher, die Freuden und Schrecken der Vorzeit mit all ihrer Lust und ihrem Leide: Die trotzigen Kammerboten, die gramerfüllte Königin Adelheid, der schwergeprüfte Herzog Ulrich, der wackere Kommandant Widerholt, endlich der unglückliche Moser. Und hat der Wanderer poetisches Gemüt, dann faßt er das eine oder andere Bild ins Auge und läßt es nimmer los, bis er es gebannt in wohllautendes Schriftwort.

Manches aus Geschichte und Sage des Twiels ist so den Herzen des Sterblichen näher gebracht worden; manches ist schon längst wieder vergessen, es mangelte ihm das ewig anziehende jungfrische Leben. Noch bot aber Twiels Vergangenheit einen kostbaren Schatz der Poesie, allerdings in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Mancher stieß ihn an, keiner wußte ihn zu heben. Denn der Sage und Dichtung Gold ist nur wenigen sichtbar. Nur der sieht es, dessen Sinn rein ist und dessen Herz empfänglich für alles Schöne. Dieser wenigen einer war Joseph Scheffel.

Als der Dichter gleich uns in den Trümmern Twiels dessen Geschichten lauschte, als sie erzählten von blutigem Schwertkampf und harter Kerkernot, von streitlustigen Rittern und tollkühnen Helden, da ließ dies alles ihn kalt und sein Gemüt ruhig. Nur zwei Menschen, schon halbvergessen, thaten's ihm an, machten warm sein Herz und gaben Flügel seinem Dichtergeiste. Er trat ihnen näher; befragte über sie alte Chroniken. Dann ließ er sich selbst in den Ruinen nieder und hielt



in einsamen Stunden Zwiesprach mit ihnen. Mählich wurden die vergangenen Tage vor seinem Auge lebendiger. Vor ihm baute sich auf trotzig und kühn die Burg Twiel mit Zinnen und Turm und festen Mauern. Die flüchtigen Geister nahmen Fleisch und Blut an. Es erstand eine glänzende Hofgesellschaft, und aus derselben traten leuchtend hervor die Herzogin Hadwig, die hohe gestrenge Frau und ihr jugendlicher schmucker Lehrer aus dem Kloster des heiligen Gallus, Ekkehard.

Was der Dichter erlauscht aus der Sage Quell, was ihm die Geschichte erzählt von diesem einzigen Paar, durchwob er mit dem Goldfaden der Poesie und umgab den felsigen Twiel mit zartem poetischem Duft. Und der durch blutigen Kampf so oft entweihte Boden ward für manch liebend Menschenherz ein geweihter Boden — der Ort des Haders und der Plage zu einer Stätte des Friedens. Ein unsagbares Etwas ergreift jeden, der sich der alten Herzogsburg nähert.

Es ist der Zauber der Sage, der Zauber der Dichtung, der uns gefangen nimmt. Wir kennen sie ja, die lebensvollen, kräftigen Gestalten des „Ekkehard". Lieb sind sie uns geworden, und immer von neuem möchten wir von ihnen hören. Darum freut es uns auch, sie im Bilde zu sehen, besonders wenn sie der Künstler in gemütansprechender und geschichtlich treuer Weise festzuhalten suchte. Was dieser nun geschaffen — und was wir in trockenem Geschichtsstil von Hadwig und Ekkehard selbst erzählt — soll in zusammenhängender Erzählung kurz und treffend durch des Dichters eigen Wort — den Glanz seiner Poesie — erklärt und verklärt werden.



Ekkehard.

Der aus Sankt Gallens Klostermauern
Zum Hohentwiel berufen ward,
Hier ist er einst in stillem Trauern
Daher gewandelt: Ekkehard.

Doch nimmer mocht' der Tausch ihm taugen,
Er schuf dem Armen nicht Gewinn,
Zu tief, ach, sah er in die Augen
Der schönen Schwabenherzogin.

Und doch ist sein Geschick zu neiden,
Trotz Herzensweh und Liebesleid.
Ein deutscher Dichter gab den beiden
Den höchsten Preis: Unsterblichkeit!

R. B.

Herzogin Hadwig in St. Gallen.

Auf dem düstern Hohentwiel, in ihrer festen Burg, herrscht die stolze Herzogin von Schwaben, Frau Hadwig. Herr Burkhard, ihr Ehegemahl, ein tapferer Degen, der noch hochbetagt die jugendliche Tochter sich zum Weibe erkoren, ruht in der Burgkapelle. Sie hat ihn nie geliebt, doch gehegt und gepflegt, wie es einem grauen Haupte zukommt; aber wie der Alte zu sterben ging, hat ihr der Kummer das Herz nicht gebrochen. Sie läßt ihm ein Grabmal setzen, stiftet eine ewige Lampe darüber, betete dabei noch einigemale, doch nicht zu oft.

Regierungsgeschäfte nehmen die Herrscherin nicht allzuviel in Anspruch. Nicht immer weiß sie Rat, die freie Zeit sich zu vertreiben. Dann kommt die Langeweile. Die Herzogin wird launisch, für ihre Umgebung unausstehlich. „Es gibt Tage, wo der Mensch mit jeglichem unzufrieden ist, und wenn er in den Mittelpunkt des Paradiesgartens gesetzt würde, es wär' ihm auch nicht recht." Einen solchen Tag hat Frau Hadwig; sie nimmt an allem Aergernis. Praxedis, ihre Kammerfrau, kennt die Launen der Herrin, trägt sie mit Ruhe und Geduld und rechnet mit ihnen; schlägt ihr, um die Langeweile zu vertreiben, eine Reise vor und spricht damit das erlösende Wort.

Des andern Tages fährt Hadwig mit großem Gefolge über den Bodensee, sie will den Jüngern des heiligen Gallus einen Besuch abstatten. Mit dem Abte Cralo ist sie verwandt. Trotzdem sieht er die Herzogin, seine Base, nicht gern; er macht den Versuch, sie vom Besuche des Klosters abzuhalten. Aber Hadwig läßt sich nicht abweisen, gebieterisch ruft sie ihrem Vetter zu: „Herr Abt, die Herzogin in Schwaben muß das Kloster sehen!" Weiterer Widerspruch ist nicht mehr möglich, aufgeregt beruft er den Konvent der Brüder, bekümmert halten sie Rat, sie finden keinen Ausweg. Da erhebt sich der jüngsten einer, Bruder Ekkehard, des Klosters blonder Pförtner, er hat einen rettenden Gedanken. „Die Herzogin in Schwaben ist des Klosters Schirmvogt und gilt in solcher Eigenschaft als wie ein Mann. Und wenn in unserer Satzung streng geboten ist, daß kein Weib den Fuß über des Klosters Schwelle setze: Man kann sie ja darüber tragen."

Der Einfall ist glücklich. Die Brüder nicken Beifall. Ekkehard wird Vollstrecker seines Vorschlags. Als Hadwig dies vernimmt, kommt es ihr wunderlich genug vor; schon denkt sie ans umkehren. Als sie aber Ekkehard erblickt, „die sinnige Gestalt im rotwangigen Schimmer der Jugend, mit gedankenbewegten Zügen, wallendem gelblichem Haupthaar und breiter Tonsur", flüstert sie zu Praxedis: „Wir kehren nicht um!" Anmutig vom Pferde springend, wendet sie sich an den Pförtner: „So thut, was Eures Amtes!"

„„Ekkehard hatte sich auf eine Anrede besonnen und gedachte mit Anwendung tadellosen Lateins die sonderbare Freiheit zu rechtfertigen; aber wie sie stolz und gebietend vor ihm stand, versagte ihm die Stimme und die Rede blieb, wo sie entstanden — in seinen Gedanken. Aber

er war unverzagten Mutes und umfaßte mit starkem Arm die Herzogin, die schmiegte sich vergnüglich an ihren Träger und lehnte den rechten Arm auf seine Schulter. Fröhlich schritt er unter seiner Bürde über die Schwelle, die kein Frauenfuß berühren durfte, der Abt ihm zur Seite, Kämmerer und Dienstmannen folgten, hoch schwangen die dienenden Knaben ihre Weihrauchfässer, und die Mönche wandelten in gedoppelter Reihe, wie sie gekommen, hinterdrein, die letzten Strophen ihres Lobliedes singend (Bild Seite 81). Es war ein wundersam Bild, wie es vor- noch nachmals in des Klosters Geschichte nicht wieder vorkam . . .

Die Naturverständigen sagen, daß durch Annäherung lebender Körper unsichtbar wirkende Kräfte thätig werden, ausströmen, ineinander übergehen und seltsamliche Beziehungen herstellen. Das mochte sich auch an der Herzogin und dem Pförtner bewähren; dieweil sie sich in seinen Armen wiegte, gedachte sie leise: „Fürwahr, noch keinem hat Sankt Benedikts Kapuze anmutiger gesessen als diesem," und wie er im kühlen Klostergang seine Bürde mit schüchternem Anstand absetzte, fiel ihm nichts auf, als daß ihm die Strecke vom Thor bis hieher noch niemals so kurz vorgekommen. „Ich bin Euch wohl schwer gefallen?" sprach die Herzogin sanft. „Hohe Herrin, Ihr mögt kecklich sagen, wie da geschrieben steht: Mein Joch ist sanft und meine Bürde ist leicht," war seine Erwiderung. „Ich hätte nicht gedacht," sprach sie darauf, „daß Ihr die Worte der Schrift zu einer Schmeichelrede anwendet. Wie heißet Ihr?" Er antwortete: „Sie nennen mich Ekkehard." „Ekkehard, ich danke Euch!" sagte die Herzogin mit anmutvoller Handbewegung.""

Angekommen im Kloster wird sie und ihr Gefolge mit dem Ordensgewande bekleidet. Die Herzogin fügt sich, weil es für sie etwas Ungewohntes ist; dann verrichtet sie am Grab des heiligen Gallus ihre Andacht. Unter Führung des Abtes besichtigt Hadwig die Schätze des Klosters, den Garten mit allerlei „wild Getier und Gevögel", endlich die Schule. Sie unterhält sich gut. Unterdessen ist es Abend geworden und Zeit zum Imbiß. Die Herzogin und des Klosters Mitglieder versammeln sich alle im Refektorium. Ekkehard wählt zum Gebet den 45. Psalm: „Anmut ist gegossen über deine Lippen, denn Gott hat dich gesegnet ewig . . . Du liebest das Recht und hassest das Unrecht, darum hat dich Gott, dein Gott, gesalbt mit dem Oel der Freude, mehr

denn alle Genossen; Myrrhen, Aloe und Kassia duften all' deine Kleider, aus elfenbeinernen Palästen erfreuen Saiten dich . . ." Es sind Worte der Huldigung an die Herzogin. Sie versteht es und befiehlt Ekkehard, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Das fröhliche Mahl beginnt. Der Abt sucht seine Base zu unterhalten, doch ihre Antworten sind karg und einsilbig. Da kommt man auf den Wert des Lateins zu reden; Hadwig denkt geringschätzig von der Klostersprache. Ekkehard, der lange schweigend zugehört, preist nun in feurigen Worten die alten Klassiker und ihren Zauber auf das menschliche Gemüt. Sie faßt den Entschluß, lateinisch zu lernen. „Wie sie ihren Nachbarn Ekkehard noch einmal angeschaut hatte, wußte sie auch, wer ihr Lehrer sein sollte." Nach der Mahlzeit fragt sie ihn darum. Er besinnt sich nicht lange. „Befehlet, ich gehorche," ist seine Antwort.

Andern Tags in der Frühe bricht Hadwig mit ihren Leuten auf, weist das Gastgeschenk — einen kostbaren Becher — zurück und erbittet sich vom Abte aus des Klosters Bücherei einen Virgilius und Ekkehard als Lehrer. Der mächtigen Frau darf kein Anstoß gegeben werden. Ekkehard erhält die Aufforderung zu reisen; als er solche vernimmt, errötet er. „Was des Menschenherzens Wunsch ist, dazu läßt er sich gern befehligen." Mit einem Gefühl der Wehmut nimmt er vom Kloster Abschied. „Frauendienst ist ein schlimm Ding für den, der gerecht bleiben will, Hofdienst noch schlimmer . . ." sagt zu ihm Vater Thieto. „Es ist mein Schicksal," spricht Ekkehard.

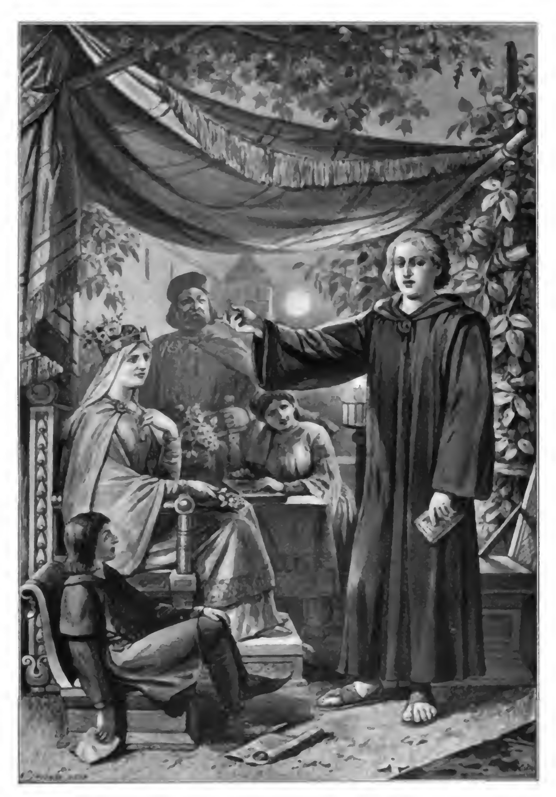


Der Ueberfall im Walde.

Frisch und munter, die Brust von Mut und Wanderlust geschwellt, fährt Ekkehard über den See und wandert, ohne in Konstanz zu verweilen, dem Rheine entlang. „Wie hoffnungsgrün und beseligt ist der Mensch, der in jungen Tagen auf unbekannten Pfaden unbekannter Zukunft entgegensieht, — die weite Welt vor sich, der Himmel blau und das Herz frisch, als müßt' sein Wanderstab überall Blüten treiben

und das Glück als goldenen Apfel in seinen Zweigen tragen. Wandere nur immer zu!" Bald erblickt er die Insel Reichenau, beschließt, den befreundeten Brüdern einen Besuch abzustatten und läßt sich auf kleinem Kahne hinüberführen. Der Klosterhof ist leer und still. Offene Fässer sind aufgepflanzt. Es ist ein linder Herbsttag und Weinlese. Ekkehard läßt sich auf eine Bank nieder und schlummert ein. Der Kellermeister Rudimann kommt herzu, ohne den Fremdling zu bemerken und hält Weinprobe. Ihm nähert sich Kerhildis, die Obermagd, mit traubengefüllter Butte; sie stellt ihre Last ab, und er schlägt seinen Arm um ihre Hüfte. „Da fuhr der Schläfer auf der Steinbank aus seinem Schlummer. Ein eigentümlich Geräusch, das von nichts anderem herrühren kann, als von einem wohlaufgesetzten verständigen Kuß, schlug an sein Ohr. Er schaute zwischen den Fässern durch, da sah er des Kellermeisters Gewandung und ein Paar fliegende Zöpfe, die nicht zu diesem Habit gehörten . . ." Zornig über dies sündhafte Benehmen erhebt er sich. Mit wuchtigem Haselstock gibt er dem Kellermeister einen wohlgefügten Streich. Rudimann läßt vor Schreck sein steinern Geschirr fallen, Kerhildis entflieht. Abt Wazmann kommt dazu; er ist Ekkehard nicht sonderlich gewogen und läßt ihn eine einstündige Abendandacht am Hauptaltare der Klosterkirche verrichten. Doch benützt der Fremdling die Gastfreundschaft und setzt seine Reise erst am andern Tage fort. Zum Abschied raunt ihm der Abt lächelnd ins Ohr: „Seliger, der du eine solche Schülerin Grammatik lehren darfst!" Ekkehard kennt Wazmanns Vergangenheit, eine alte Geschichte steigt in seiner Erinnerung auf und höhnisch erwiderte er: „Ihr gedenket wohl der Zeit, heiliger Herr, da Ihr die Nonne Klothildis in der Dialektik unterrichtet?"

Ekkehard hat es jetzt mit den Reichenauern verdorben, sie suchen ihn zu kränken, wo sie können. Aber er läßt sich nicht kümmern und fährt mit einem Ermatinger Fischer den Untersee hinab. Traumverloren schaut er in die Weite. „Groß, stolz, in steiler kecker Linie trat ein felsiger Bergrücken aus dem Gehügel des Ufers vor, gleich dem Gedanken eines Geistesgewaltigen, der wuchtig und thatenschwer flache Umgebung überragt, die Frühsonne warf helle Streiflichter auf Felskanten und Gemäuer." Es ist der Hohentwiel, der aus der Ferne grüßt. Das Schiff nähert sich der Zelle Radolfs und begegnet dem Leutpriester Moengal, der auf die Jagd nach Wildgänsen und Kriek-



Im Burggärtlein.

enten ausgefahren ist. Ekkehard erkennt in ihm den ehemaligen Bruder Marcellus, einen Lehrer aus St. Gallens Klosterschule. Es ist eine eigene Natur. Vom mönchischen Leben will er nichts mehr wissen. „„Waren schöne Jahre, sag' ich Euch, hab' gewacht und gebetet und studiert nach Herzenslust. Aber viel Sitzen ist schädlich dem Menschen, und viel Wissen macht überflüssige Arbeit. Manchen Abend hab' ich gegrübelt wie ein Bohrwurm und disputiert wie eine Elster . . ., alles klar erörtert, nur daran war ich nicht zu denken geraten, daß der Mensch auch Knochen und Fleisch und Blut mit sich in die Welt bekommen . . . Da kamen böse Stunden, mögen sie Euch erspart bleiben! Der Kopf ward schwer, die Hände unruhig, am Schreibtisch kein Bleiben, in der Kirche kein Knien — fort! hieß es, nur fort hinaus! Dem alten Thieto sagte ich dereinst, ich habe eine Entdeckung gemacht." „Was für eine?" „Daß es jenseits unserer Mauern frische Luft gebe . . ."" Die Liebe zur Natur hat ihn aus dem Kloster getrieben, er kommt als Priester nach Radolfszelle und bleibt. Fischfang und Weidwerk haben's ihm angethan. Eine nüchterne Natur, voller Lebenslust und Freude, nimmt er die Welt wie sie ist. In seinem Pfarrhause finden sich Hirschgeweih und Auerochsenhörner, Jagdspieße, Leimruten, Fischgarne mehr als Bücher. Er braucht solche auch nicht. Seine Weisheit schöpft er aus dem frischen Leben, und Gott sucht er draußen auf dem See und im Walde, in den Herrlichkeiten der Natur.

„Stoß an, Confrater, die frische Luft . . ." Ekkehard hört nicht mehr, sein Sinn steht nach etwas anderem, schon weilt er im Geiste bei der Herzogin. Moengal begleitet seinen Mitbruder bis an des Pfarrsprengels Grenze. Es ist ein langer Weg durch den Wald, lang und still. Wo sich das Gehölz lichtet, steht in dunkler Masse der hohe Twiel und wirft dem Wanderer seinen Schatten entgegen. Da kommen drei Reiter herangesprengt.

„„Es werden Boten der Herzogin sein, mich zu empfangen," sprach Ekkehard. „Hoiho!" brummte Moengal, „fehlgeschossen! Das ist nicht herzoglicher Dienstmannen Kleid, der Helm ist sonder Abzeichen. Und im grauen Mantel reitet kein Twieler." Er hemmte seinen Schritt. „Vorwärts," sprach Ekkehard, „wes Herz ohne Schuld, den geleiten die Engel des Herrn." „Folgt mir," rief der Leutpriester, „maturate fugam!" Der aber wandte sich nicht. Da sprang Moengal allein

ins Buschwerk. „Er ist's," ruft der vorderste der Reiter. Da sprangen die andern von den Rossen, stolz sah ihnen Ekkehard entgegen. „Was wollt Ihr?" — keine Antwort; er griff zum Kruzifix, das ihm im Gürtel hing. Im Namen des Gekreuzigten! wollte er anheben, aber schon war er zu Boden geworfen, unsanfte Fäuste hielten ihn, ein Strick ward um seine Hände geschlungen, bald lagen sie geknebelt auf dem Rücken — eine weiße Binde umschloß seine Augen knapp und fest, daß es dunkel um ihn ward. — „Vorwärts!" Die Ueberraschung des Augenblicks beugte ihm die Kniee, unsicher schritt er, da hoben sie ihn und trugen ihn ein Stück weit. Am Beginn des Waldes stunden vier Männer mit einer Sänfte, in die warfen sie den Betroffenen und weiter ging's durch die Ebene. Am steten Hufschlag zur Seite merkte Ekkehard, daß die Reiter ihren Fang geleiteten (Bild Seite 89).""

Ekkehard kann dieses Geschickes Wendung nicht fassen. Er ist zu Tode geängstigt, zum Sterben bereit. Doch tief in seinem Herzen klingt die leise Frage: „Warum nicht in Jahresfrist, nachdem mein Fuß den Twiel betreten?" Als man ihm die Binde von den Augen nimmt, steht er im Schloßhof zu Twiel. Wie jubelt sein Herz! Der Burg Insassen alle sind zum Empfange aufgeboten. Die Herzogin im purpurdunkeln Fürstenmantel schreitet auf Ekkehard zu und begrüßt ihn: „Willkommen in Hadwigs Burgfrieden!" Der Fremdling ist verwundert über derartigen Empfang. „Ihr seid mit gleicher Münze bezahlt," sagt Hadwig, „habt Ihr vor drei Tagen die Herzogin von Schwaben nicht anders als getragen über des heiligen Gallus Schwelle kommen lassen, so war's billig, daß auch sie den Mann von Sankt Gallen in ihr Schloß tragen ließ."



Ekkehard auf Hohentwiel.

Die Herzogin weist am andern Tage Ekkehard seinen Wohnsitz an: „Ein groß luftig Gemach mit säulendurchteiltem Rundbogenfenster,

aber an demselben Gang gelegen, an den auch der Herrin Saal und Zimmer stießen.“ Ungeschickt genug, bittet er nun ein abgelegenes Stüblein, um der Wissenschaft und des Gebets zu pflegen.

„„Da legte sich eine leise Falte über Frau Hadwigs Stirn, eine Wolke war's nicht, aber ein Wölklein. „Ihr sehnet Euch danach, oftmals allein zu sein?“ frug sie spöttisch. „Warum seid Ihr nicht in St. Gallen geblieben?“ Ekkehard neigte sich und schwieg.““

Die Herzogin ist eine strenge und genaue Frau, sie selbst entwirft den Plan, in welcher Art sie zur Erlernung der lateinischen Sprache vorgehen wolle. Eine Stunde täglich bestimmt sie der löblichen Grammatik, eine zweite der Lesung des Virgilius. Unvergleichlichen Eifer und Lernbegierde legt Hadwig an den Tag, weniger Freude am Studium zeigt Praxedis; sie lernt gezwungen mit. Der Unterricht nimmt seinen Anfang.

„„Des Abends kam die Herzogin hinüber in Ekkehards Gemach. Da mußte alles bereit sein zur Lesung des Virgil. Praxedis kam mit ihr, und da ein lateinisch Wörterbuch nicht vorhanden war, ward sie mit Anfertigung eines solchen beauftragt, denn sie hatte in jungen Tagen des Schreibens Kunst erlernt. Frau Hadwig war dessen minder erfahren. „Wozu wären die geistlichen Männer,“ sprach sie, „wenn ein jeder die Kunst verstünde, die ihrem Stande zukommt?“ . . . .

Die Thüre von Ekkehards Gemach nach dem Gang hin hatte Praxedis weit aufgesperrt. Er ging hin und wollte sie zulehnen. Die Herzogin aber hielt ihn zurück: „Kennt Ihr die Welt noch nicht?“ Ekkehard wußte nicht, was das heißen solle.

Jetzt las er ihnen das erste Buch von Virgilius' Heldendichtung. Seine Stimme war voll und tönend und klang ein wohlthuend Gefühl inneren Verständnisses durch. Es war spät geworden, die Lampe flackerte, da hub die Herzogin den Vortrag auf. (Bild Seite 97.) „Wie gefällt meiner Herrin des heidnischen Poeten Erzählung?“ frug Ekkehard. „Ich will's Euch morgen sagen,“ sprach sie. Sie hätte es auch schon heute sagen können, denn fest und bestimmt stand der Eindruck des Gelesenen ihrem Gemüte eingeprägt, sie that's aber nicht, um ihn nicht zu kränken. „Lasset Euch etwas Gutes träumen,“ rief sie dem Weggehenden nach.““

In seiner Turmstube angekommen, will er sich sammeln zu stiller Betrachtung, wie einst im Kloster. Aber er findet nicht Ruhe, noch Schlaf. „Vor seiner Seele stand die hohe Gestalt der Herzogin, und wenn er sie recht ins Auge faßte, so schaute auch Praxedis schwarzäugig Köpflein über ihrer Herrin Schulter zu ihm herüber — was aus all dem noch werden soll?" — Er tritt ans Fester. Lang steht er dort. Endlich geht er schlafen.

Als ihn des andern Tages Frau Hadwig fragt, ob er geträumt habe, antwortet er mit einem bündigen Nein. „Ist schade, es soll eine Vorbedeutung in dem liegen, was einer in den ersten Tagen am neuen Wohnort träumt ... Höret," fuhr sie nach einer Pause fort, „seid Ihr nicht ein recht ungeschickter Mensch? ... Ihr geht mit Dichtern um, warum habt Ihr nicht einen anmutigen Traum ersonnen und mir erzählt; Dichtung ist so viel wie Traum, es hätt' mir Freude gemacht." Solcherlei ist für Ekkehard neu und unklar.

Die Herzogin ist nicht guter Laune. Sie offenbart Ekkehard, daß sie vom Virgilius nicht sonderlich entzückt sei, weil er die Götter seines Landes schlecht mache. Durch solchen Widerspruch gereizt, liest und erklärt Ekkehard noch mit größerer Begeisterung denn früher. Als Dido auftritt, die Herrin des Landes, findet auch die Herzogin Gefallen an der Dichtung, glaubt sie doch „schier ein Abbild eigener Herrschaftsführung zu hören ..." Und nach und nach knüpft der alte Heide ein unsichtbares Band zwischen Lehrer und Schülerin.



Die Austreibung der Waldfrau.

Zur selben Zeit lebt auf Twiel auch ein junger Ziegenhirt, Namens Audifax. „Er war eigener Leute Kind, Vater und Mutter waren ihm weggestorben, da war er wild aufgewachsen, und die Leute hatten sein nicht viel acht, er gehörte zur Burg, wie die Hauswurz, die auf dem Dache wächst, und das Ephen, das sich um die Mauern schlingt.

Er hatte ein blaß Gesicht, und kurzgeschnitten blondes Haupthaar, denn nur der Freigeborene durfte sich mit wallenden Locken schmücken." Der arme Knabe hat ein empfindsames Gemüt, ist scheu und schweigsam. An einem heitern Spätherbsttage sitzt er auf einem Steinblock am felsigen Hang des Berges, seine Ziegen überwachend und bitterlich weinend. Gleichzeitig hütet da auch ein Mägdlein Gänse und Enten, die zum Hofe der Burg gehören, sein Name ist Hadumoth; es ist ein braves Kind, rotwangig und blauäugig. Da sie der Ziegen Glöcklein an der Berghalde läuten hört, sieht sie sich nach dem Hirten um; denn sie lieben sich auf das innigste. „„Und sie erschaute ihn, wie er weinte, und ging hinüber, setzte sich zu ihm und sprach: „Audifax, warum weinst du?" Der gab keine Antwort. Da legte Hadumoth ihren Arm um seine Schulter, wendete sein lockenloses Haupt zu sich herüber und sprach betrübt: „Audifax, wenn du weinst, so will ich mit dir weinen." „Hadumoth, ich muß einen großen Schatz finden, und weil ich ihn nicht finden kann, darum weine ich."" Nur noch eine Frage bewegt sein jugendlich ernstes Leben: „Wie muß ich's anfangen, daß ich den Schatz gewinne?" Und was will er mit dem Gewonnenen dann beginnen? Er will abwerfen die erniedrigende Leibeigenschaft, will sich und Hadumoth, die er liebt, die goldene Freiheit erkaufen, von der Herzogin will er das Herzogtum erwerben, den ganzen Berg mit allem was darauf steht, und der Hadumoth eine güldene Krone ... Gaben der Liebe sind's, für die er den Schatz verwenden will, und der heilige Mann in der Burg, der ein großes Buch mitgebracht, in dem alles steht, auch wie man einen Schatz hebt, soll ihm behülflich sein. Er trägt Ekkehard sein Begehren vor und bittet ihn um „den stärksten Spruch". Und scherzend lernt er dem Knaben einen Vers aus Virgil:

„Auri sacra fames, quid non mortalia cogis Pectora?"

Zu deutsch: „Greulicher Hunger nach Golde, wozu nicht zwingst du der Menschen nimmersattes Gemüt?" Mit eiserner Geduld prägt sich der Knabe die fremden Worte ein; denn er glaubt daran. In stiller Mondscheinnacht schleichen die Kinder hinaus an den Bergabhang. Als Mitternacht gekommen, kniet Audifax nieder, Hadumoth neben ihn, und spricht mit fester Stimme die virgilischen Zauberworte, deren Sinn ihm fremd. „„Und auf den Knieen blieben die beiden und harren dessen, was da kommen sollte. Aber es kam kein Zwerg und kein Riese, und

die Erde that sich nicht auf ... Lang und scharf sah sich Audifax um. Dann stand er betrübt auf. „Es ist nichts," sagte er mit zitternder Stimme, „wir werden Hirten bleiben."" Aber die Kinder verlieren die Hoffnung nicht. Vielleicht ist es der rechte Spruch nicht gewesen. Bei der Waldfrau auf Hohenkrähen glauben sie ihn zu erfahren. Sofort machen sie sich auf den Weg. Nach einer Stunde sind sie am Ziele. Sie schleichen den Felspfad hinauf. Da sehen sie unter der mächtigen Eiche eine Schar Männer um ein Feuer versammelt, nach der Waldfrau schauend. Sie halten Opferfeier, denn es ist der erste November. Als die Waldfrau der Kinder ansichtig wird, tritt sie ihnen drohend entgegen und furchterfüllt fliehen sie den Berg hinunter.

Was sie in jener Nacht auf Hohenkrähen gesehen, berichten sie Ekkehard. Er ist fest entschlossen, diese abtrünnigen Gemüter zu vertilgen. Frau Hadwig ist nicht gleicher Meinung und wehrt seinem Eifer, sie will nicht mit Schwertgewalt, sondern langsam und mit Güte bekehren. „Verständig sein, heißt nicht lau sein im Glauben." Ekkehard wird bitter; er hält es für Christenpflicht, dem Zauber der Waldfrau ein Ende zu bereiten. Da gibt ihm die Herzogin endlich Vollmacht, die Sache nach seinem Gutdünken zu ordnen.

Am andern Morgen reitet er nach dem Hohenkrähen. Mit Audifax besteigt er den Felsen und betritt die Wohnung der Waldfrau. „Drei wie Stufen geschichtete Klingsteinplatten führten ins Innere. Es war eine hohe dunkle Stube. Viel getrocknete Waldkräuter lagen angehäuft, würziger Geruch entströmte ihnen; drei weißgebleichte Pferdeschädel grinsten gespenstig von den Pfeilern der Wand herab, ein riesig Hirschgeweih hing dabei. In den hölzernen Thürpfosten war ein Doppeldreieck geschnitten. Ein zahmer Waldspecht hüpfte in der Stube umher, ein Rabe, dem die Schwingen gekürzt, war sein Genosse. Die Inwohnerin saß am glimmenden Feuer." Ekkehards Zorn lodert auf, als er all das heidnische Zeug erblickt, er stellt die Frau zur Rede. „„Ich will den Heiland nicht beleidigen," sprach sie, „aber er ist als ein Fremder ins Land gekommen, Ihr dienet ihm in fremder Sprache, die verstehen wir nicht. Wenn er auf unserm Grund und Boden erwachsen wäre, dann könnten wir zu ihm reden und wären seine treuesten Diener, und es stünd' besser ums alemannische Wesen." „Weib!" rief Ekkehard zürnend, „wir werden Euch verbrennen lassen." „Wenn's in Euern

Hohentwiel: Im Hofe der Herzogsburg.

Büchern steht," war die Antwort, „daß das Holz des Waldes aufwächst, um alte Frauen zu verbrennen: ich hab' genug gelebt. Der Blitz hat neulich Einkehr bei der Waldfrau genommen" — fuhr sie fort und deutete auf einen schwärzlichen Streifen an der Wand — „der Blitz hat die Waldfrau verschont." „Es ist gut," sprach Ekkehard.""

Vom Hohentwiel läßt er zwei Knechte kommen mit Hacke und Beil, von Singen den Diakon mit Meßbuch und Stola. Der Eichbaum wird gefällt. Dann tritt er noch einmal in Begleitung des Diakons in die Hütte der Alten, er trifft sie, starr an ihrem Herde sitzend. „Waldfrau," ruft Ekkehard gebietend, „bestellt Euer Haus und schnüret Euer Bündel, Ihr müsset fort." Sie greift nach ihrem Stab, macht einen Kerbschnitt mit dem Messer, zum Zeichen tiefer Beleidigung. „Wer will mich aus meiner Mutter Hause werfen wie einen herrenlosen Hund?" „Im Namen der Herzogin von Schwaben," fährt Ekkehard feierlich fort, „spreche ich über Euch wegen Hegung heidnischen Aberglaubens und nächtlichen Götzendienstes die Verweisung aus Haus und Hof und Gau und Land aus." (Bild Seite 108.) Sie ergreift den Stab und geht, den Zurückbleibenden fluchend für den angethanen Schimpf.

Während Ekkehards Abwesenheit hat sich die Herzogin in Gedanken viel mit ihm beschäftigt. Mild ist der Nachmittag und sonnig, die Herzogin beschließt, nach Hohenkrähen zu reiten. Die Waldfrau ist schon längst verschwunden, als Hadwig eintrifft; auch die Eiche ist umgehauen. Das verlassene Haus will Ekkehard zu einer Kapelle der heiligen Hadwig weihen. Sie versteht diese Huldigung, gütig blickt sie ihn an und frohgemut wandelt sie mit Ekkehard den steinigen Pfad hinauf, zum Gipfel des Hohenkrähen, wo sich ihnen im Abendsonnenglanze die herrliche Landschaft mit all' ihren Schönheiten offenbart.

„„Frau Hadwig war bewegt. Ein Stück großer weiter Natur sagte ihrem großen Herzen zu. Die Gefühle aber ruhen nahe bei einander. Ein zarter Hauch zog durch ihr Denken; ihre Blicke wandten sich von schneeigen Häuptern der Alpen auf Ekkehard. Er will der heiligen Hadwig eine Kapelle weihen! so klang es immer und immer wieder in ihr. Sie trat einen Schritt vor, als fürchte sie den Schwindel, lehnte den rechten Arm auf Ekkehards Schulter und stützte sich fest auf ihn. Ihr Auge flammte auf die kurze Entfernung in das seine hinüber.

„Was denkt mein Freund?“ sprach sie mit weicher Stimme.““ Ihre Neigung zu Ekkehard hat sich nach und nach in innige Liebe verwandelt. Jetzt steht sie ihm allein gegenüber, auf hohem Felsen, zwischen Himmel und Erde. Sie ist der Liebe nicht mehr Meister, sie muß ihre Gefühle kundgeben. Ihr Herz zittert. Von Ekkehards Antwort hängt ihr Glück ab. „„Bei dem Anblick mußt' ich der Schrift gedenken,“ sprach er: „Hernach führte ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Pracht und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Er aber antwortete und sprach: Weg von mir, Satan! denn es steht geschrieben: Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen.“ Starr trat die Herzogin zurück. Das Feuer ihres Auges wandelte sich, als hätte sie den Mönch hinabstoßen mögen in den Abgrund. „Ekkehard!“ rief sie, „ihr seid ein Kind — oder ein Thor!““ Schnellen unmutigen Ganges entfernt sie sich. Allein reitet sie zur Feste Twiel zurück. Ekkehard weiß nicht, wie ihm geschehen. Wohl hat auch in seinem Herzen die Liebe zur Herzogin Wurzel gefaßt. Aber er ist ihrer noch nicht bewußt worden; sie ist ein fremdes Gefühl für den weltunkundigen Mönch. Darum hat er die hohe Frau zurückgestoßen.

In der Nacht flammt es mächtig empor auf Hohenkrähen. Die Waldfrau hat die künftige Kapelle zur heiligen Hadwig in Brand gesteckt — —.

Der Alte in der Heidenhöhle.

Der Abend auf dem Hohenkrähen klingt noch etliche Tage in der Herzogin Gemüt fort. Sie grollt und schließt sich ab. Ekkehard fragt etlichemale des Tages nach der Gebieterin Befinden. Sie wird dadurch gerührt und nimmt die ausgesetzten Studien wieder auf.

Der Winter kommt mit schnellen Schritten daher, auch Weihnachten; es geht fröhlich her auf Hohentwiel. Beschert wird in Fülle. Die Herzogin beschenkt Ekkehard mit einem schmucken, priesterlichen Samt-

barett und einer prächtigen Stola, „Grund und Fransen waren von Goldfaden, dunkle Punkte waren mit schwarzer Seide dreingestickt, einige mit Perlen ausgeziert, sie war eines Bischofs wert“. Er übergibt seiner Herrin ein kunstvoll gemaltes und geschriebenes Pergamentblatt, darauf ein Lobgedicht auf Hadwig steht, eine Huldigung, als ob sie Virgilius selbst darbringen würde:

„Heil deiner Herrin, der das seltene Gut
Der Stärke und der Weisheit ward beschert,
Die gleich Minerva in der Götter Reihn,
In Erz gerüstet eine Kriegerin,
Der Friedenskünste Hort und Schutz zugleich.
Noch lange Jahre mög' ihr Scepter walten,
Es blüh' um sie ein stark und sittig Volk.
Und kommt Euch einst ein fremd' Getön gerauscht,
Wie Heldenlied und fernes Saitenspiel,
Dann denket mein, es grüsst Italia Euch,
Es grüsst Virgil den Fels von Hohentwiel.“

Dies Festgeschenk wird gut aufgenommen. „„Ekkehard, ich danke Euch!“ sprach sie, als er fertig gelesen. Es waren dieselben Worte, die sie einst im Klosterhof zu Sankt Gallen zu ihm gesprochen, aber der Ton war noch milder wie damals, und der Blick war strahlend und ihr Lächeln wundersam, wie das zaubervoller Feyen, von dem die Sage geht, ein Schneeregen blühender Rosen müsse darauf folgen.““

Es vergehen Monate. Der Frühling naht, Stürme brausen durchs Land. Ein Komet erscheint am Himmel, das bedeutet Krieg. — Ein Mann kommt nach Twiel und läßt sich der Herzogin melden. „„Was bringt ihr Gutes?“ frug sie ihn. „Nicht viel, möchte lieber was mitnehmen: Den schwäbischen Heerbann, Roß und Reiter, so viel ihrer Schild und Speer an der Wand hängen haben. Sie sind wieder auf dem Weg zwischen Donau und Rhein.“ „Wer?“ „Die alten Freunde von drüben herüber: Die Kleinen, mit den tiefliegenden Augen und den stumpfen Nasen. Es wird wieder viel roh' Fleisch unter dem Sattel mürb geritten werden dieses Jahr.“ Er zog ein seltsam geformtes kleines Hufeisen mit hohem Absatz aus dem Gewand. „Kennt Ihr das Wahrzeichen?“

„Kleiner Huf und kleines Ross,
Krummer Säbel, spitz Geschoss —
Blitzesschnell und sattelfest:
Schirm uns, Herr, vor dieser Pest!“

„Die Hunnen?!“ fragte die Herzogin.““ „Ja, die Hunnen!“ dann schildert er, wie sie bereits über die Donau geschwommen und wie Heuschrecken über das deutsche Land hergefallen seien. — Hadwig ist betroffen, entläßt den Boten und ruft Ekkehard. Mit ihm will sie beraten, was in dieser schlimmen Zeitlage zu thun sei. Aber sein Wissen ist auf solchen Fall nicht gerüstet. Die Herzogin ist aufgeregt. „Warum,“ ruft sie vorwurfsvoll, „hat Euch der Himmel nicht zum Kriegsmann werden lassen? Es wäre viel besser!“ Ekkehard will verletzt von dannen gehen. „Das Wort war ihm ins Herz gefahren, wie ein Pfeil, und setzte sich tief darin fest. Es lag ein Stück Wahrheit in dem Vorwurf, darum schmerzte er.“ Sofort bereut die Herzogin ihr arges Wort. „Ihr sollt nicht gehen,“ sagt sie zu Ekkehard, „Ihr sollt mit Eurem Wissen der Heimat dienen, und was Ihr noch nicht wißt, sollt Ihr lernen.“ Dann sendet sie ihn zum Alten in der Heidenhöhle, da soll er Rat sich holen. Drüben am Ueberlinger See wohnt er, da wo die Felswand sich steil in die Flut herabsenkt, in der Nähe des Sipplingerhofes. Am andern Morgen schon steht Ekkehard vor dem Felsenthor. Rauching, ein Dienstmann des Alten, führt ihn durch einen dunkeln Gang in den Höhlenraum, ein Gemach von Menschenhänden in den Fels gehauen, hoch, stattlich, in spitzbogiger Wölbung. „Ein rohes Gesimse zog sich um die Wände, die Fensteröffnungen weit und luftig; wie von einer Rahme umfaßt glänzte ein Stück blauer See und gegenüberliegendes Waldgebirge herein. Eine flimmernde Schichte Sonnenlicht drang durch sie in des Gemaches Dunkel. Spuren von Steinbänken waren da und dort sichtbar, nah beim Fenster stand ein hoher steinerner Lehnstuhl, ähnlich dem eines Bischofs in alten Kirchen; eine Gestalt saß darin. Es war ein fremdartig Menschenbild, mächtigen Umfanges, schwer saß das schwere Haupt zwischen den Schultern, Runzeln durchfurchten Stirn und Wangen, spärlich weißes Haupthaar lockte sich um den Scheitel, schier zahnlos der Mund: Der Mann mußte steinalt sein. Ein Mantel von unkenntlicher Farbe hing um des Greisen Schulter. Seine Füße waren mit rauhem Stiefelwerk bekleidet, ein alter Hut, mit verstäubtem Fuchspelz verbrämt, lag zur Seite. Eine Nische der Felsvertiefung trug ein Schachzabelbrett mit elfenbeingeschnittenen Figuren, es war eine Partie zu Ende gespielt worden . . .“ Dieser Mann ist niemand anders als Kaiser Karl der Dicke, der seines Thrones

entsetzt wurde. Niemand im Lande weiß mehr etwas von ihm. Er selbst betrachtet sich als ein Begrabener, doch nur im Tosen einer Reiterschlacht kann er sein Leben beschließen, darum freut er sich der Botschaft Ekkehards über den Einbruch der Hunnen. „Wer kommt zu den Vergessenen," fragte der Greis mit dünner Stimme. Da neigte sich Ekkehard vor ihm und nannte seinen Namen und wer ihn gesandt." (Bild Seite 115.) Der Greis ist gesprächig. Er klagt über die verräterischen Menschen, die verdorbene Welt, über Empörung und Reichsverrat, über die Welschlandsucht der Deutschen, durch welche sie ihre beste Kraft vergeuden. Deutschland wünscht er Blühen und Gedeihen, einen Herrscher, der es zu Ehren bringt und einen Kanzler, der es zu schützen weiß.

Den Hunnen gegenüber geht sein Rat dahin, es zu machen wie der Igel, wenn ihm ein Feind zu nahe kommt. „Er rollt sich auf wie eine Kugel und starrt in Stacheln, wer nach ihm greift, sticht sich. Das Schwabenland hat Lanzen genug . . . Euch Mönchen kann's auch nicht schaden, wenn ihr den Spieß tragt." Er will nimmer dem Frieden das Wort sprechen; auch er wird sein Roß satteln und am Kampfe teilnehmen. „Leset eine Messe für mich, wenn Ihr meinen letzten Ritt überlebt," sagt der Alte zum Schluß. Ekkehard empfiehlt sich und geht.



Die Ausrüstung zum Kampfe.

Die Herzogin beherziget des Alten Rat. Sie läßt rüsten. „Ich glaube, das viele Bedenken und Erwägen hat der böse Feind als Unkraut auf die deutsche Erde gestreut. Wer schwankt, ist dem Fallen nahe, und wer's zu fein machen will, der gräbt sich selbst sein Grab: Wir rüsten." Vom Turm des Hohentwiels weht die Kriegsfahne weit ins Land hinaus; durch Wald und Feld, bis an die fernsten in den Talgründen versteckten Meierhöfe klingt das Heerhorn, die Mannen aufzubieten. Der Hohentwiel soll der Sammelplatz sein, ihn hatte die Natur dazu gefestigt. Boten durchfliegen den Hegau. An die Thüren der Pfarrherrn, der Alten und Bresthaften wird geklopft; wer nicht

ausziehen kann, soll beten. An alle Ufer des Sees geht die Kunde, auch hinüber nach St. Gallen.

Zu den Mönchen von Reichenau begibt sich im Auftrage der Herzogin, Ekkehard. Es ist für ihn kein leichter Gang, aber er unternimmt ihn und lädt die Brüder für die Zeit der Gefahr nach Twiel ein. Im Klosterhof trifft er Rudimann, den Kellermeister, wie er finster und bedenklich in die Welt schaut. Ekkehard will ihn umarmen, als Zeichen, daß gemeinsame Not alten Zwist ausebne. „„Rudimann aber winkte ihm ab: „Ich weiß, was Ihr wollet!" — Aus dem Saum seiner Kutte zog er einen groben härenen Faden, warf ihn auf die Erde und trat darauf. „So lang ein hunnisch Roß die deutsche Erde stampft," sprach er, „soll alle Feindschaft aus meinem Herzen gerissen sein, wie dieser Faden aus meinem Gewand; überleben wir den Streit, so mag's wieder eingefädelt werden, wie sich's geziemt!"" Indessen geht ein rühriges Leben durchs Kloster. Waffen und Helme werden ausgeteilt, die Kostbarkeiten und Heiligtümer verpackt und auf die Schiffe gebracht. Noch ist es nicht Abend, ziehen sie von dannen, über den See, um hinter Twiels sichern Mauern Schutz zu suchen. Nur der blöde Bruder Heribald will das Kloster nicht verlassen; durch keine Gewalt ist er fortzubringen. „Lasset ihn zurück," spricht der Abt, „über Kinder und Thoren wacht ein besonderer Schutzengel."

Im Burghof zu Twiel versammeln sich die aufgebotenen Streiter. Dienstmannen und Mönche üben sich in den Waffen. Dort schießen sie Pfeile, da werfen sie Speere. Auch Ekkehard tummelt sich in der bewaffneten Schar. Mit Wohlgefallen sieht Hadwig auf ihn; denn im neuen stürmischen Treiben ist er anders geworden. Er ist nicht mehr der zage Lehrer der Grammatik. Der griechische Feldhauptmann Simon Bardo, der im Kloster Reichenau für seine greisen Tage Ruhe suchte, hat den Oberbefehl über die Mannschaft. Nach wenigen Tagen schon kann die Herzogin Heerschau halten.

Auf des Berges südlichem Abhang, einer mäßig weiten Halde, werden dann die Kriegsübungen vorgenommen. Frau Hadwig ist hoch zu Roß, neben ihr einige Edle, der Abt von Reichenau und ihr Kämmerer Spazzo. Mit scharfem Auge mustert sie die vorüberziehenden sturmgewaltigen Scharen. „Ekkehard schritt auf dem rechten Flügel; wie



Ekkehards Verstossung.

sie an der Herzogin vorüberkamen, traf ihn ein Blick aus den leuchtenden Augen, der kaum der ganzen Schar gegolten."

Derweilen, da gemustert wird, kommen auch die Brüder von St. Gallen den Berg herauf. Stürmischer Jubel entsteht. Die Mönchskohorte löst sich auf — man springt einander entgegen, überall freudiges Umarmen: „Wiedersehen in Stunden der Gefahr ringt dem Herzen ein fröhlicheres Jauchzen ab denn sonst." Verstärkt durch die neuen Ankömmlinge zieht die Hohentwieler Heerschar in der Burg schirmende Mauern zurück. Bei der Mahlzeit erzählt Abt Cralo die Geschicke seines Klosters, den Einfall der Hunnen, der Mönche wunderbare Rettung. „Heimatlos und verwaist wie Vögel, in deren Nest der Blitz geschlagen, kommen wir zu Euch," schließt er, „und bringen nichts mit als die Kunde, daß der Hunne, den Gott vernichten möge, uns auf den Fersen nachfolgt . . ."

Nachdem die Hunnen das Kloster St. Gallen geplündert, nahen sie sich der Reichenau. Mit dem armen Bruder Heribald gehen sie übel um. Sie plündern; aber die Beute ist nicht groß. Die Kunde vom Ueberfall des Klosters verbreitet sich schnell in den Fischerhütten am See. Wer noch Gelegenheit findet, flüchtet. Auch Moengal, der Leutpriester von Radolfszelle, flieht. Er nimmt die Cambutta, einen riesigen Keulenstock zur Hand, wirft die Jagdtasche um, in der er Meßkelch und Ciborium geborgen, und wendet sich dem hohen Twiele zu.

Unterdessen ist Karfreitagmorgen angebrochen. Während sich die Männer allmählich vom Lager erheben, um sich zu rüsten für des ernsten Tages Arbeit, geht in seiner Turmstube Ekkehard schweigsam auf und nieder, die Hände zum Gebet gefaltet. Es ist ihm der ehrenvolle Auftrag geworden, dem versammelten Kriegsvolke die Predigt zu halten, bevor es auszöge zum Streit. Jetzt betet er um Stärke und mutigen Flug der Gedanken, daß sein Wort zünde in den Herzen der Krieger und anfache die Flamme der Kampflust. Da plötzlich tritt die Herzogin in sein Gemach und merkwürdigerweise ohne Praxedis' Begleitung. „„Einen faltigen Mantel hatte sie über das Morgengewand umgeworfen als Schutz gegen die Kühle der Frühstunde, vielleicht auch, daß sie den fremden Gästen unerkannt sein wollte, wie sie zum Turme schritt. Ein leicht' Erröten überflog sie, wie sie allein ihrem jungen Lehrer gegenüberstand . . .

„Ich bring' Euch etwas, das Euch im Kampfe dienlich sein soll," sprach sie nach einer Weile. Sie trug unter ihrem Mantel ein kostbar Schwert in reichem Wehrgehäng, ein milchweißer Achatstein erglänzte am Griff. „Es ist das Schwert Herrn Burkhards, meines seligen Gemahls. Von allen Waffenstücken hielt er das am höchsten. Mit der Klinge lassen sich Felsen spalten, sie splittert nicht, hat er oft gesagt. Ihr sollt ihm Ehre machen!"

Sie reichte ihm die Waffe dar. Ekkehard nahm sie schweigend hin. Schon trug er den Harnisch unter der Kutte, jetzt schnallte er das Wehrgehäng um und fuhr mit der rechten nach dem Schwertgriff, als stünd ihm bereits der Feind gegenüber.

„Und noch etwas," sprach Frau Hadwig. An seidener Schnur trug sie ein goldgefaßt Kleinod um den Hals, das zog sie aus ihrem Busen; es war Krystall, der einen unscheinbaren Splitter barg. „Wenn mein Gebet nicht ausreicht, so mög' Euch die Reliquie Schutz verleihen. Es ist ein Splitter vom heiligen Kreuz, das die Kaiserin Helena einst aufgefunden. Wo auch immer dieses Heiligtum sein wird, da wird Friede sich einstellen und Mehrung des Anwesens und Gesundheit der Luft, so stand im Schreiben, mit dem der griechische Patriarch die Echtheit beglaubigte. Mög' es auch im Krieg Segen spenden!"

Sie neigte sich, dem Mönch das Kleinod umzuhängen. Er beugte sein Knie; längst hing's um seinen Hals, er kniete noch. Sie streifte leicht mit der Hand über sein lockig Haar, ein Zug von Milde und Wehmut lag über ihrem strengen Antlitz . . . (Bild Seite 121)."" Da lodert die Liebe mächtig auf im Herzen Ekkehards. Seine Gedanken jagen sich, alle Pulse schlagen . . . „An sein Mönchsgelübde dachte er nimmer, es regte sich in ihm, als sollt' er ihr in die Arme fliegen und sie jauchzend ans Herz pressen — Herrn Burkhards Schwert brannte ihm an der Seite. Wirf ab die Scheu, dem Kühnen gehört die Welt! War's nicht so in Frau Hadwigs Augen zu lesen?"

Die Herzogin ist erschienen, um heute von dem, den sie aus des Klosters Stille zu sich gezogen, dem sie auf Hohenkrähen die innigste Liebe offenbarte und für den sie am Morgen der Schlacht so treu besorgt ist, um von Ekkehard ein Wort aus der Tiefe seines Herzens, vielleicht mehr als ein Wort zu hören. Er fühlt es selbst.

„Ekkehard stand auf, stark, groß, frei — so hatte sie ihn noch nie gesehen . . . Aber es war nur eine Sekunde, noch war kein Laut vom Sturm des Herzens über die Lippen geflohen.“

Die Erinnerung an sein Gelübde läßt ihn schweigen. Mit fast übermenschlicher Kraft drängt er diesmal die verzehrenden Wünsche zurück. „Wie soll ich meiner Herrin danken,“ spricht er mit gebrochener Stimme. Das ist alles. Zaghaft gibt er Frau Hadwig die Hand. Sie blickt ihn durchbohrend an. Ihr Antlitz hat sich geändert, hart und streng ist es geworden und die Milde von ihm geflohen. „„Seid fromm und tapfer!“ sprach sie aus dem Gemache schreitend. Es klang wie Hohn . . .““

Die Liebe für Ekkehard ist seitdem aus Hadwigs Herzen geschwunden. Eine zarte Blume, ist sie vom Frost vernichtet worden, ehe die Sonne darüber aufging.



Im Kampfe.

„Es war die siebente Stunde des Morgens, da hielten sie im Hof von Hohentwiel den Gottesdienst vor dem Auszug. Unter der Linde war der Altar aufgeschlagen, die geflüchteten Heiligtümer standen darauf zum Trost der Gläubigen. Der Hof erfüllte sich mit Gewaffneten, Mann an Mann standen die Rotten der Streiter, wie Simon Bardo sie abgeteilt. Wie dumpf Gewitterrollen tönte der Gesang der Mönche zum Eingang. Der Abt der Reichenau, das schwarze Pallium mit weißem Kreuz übergeworfen, celebrierte das Hochamt. Hernach trat Ekkehard auf die Stufen des Altars; dann las er das Evangelium vom Leiden und Tod des Erlösers . . . Sein Blick flog gen Himmel — dann hub er die Predigt an.“

Er spricht machtvoll, mit erlesenen Beispielen weiß er die Kämpfer anzufeuern und ihnen Mut einzuflößen, und als er schließt mit zündendem Wort, da erhebt sich ein Klirren und Klingen von Schwert und Schild als Zeichen freudiger Zustimmung.

Das Hochamt geht zu Ende. Auf einmal ruft's vom Turm: Waffen! Waffen! Feindio! — Vom See kommt's schwarz herangezogen, Roß und Reiter, Feindio! Kaum kann der Priester seinen Segen noch erteilen, alles stürmt fort nach dem Thore.

„Schlachtfroh rückten sie aus dem Hofe, in jedem Herzen jene Mark und Fibern schwellende Spannung, daß es einem großen Augenblick entgegengehe. Und waren der Mönche von Sankt Gallen vierundsechzig, derer von Reichenau neunzig und an Heerbannleuten mehr denn fünfhundert. Beim Feldzeichen der sankt gallischen Brüder schritt Ekkehard; es war ein florverhülltes Kruzifix mit schwarzen Wimpeln ... Auf dem Söller der Burg stand die Herzogin und ließ ein weißes Tuch in die Lüfte wehen. Ekkehard wandte sich nach ihr, aber ihr Blick mied den seinen, und der Abschiedsgruß galt nicht ihm."

Die Hunnen haben bei Tagesgrauen das Reichenauer Kloster geräumt, sie nehmen ihren Weg durch den dunklen Tannenwald. Schon werden sie sichtbar. Sie kommen dahergebraust, wie das wilde Heer, viele hundert Reitersmänner.

„Hoch über dem Heerhaufen wallte die Fahne mit der grünen Katze im roten Feld, bei ihr ritten etliche der Anführer, Ellaks und Hornebogs hervorragende Gestalten. Ellak mit scharfer unhunnischer Nase, mit blassem, schier denkerartigem Antlitz und durchbohrendem Blick; er war der leitende Verstand des Haufens. Daß die alte Welt umgepflügt werden müsse mit Feuer und Schwert und daß es besser Pflüger als Dung zu sein, seine Lebensüberzeugung. Hornebog, schmal und schmächtig, das schwarze Haupthaar auf beiden Seiten des Angesichts zu zwei großen einsamen Locken zusammengedreht, drüber einen glänzenden Helm mit weithin starrenden Adlerflügeln, hunnischer Reiterkunst ein Vorbild; ihm war der Sattel Heimat, Zelt und Palast, er schoß den Vogel im Flug und trennte mit krummem Säbel ein Haupt vom Rumpf im Vorbeisprengen. Im Halfter wiegte sich ruhig die sechsfältige geknutete Peitsche, ein sinnig Symbol befehlhabender Gewalt. Ueber der Rosse Rücken hatten die Hauptmänner köstlich gestickte Decken hangen. In etlichen Zeltwägen wurde die Kriegsbeute mitgeführt; großer Troß schloß den Zug.

Auf maultiergezogenem Gefährt bei den kupfernen Feldkesseln und anderweitem Küchengerät saß ein alt runzlig Weib — die Waldfrau.

Auf stattlichem Rappen ritt neben ihr ein Mägdlein, kurz aufgeschürzt, in kecker Fülle gesunden Reiterlebens, unter stumpfem Näslein ein verführerisch Lippenpaar, die Augen funkelnd, das Haar zu einer wallenden Flechte geschlungen, die von rotem Band durchwoben in der Luft flatterte, wie Wimpel eines Meerschiffs. Ueber das lose Mieder hing Bogen und Köcher, so tummelte sie ihr Tier, eine hunnische Artemis. Das war Erica, das Heideblümelein — sie war dem Reitertrupp zugewachsen, als wär' sie sein guter Geist, und stand in abergläubischer Verehrung; — solang die Heideblume bei uns blüht, besiegen wir die Welt, sprachen die Hunnen, vorwärts."

Der Kampf beginnt. Unentschieden wogt er hin und her. Pfeilregen zischen, Schwerthieb tönt und dumpfer Fall Getroffener. Audifax, der todesmutig seine Sackpfeife bläst, wird gefangen und der Waldfrau übergeben. „O Hadumoth!" seufzt er. Schier wanken die schwäbischen Reihen, ermüdet des ungewohnten Fechtens. Hiebe prasseln aber auf die Helme, gleich Hagelschlag auf lockeres Schieferdach. Grimmig kämpft der alte Moengal; seine Keule schwingt er, wie ein Drescher seinen Flegel. Beim Heerbann im Mitteltreffen ficht Spazzo, als Führer einer Rotte. Das langsame Vorrücken hat ihm behagt; aber wie der Kampf kein Ende nehmen will und die Kämpfer scharenweise fallen, da wird's ihm schier zu viel. Auch er verwundet einen Hunnen, macht ihn zum Gefangenen, um ihn als lebendige Erinnerung an den blutigen Kampf seiner Gebieterin mitzubringen. Unter den Brüdern von Reichenau hält der Tod reiche Ernte. Hornebog kämpft gegen sie.

„Um das sankt gallische Feldzeichen war ein erlesen Häuflein geschart. Noch flatterten die schwarzen Wimpel vom Bild des Gekreuzigten, aber der Kampf war hart. Mit Wort und That feuerte Ekkehard die Genossen an, Widerpart zu halten: es war Ellak selber, der gegen sie anritt. Leichen erschlagener Männer und Rosse lagen in wildem Durcheinander, wer überlebte, hatte seine Schuldigkeit gethan. Herrn Burkhards Schwert hatte in Ekkehards Händen neue Bluttaufe errungen, doch vergeblich war er auf Ellak, den Heerführer, eingedrungen, nur wenige Hiebe wechselten sie; dann trennte das Wogen der Schlacht die Streitenden. Schon wankte das hochgehaltene Kreuz, von unablässigen Geschossen umschwirrt — ." (Bild Seite 133.)

Da geben zwei Reiter den Ausschlag, die in glänzender Rüstung herangesprengt kommen und in den Kampf eingreifen. „Der Erzengel Michael!" ruft's in den Reihen der Mönche. Der eine bricht bald im Schlachtgewühl zusammen, aber auch Ellak fällt durch einen wohlgezielten Kolbenhieb des goldgerüsteten Kriegers. „Hie Schwert des Herrn und St. Michael!" erschallt's von allen Seiten. Mönch und Heerbannleute dringen zum letzten verzweifelten Angriff vor, noch ist der Goldgerüstete der Vorderste im Treffen. Des Anführers Fall bringt den Hunnen panischen Schreck, und rückwärts wenden sie sich in toller Flucht. Der Sieg ist errungen. Aber auch der, den sie als Erzengel wähnten, ist zu den Toten eingegangen. Der Alte in der Heidenhöhle hat den Sieg erkauft durch den Einsatz seines Lebens.

Mit Tannenreis am Helm ziehen die Sieger zum Twiel hinauf.

Am nächsten Tage werden die gefallenen Kämpfer beerdigt. Nachdem dies traurige Geschäft verrichtet, kehren wieder ruhigere Stunden. Aber die folgenden Tage verlaufen trüb und ernst. Man spricht von der Schlacht, von den teuern Toten. Spazzo weiß besonders viel zu erzählen, auf etliche Uebertreibungen kommt's ihm nicht an. Die Zahl der von ihm Erschlagenen wächst mit jeder neuen Erzählung gleich einer Lawine. Der Herzogin stellt er auch den gefangenen Hunnen vor. Ekkehard, der stumm zuhört, verdrießt Spazzos Art zu prahlen. „Warum habt Ihr uns nicht auch ein Geschenk aus der Schlacht mitgebracht, Professor?" fragt Praxedis, „etwa die hunnische Amazone, die im Kampfgewühl herumgetobt hat." „Ekkehard hat an Höheres zu denken, als an hunnische Frauen," erwidert die Herzogin in bitterem Ton, „und er weiß zu schweigen wie einer, der ein Gelübde gethan." Diese Worte kränken ihn schwer. Schweigend geht er hinaus, holt Herrn Burkhards Schwert, entblößt es seiner Scheide und wirft es unwillig auf den Tisch vor Frau Hadwig. Frischrote Flecken glänzen auf der Klinge und junge Scharten sind in den Rand gehauen. „Ob der Schulmeister müßig ging," spricht Ekkehard, „mag der da bezeugen, ich hab' meine Zunge nicht zum Herold meiner That ernannt." Die Herzogin reicht Ekkehard betroffen die Hand: „Ich wollt' Euch nicht kränken."





Ekkehards Flucht.

Audifax und Hadumoth.

Als die Sieger aus der Schlacht zurückgekehrt, und Audifax nicht unter ihnen ist, da begibt sich Hadumoth mit verweinten Augen zur Herzogin, sagt ihr, daß sie die Gänse nimmer hüten könne und erbittet sich ein Goldstück, mit welchem sie Audifax bei den Hunnen auslösen wolle. Die Herzogin küßt das mutige Kind, schenkt ihm einen Goldthaler, und Ekkehard legt die Hände auf sein Haupt wie zum Segen. Dann zieht es hinaus in die unbekannte Welt, das Goldstück ins Mieder genäht, die Hirtentasche mit Brot gefüllt, im Herzen die Liebe zu Audifax, die ihm alle Gefahren überwinden hilft. Lang, lang ist der Weg; er führt dem Rhein entlang durch große Wälder. Aber Hadumoth ist furchtlos und fragt sich durch. Endlich kommt es ins Frickthal und auch ins Hunnenlager, unverzagt Vorposten und Wachruf durchschreitend. Es wird aufgegriffen und vor Hornebog geführt. Sie begegnet ihm ohne Zagen. Erica, die Heideblume, nimmt sich des Mädchens an und führt sie zur Waldfrau, wo sie Audifax wiederfindet. Er springt auf und thut einen Schrei, als er seine Gefährtin erblickt. Unbeweglich stehen sich die Kinder gegenüber. Groß ist ihre Freude, doch still; denn die größte Freude jubelt schweigend ihr Lied gen Himmel. Erst als es dunkel wird, lösen sich die Fesseln ihrer Lippen. Audifax erzählt ihr vom Hunnenschatz, den die Waldfrau in Verwahrung habe; weil er ihn geschaut, habe ihm die Alte ein Stück vom rechten Ohr abgeschnitten. Es ist schon tief in der Nacht. Noch sitzen die Kinder beisammen. Der Schlummer flieht die Augen der Glücklichen. Da flammen auf den umliegenden Bergen mächtige Feuersäulen empor. Die Hunnenwachen geben gellende Pfiffe ab. Zu spät. Von allen Seiten stürmen bewaffnete Scharen heran, den „Söhnen des Teufels“ Tod und Verderben bringend. Verloren, alles verloren, brummt die Waldfrau vor sich hin. Sie bindet das Saumroß los, um den Schatz in Sicherheit zu bringen. Alles eilt zur Flucht; groß ist die Verwirrung, und diese benutzt Audifax zur Rettung. „„Eine Weile schaute er starr ins Rennen und Wogen und Kämpfen der dunklen Männer — „jetzt weiß ich's,“ sprach er leise zu Hadumoth; er hatte einen Feldstein aufgerafft, katzenschnell sprang er an der Waldfrau hinauf und schlug sie nieder, das Saumroß riß er weg und hob mit Mannesstärke die knieende Hadumoth hinauf. „Halt dich fest am

Sattelknopf!" — er sprang aufs Roß und griff die Zügel, das fühlte die ungewohnten Reiter, scheu von Brand und Glanz sprengte es davon in die Nacht. — Audifax wankte nicht, sein Herz pochte in lautem Schlag, er schloß die Augen vor dem qualmenden Rauch — über Erschlagene ging's und durchs Gewühl streitender Männer — jetzt tobte der Schlachtenlärm entfernter, das Roß schlug langsameren Schritt an, dem Rheine entgegen trug es die Kinder — sie waren gerettet."" Sie reiten, den Hunnenschatz wohl hütend, die lange Nacht hindurch. Es wird Morgen, sie hören ein Rauschen und Tosen. Sie befinden sich am Rheinfall. Die Sonne wirft ihre ersten Strahlen über die stürzende Flut und zeigt sie in den prächtigsten Farben. Da ruhen sie aus, auch das brave Pferd, das die Kinder so weit getragen und betrachten das eroberte Gut. „„Audifax aber ging jetzt zu den Körben, nahm eine Truhe herfür und schlug sie auf — es war eitel Gold und Geschmeide drin — der Schatz, der langersehnte, war gehoben und war sein eigen, nicht durch Zauberformel und nichtige Beschwörung, eigen durch kräftig Rühren der Hände und Dreinschlagen und Nutzung des günstigen Augenblicks .... Von jeder Art der güldenen Stücke las er eines aus, von Gefäßen eines, von Ringen einen, von Münzen und Armspangen eine, und trug sie vor ans Ufer. „Hadumoth," sprach er, „hier muß Gott sein, sein Regenbogen schwebt über dem Wasser. Ich will ihm ein Dankopfer bringen."" Er tritt auf einen Felsblock und wirft die erwählten Gegenstände in die brausende Flut. Dann knieen die Kinder nieder und beten ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unterdessen ist auf Hohentwiel vieles anders geworden. Der gefangene Cappan hat mehrere Proben tüchtigen Könnens abgelegt. Er verstand sich vorzüglich auf Maulwurfsjagd und Flechten von Mäusefallen, aber auch die Gärtnerkunst war ihm nicht fremd. Die Magd Friderun, die nicht mehr ganz jung ist, faßte Neigung zu dem Hunnen und beschloß, ihn zu heiraten. Als die Herzogin dies erfuhr, wies sie ihm am Hohenstoffeln ein Häuschen zu und gab Ekkehard die Weisung, den Gefangenen in der christlichen Lehre zu unterrichten, damit er des Heidentums ledig würde. Und da die Lehre auf gutes Erdreich fiel, beschloß man, an ein und demselben Tage Taufe und Hochzeit zu halten. Am Morgen wurde er im Flüßchen Aach von Ekkehard getauft und

Paulus genannt. Inzwischen hatte Praxedis die ungeschlachte Braut Friderun zu ihrem Ehrentag geschmückt. Das Glöcklein der Burgkapelle läutete. Es ging zur Hochzeit. Die Trauung war bald vollendet und mit strahlendem Antlitz verließ das neue Ehepaar die Burg.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Stoffler Berg feiern sie die Hochzeit. Es geht hoch her bei Schmaus und Musik und Tanz. Auch die Herzogin nimmt an der Festlichkeit teil. Kaum hat sie unter den Anwesenden die Runde gemacht, fragt sie nach Ekkehard. Zu Füßen einer riesigen Tanne, im verschlungenen Wurzelwerk, sitzt der Mönch . . ., das Haupt gestützt in der Rechten. „Er ist nicht mehr wie früher!" sagt Frau Hadwig zur Griechin. Und als sie auf ihn zukommt und ihn anredet, da übernimmt es ihn schier; sein ganzes Elend, sein unsägliches Weh, seine ganze Hoffnungslosigkeit ist ihm vor die Seele getreten. Er fragt sich: was ist Glück? Er gedenkt der Stunde auf Hohenkrähen, wie die Herzogin ihren Arm auf seine Schulter legte. Ach, wenn sie es noch einmal thäte. Das wäre — Glück. Er leidet stark, aber seine Lippen bleiben geschlossen.

„Er war in Wahrheit nicht mehr wie früher. Der stille Bücherfriede der Mönchsklause war von ihm gewichen, Kampf und Hunnennot hatten sein Denken geweitet, der Herzogin Zeichen von Huld sein Herz entzweit. Im Gang des Tages, im Traum der Nacht verfolgte ihn das Bild, wie sie ihm Reliquie und Schwert des Gatten umgehangen, und in bösen Stunden zogen Vorwürfe nebelgleich durch seine Seele, daß er's so schweigend hingenommen. Frau Hadwig ahnte nicht, was in ihm kochte; sie dachte gleichgültiger von ihm, seit vermeintliches Nichtverstehen ihres Zuvorkommens sie gedemütigt."

Ihre Liebe ist erkaltet. Ein Herz, dazu ein stolzes Herz, einmal zurückgestoßen, wird der Liebe nimmer einen Altar erbauen. Ekkehard hat sein Glück für immer verscherzt.

Plötzlich ertönt Jubel von allen Seiten. Audifax und Hadumoth sind angekommen. Sie nähern sich der Herzogin, die noch bei Ekkehard unter der Tanne steht, knieen vor ihr nieder, Hadumoth hält ihren Thaler empor, Audifax zwei große goldene Schaumünzen; er will sprechen von Dank und Buße . . . Die Worte bleiben aus, aber Hadwig versteht die Kinder und erweist ihnen Gnade.

„„Sie brach einen Haselzweig vom Strauch, that einen Schritt vor, schüttelte dem Hirtenknaben und seiner Gefährtin die Münzen aus der Hand, daß sie weit hinüberflogen ins Gras und berührte beider Scheitel mit dem Zweig. „Stehet auf," sprach sie, „keine Schere soll von heut' an euer Haupthaar mehr kürzen, als der Burg Hohentwiel eigene Leute seid ihr gekniet, als Freigesprochene und Freie erhebt euch und behaltet einander so lieb in der Freiheit wie ehedem . . .

Die beiden standen auf. Sie begriffen, was vorgegangen. Dem Hirtenknaben wollte es schwarz vor den Augen werden, der Traum seiner Jugend, Freiheit, Goldschatz . . ., alles Wahrheit geworden, dauernde Wahrheit für jetzt und immer . . . Er sah Ekkehards ernstes Antlitz und warf sich mit Hadumoth vor ihm nieder. „Vater Ekkehard," rief er, „wir danken auch Euch, daß Ihr's wohl mit uns gemeint!" Ekkehard ließ sein blaues Aug' lange auf den beiden ruhen. Er legte Ihnen die Hand auf und machte das Zeichen des Kreuzes über sie. „Wo ist das Glück?" sprach er leise vor sich hin . . ."" (Bild Seite 149.)



Burkhard, der Klosterschüler.

An einem Sommermorgen ist Cappan mit Maulwurfsfangen beschäftigt. Der Klostermaier, dem schwere Hagelwetter Frucht und Feld verschlagen, hält den Hunnen für einen Zauberer und Wettermacher. Er und seine Knechte fallen über den Armen her, sie trachten, ihn zu steinigen. Der Hunne, die Gefahr erkennend, thut einen gellenden Schrei in die Luft. Ekkehard, der schon früh morgens ausgezogen ist, um Frau Hadwig nicht zu begegnen, kommt gerade zur rechten Zeit, um Cappan zu retten. Schon blutet er aus einer Wunde am Kopf. Ekkehard führt ihn zur Burg hinauf. Die Herzogin ist entrüstet über die Verletzung des Herzogsfriedens durch reichenauische Klosterleute. „Das soll nicht vergessen sein," spricht sie, „sei getrost, Mausfänger! Sie sollen dir ein Wehrgeld zahlen für den wunden Schädel, das einer Aussteuer gleichkommt." Am wildesten aber benimmt sich Spazzo, der Kämmerer.

Er will Genugthuung für die seinem „Patenkind" angethane Schmach. Die Herzogin beauftragt ihn denn auch, vom Abt der Reichenau Wehrgeld und Friedensbruchbuße zu verlangen.

„„Wir werden reiten, Herr Abt," sprach er, und ging hinauf, sich zu rüsten. Aber sein grausammes Unterwams und seinen goldverbrämten Kämmerermantel ließ er geruhig im Kasten hängen; er suchte ein abgetragen grau Jagdgewand aus, legte die großen Beinschienen an, mit denen er in die Schlacht geritten und die größten Sporen dran, und probierte etlichemal einen festen Schritt. Auf den Eisenhut aber steckte er der wallendsten Federn drei und that sein Schlachtschwert um. So kam er in den Burghof herunter.

„Schaut mich einmal an, holdselige Jungfrau Praxedis," sprach er zu dieser, „was mach' ich heut' für ein Gesicht?" Er hatte den Eisenhut aufs linke Ohr gerückt und sein Haupt hochfahrend über die rechte Schulter gedreht. „Sehr ein unverschämtes, Herr Kämmerer," war der Griechin Antwort. „Dann ist's recht!" sprach Herr Spazzo und schwang sich auf den Gaul. Er ritt aus dem Burgthor, daß die Funken stoben, mit dem erfreulichen Gefühl, daß heute Unverschämtheit Pflicht sei.""

Der gute Spazzo hat nicht mit seinen Schwächen gerechnet. Tafelfreude ist ihm das liebste und das Trinken eines guten Tropfens der Hauptkern seines Lebens gewesen. Trotz seines Polterns, seinem grimmigen „Mord und Weltbrand" lädt ihn der Abt zum Mittagsmahl. Dem roten Meersburger spricht er so tapfer zu, daß er den Zweck seines Ausrittes ganz vergißt. Während Spazzo tafelt und trinkt, sendet der Abt Rudimann den Kellermeister zur Herzogin, läßt ihr sein Bedauern ausdrücken und Schmerzensgeld für den Zerschlagenen übergeben, dazu noch einen riesigen Lachs, der Frau Hadwig zur Beschwichtigung. In den Rachen des Fisches schiebt Rudimann boshafterweise eine Schmähschrift gegen Ekkehard, die seine Wissenschaft verdächtigt, seine Kenntnisse in Staub zieht und seinen Charakter ehrlos besudelt; verfaßt ist sie von einem Mönche Gunzo.

Rudimann ist schon längst wieder vom Hohentwiel zurück, als Spazzo von der Reichenau wegreitet. „Kühl weht die Nachtluft um das heiße Haupt des Reiters." Sausend sprengt das Roß mit ihm durch die Waldesnacht. Als er erwacht, findet er sich am Fuße des

hunnischen Grabhügels ausgestreckt. „Auf der Wiese sah er seinen Reitersmantel liegen, sein schwarzes Rößlein Falada erging sich fern am Waldessaum, der Sattel hing unten am Bauch, die Zügel waren zerrissen. Es fraß die jungen Wiesenblumen. Langsam wandte der schlafmüde Mann sein Haupt und schaute sich gähnend um . . ., riß einen Büschel Gras aus und hielt die tauigen Halme an die Stirn . . . Er hatte schwer Kopfweh."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während Spazzo beim Klosterwein sich gütlich gethan, hat die Herzogin mit Praxedis die Gunzosche Schrift gelesen. Die immer gute Praxedis ist empört über die ungerechten Angriffe auf Ekkehard. Frau Hadwig mag aber diese Demütigung ihrem Lehrer gönnen. „Ihre Gedanken waren dem blonden Mönch nicht mehr zugewendet wie damals, als er sie über den Hof des heimischen Klosters trug. Im Augenblick überschwenglichen Gefühls nicht verstanden zu werden, ist gleich der Verschmähung, der Stachel weichet nicht wieder. Wenn sie ihn jetzt erschaute, pochte das Herz nicht in höherem Schlag; oft war's Mitleid, was ihre Blicke ihm noch zuführte, aber nicht jenes süße Mitleid, aus dem die Liebe aufsprießt — es barg einen bösen Keim von Geringschätzung in sich."

Auf Hadwigs Befehl werden die Pergamentblätter auf den Tisch der Turmstube gelegt; der Mönch soll wissen, was andere über ihn denken. Ekkehard kommt spät nach Hause, er hat sich die Pflege des Cappan sehr angelegen sein lassen. Vor dem Schlafengehen liest er noch die Blätter durch, mit einem Lächeln legt er sie aus der Hand. Sie sind für ihn wirkungslos. — Es ist Morgen geworden.

Mit der Herzogin Hadwig ist er schon lang nicht mehr zusammen gewesen. Er meidet ihren Anblick und sehnt sich doch in jeder Minute, da er fern, in ihre Nähe. Seine alte frohe Unbefangenheit ist verflogen, sein Wesen zerstreut und fahrig. Es macht ihm bange, die Virgiliusstunden wieder beginnen zu müssen. In der alten Weise mit den zwei Frauen zusammen sein, kann er nicht mehr. Der Gedanke daran thut ihm schon weh.

Da kommt Besuch von St. Gallen. Es ist Burkhard, der Klosterschüler, Ekkehards Schwestersohn, er will seinem Oheim einen Ferienbesuch abstatten. Wohlerzogen ist der Junge, voll hoher Weisheit und

erfahren in lateinischer Verskunst. Fünfzehn Jahre zählt er. Ekkehard selber hat Freude an dem aufgeweckten Jungen. Drum darf er auch den Virgilvorlesungen beiwohnen. Er denkt den Knaben „als schirmende Abwehr zwischen die Herzogin und seine Gedanken zu stellen".

„Um die vierte Stunde harrte Ekkehard im säulengetragenen Gemach seiner Gebieterin, die Lesung der Aeneïde wieder aufzunehmen. Ueber ein halbes Jahr war abgelaufen, daß Virgilius Ruhe gehabt. Ekkehard war beklommen, er hatte die Fenster weit aufgethan. Wohlthuende Kühle des Abends strömte herein. Der Klosterschüler blätterte in der lateinischen Handschrift."

Da erscheint die Herzogin, gefolgt von Praxedis und grüßt mit leichtem Kopfnicken. Ekkehard schlägt den Virgilius auf, da bemerkt sie den Knaben. „Was soll er," fragt sie gleichgültigen Tones. „Die Sehnsucht, Griechisch zu lernen, gibt dem Kleinen den Mut, so erlauchter Lehrerin sich zu nahen," erwidert Ekkehard. Frau Hadwig findet an dem Knaben groß Gefallen, begrüßt er sie doch in wohllautender poetischer Rede.

„„L a ß d i c h e i n m a l n ä h e r b e s c h a u e n ," s p r a c h s i e u n d z o g i h n z u s i c h ; e s w a r e i n l i e b l i c h K n a b e n a n t l i t z , d u r c h s i c h t i g R o t a u f d e n W a g e n , s o f e i n u n d z a r t , d a ß d a s b l a u e G e ä d e r i n l e i c h t e m U m r i ß d a r u n t e r z u e r s c h a u e n w a r , ü p p i g w a l l t e n d i e L o c k e n u m d i e S t i r n , e i n e k e c k e A d l e r n a s e r a g t e ü b e r d e n g e l e h r t e n j u n g e n L i p p e n w i e H o h n a u f d a s , w a s u n t e r i h r g e s p r o c h e n w e r d e , i n d i e L u f t. Da schlang Frau Hadwig ihren Arm um den Knaben, hob ihn empor und küßte ihn auf Lippe und Wange und that schier kindisch mit ihm; dann schob sie den gepolsterten Schemel hart an ihre Seite und setzte ihn darauf. Einstweilen sollst du von meinen Lippen etwas anderes pflücken als griechisch, sprach sie scherzend und küßte ihn noch einmal — jetzt sei aber so brav wie vorhin und sag' schnell noch ein paar leichthingleitende Verse. (Bild Seite 185.)

Sie strich ihm die Locken zurück. Der Klosterschüler war errötet, aber seine Metrik kam durch einer Herzogin Kuß nicht aus der Fassung. Ekkehard war ans Fenster getreten und schaute nach den Alpen, Burkhard aber sprach, ohne sich zu besinnen:

„Ich finde keinen Vers mehr, es stockt der Rede Fluss,
Zu tief hat mich erschreckt der Herrin süsser Kuss."

Es waren wiederum zwei tadellose Hexameter. Die Herzogin lachte laut auf. „Du hast sicher schon das Licht der Welt mit lateinischem Vers begrüßt; das klingt und strömt ja, als wäre Virgil aus dem Grabe gestiegen. Warum erschrickst du denn, wenn ich dich küsse?" „Weil Ihr so vornehm und stolz und schön seid," sprach der Knabe.""

Dann lehrt sie ihm einen griechischen Antiphon. Aber Ekkehard schaut vorwurfsvoll auf die Gruppe hinüber. Die Herzogin versteht den Blick und die Virgilstunde beginnt. Sie lesen den vierten Gesang der Aeneïde, welcher die Sorgen der Dido schildert, die aus Liebe zu dem edeln Trojaner Gast, Aeneas, schier ihren seligen Gemahl vergißt. Hadwig ist beleidigt durch Virgils treffliche, in ihren Augen „falsche" Schilderung neuer erwachender Liebe; sie findet ja keine Beziehungen mehr zwischen sich und der Heldin des Dichters. Es ist nicht immer so gewesen wie heute. Als dann Ekkehard von Dido liest, wie sie in ihrer unaussprechlichen Liebe, statt des Vaters Aeneas, dessen Sohn Ascanius liebkost habe, fängt Burkhard zu kichern an.

„„Was gibt's, junger Versemacher?" sprach Frau Hadwig. „Ich habe denken müssen," sprach der Junge verlegen, „wenn meine hohe Herrin die Königin Dido wäre, so wär' ich vorhin der Ascanius gewesen, da Ihr mich zu herzen und küssen geruhtet.""

Die Herzogin sieht scharf den Knaben an und erteilt ihm für seinen Fürwitz wohlverdiente Strafe. Aber Ekkehard ist verletzt, weil sein Lesen so ohne weiteres unterbrochen worden, und das Spiel mit dem Knaben schmerzt ihn. Er schlägt seinen Virgilius zu und erhebt sich.

„„Ihr habt recht," sprach er zu Frau Hadwig. „Es ist alles falsch, Dido sollte lachen und Aeneas sollte hingehen und sich ins Schwert stürzen, dann wäre es richtig." Sie blickte unstät auf. „Was habt Ihr?" fragte sie. „Ich kann nicht weiter lesen," erwiderte er."" — Ekkehard geht mit großen Schritten aus dem Saal.



Im Burggärtlein.

Die Herzogin ist der Virgilstunden schon längst überdrüssig, die „liebesieche" Königin Dido ist ihr verhaßt. Darum kommt ihr auch



Auf dem Wildkirchlein.

der jähe Abbruch der Vorlesungen wie gewünscht. Als umsichtige Frau ist sie nicht verlegen um Mittel, sich Kurzweil zu verschaffen. Sie wünscht, daß die Burggenossen sich eines Abends zusammensetzen und sich alte Geschichten und Sagen erzählen sollen. Ihr Wunsch ist Befehl. Schon am nächsten Tag wird damit begonnen.

„Innerhalb der Burgmauer war ein zierlich Gärtlein angelegt; ein steiler Felsvorsprung, von Mauerwerk eingefaßt, umschloß den mäßigen Raum. Es war ein feiner Platz. Im Eckwinkel des Gärtleins ließ ein alter Ahorn vergnüglich seine Wipfel im Winde rauschen."

Da richtet nun Praxedis unter Beihülfe Burkhards eine Laube ein; sie spannen ein Zeltdach, befestigen es im Geäst des Ahorns und an gegenüberliegenden hohen Stangen. In kurzem hängt die schattige Decke über dem luftigen Raum; die grauweiße Leinwand schimmert anmutig zum Gelbgrün der Blätter und Ranken. Der Herzogin Polsterstuhl mit durchbrochenem Schnitzwerk ist an den Stamm des Ahorns gestellt, um ihn herum für die andern niedrige Schemel.

Es ist Abend geworden. Alle haben sich zur Plauderstunde eingefunden, die Herzogin schier festlich geschmückt. „Sie hatte ein weites Gewand umgethan, Saum und Aermel mit schimmerndem Gold durchstickt, ein stahlgrauer mantelartiger Ueberwurf wallte bis zum Boden herab, von edelsteinbesetzten Agraffen gehalten; übers Haupt trug sie ein schleierartig Gewebe, licht und durchsichtig, von güldenem Stirnband anschmiegend zusammengefaltet, zwischen Band und Schleier eine Rose."

Nur Ekkehard ist noch nicht da. Er müsse krank sein, meint Burkhard, denn er habe irr geredet und die Nacht nicht geschlafen. Dann wird der Schüler abgesandt, Ekkehard zu holen. Er kommt, sein Antlitz ist blaß, sein Blick unstät und trüb. Die Reihenfolge der Erzähler wird durch das Los bestimmt. Praxedis spielt auf der Laute ein Präludium, lieblich klingend zum Rauschen der alten Ahornwipfel. Dann erzählt Spazzo, nicht gar gern, aber weil es sein muß, die schöne Mär vom Schmied Weland. Darauf kommt Praxedis an die Reihe. Sie berichtet gewandt und lebhaft von König Rother, wie er ausgezogen sei, um die Tochter des Kaisers von Konstantinopel geworben und diese nach Ueberwindung vieler Hindernisse sich endlich errungen habe. Ekkehard, traumverloren dasitzend, hat von all dem Erzählten nichts vernommen, nichts gehört von „schneller Helden Fechten

und fester Burgen brechen, von treuer Liebsten Scheidung und reicher Könige Zergängnis.“ Seine Gedanken sind abwesend, der Herzogin Stirnband mit der Rose ist das Ziel seiner Augen gewesen.

„„Der Abend dunkelte. Mit gelbem Schein war der Mond aufgestiegen, würziger Duft durchströmte die Lüfte, im Gebüsch und am Felshang flimmerte es von Leuchtkäfern, die sich anschickten, auszufliegen. Ein Diener kam herab und brachte Windlichter; von ölgetränkten Linnen, wie von einer Laterne umfangen, brannten die Kerzen. Es war lind und lieblich im Garten . . .

Frau Hadwig war noch nicht gestimmt, aufzubrechen. Sie knickte ein Zweiglein vom Ahorn in zwei ungleiche Stücke und trat zu Ekkehard. Der fuhr verwirrt auf. „Nun,“ sprach die Herzogin, „ziehet! Ihr oder ich.“

„Ihr oder ich!“ sprach Ekkehard stumpf. Er zog das kürzere Ende. Es geleitete ihm aus der Hand; er ließ sich wieder auf seinen Sitz nieder und schwieg. „Ekkehard!“ sprach die Herzogin scharf. Er schaute auf. „Ihr sollet erzählen!“ „Ich soll erzählen!“ murmelte er und fuhr mit der Rechten über die Stirn. Sie war heiß; es stürmte drin . . .

Er stand auf und sah in die Mondnacht hinaus, verwundert schauten die andern sein Gebaren. Er aber hub mit klangloser Stimme an:

„Es ist eine kurze Geschichte. Es war einmal ein Licht, das leuchtete hell und leuchtete von einem Berg hernieder und leuchtete in Regenbogenfarben und trug eine Rose im Stirnband . . . Und es war einmal ein dunkler Nachtfalter, der flog zum Berg hinauf und flog um das Licht und wußte, daß er verbrennen müsse, wenn er hineinfliege, und flog doch hinein, und das Licht verbrannte den Nachtfalter, da ward er zur Asche und vergaß des Fliegens. Amen!“ (Bild Seite 195.)

„Es ist Zeit, daß wir hinaufgehen,“ sagte Frau Hadwig stolz, „die Nachtluft schafft Fieber.““

Sie erhebt sich, geht mit verächtlichem Blicke an Ekkehard vorüber; die andern folgen ihr. Der Mönch bleibt allein zurück. Ein Windstoß bläst die Lichter aus, und dunkel ist's um ihn.



Ekkehards Verstossung.

Ekkehard irrt die Nacht über in der Einsamkeit umher, kommt bis auf den Hohenkrähen, wirft sich dort auf der Felskuppe nieder und preßt die Stirn ins kühle Erdreich, das einst Frau Hadwig betreten. Lange bleibt er aus. Erst gegen Abend kehrt er nach Hohentwiel zurück. Die Leute weichen vor ihm, wie vor einem, dem des Unglücks Finger ein Zeichen auf die Stirn geschrieben. Er gedenkt der Worte, die einst der blinde Thieto beim Abschiede zu ihm gesprochen: Frauendienst ist ein schlimm Ding für den, der gerecht bleiben will. Ruhiger wird's in Ekkehards Herzen. Er will beten und steigt in die Burgkapelle hinab. „Sechs schwere Säulen mit würfelförmigem laubwerkverziertem Knauf trugen die niedere Wölbung; ein feiner Streif Tageslicht fiel durchs schmale Fenster herein. Die Tiefe der Nische, wo der Altar stand, war schwach erleuchtet; nur der Goldgrund um das Mosaikbild des Erlösers glänzte in mattem Flimmern . . .“ Vor dem segnenden Christus fällt Ekkehard nieder, fleht ihn an um Rettung. Da kommt auch Frau Hadwig. Sie will an ihres Gatten Grab beten. Als sie Ekkehard bemerkt, hätte sie sich gern vor ihm verborgen, denn sie wünscht mit ihm kein Alleinsein mehr. Ihre Liebe für den Lehrer ist für immer dahin. Sie sieht allem ruhig entgegen. Auf die wirren, leidenschaftlichen Reden, mit denen er ihr am Grabe Burkhards begegnet, antwortet sie würdig und ernst. Milde wird sie schier gestimmt und Mitleid erfaßt ihr Herz. Sie sucht ihn zu trösten. Die verzehrenden Gefühle und Wünsche, die er immer wieder zurückgedrängt, brechen jetzt mit gewaltigem Ungestüm hervor. Ekkehard wird von ihnen übermannt. Der Herzogin Gleichgültigkeit macht ihn rasend. Alles an ihm zittert. Er weint und dann lacht er wieder auf, es ist ohr- und herzzerschneidend; dann spricht er von Tod und Wahnsinn.

„„Ekkehard,“ sprach sie, „Ihr sollt nicht vom Tode sprechen. Das ist Wahnsinn. Wir leben, Ihr und ich . . .“ „Ihr habt recht!“ rief er, „wir leben. Ihr und ich!“ Tanzende Nacht legte sich um seinen Blick; er that einen Schritt vor, seine Arme schlangen sich um das stolze Frauenbild, wütend preßte er sie an sich, sein Kuß flammte auf ihren Lippen, ungehört verklang der Widerspruch.““

Mit starker Hand stößt sie den Rasenden von sich. Noch hält er ihre Hüfte umschlungen, da thut sich die Pforte der Kirche auf. Heller Schein dringt ins Düster — herein tritt Rudimann, der Kellermeister — Ekkehards Feind. Er erkennt sofort, was geschehen. Die Herzogin entfärbt sich, Scham und Zorn spielen auf ihrem Antlitz; sie ringt sich los. „Ein Wahnsinniger, der sich und Gott vergessen!" — ruft sie unsäglich kalt dem Eintretenden zu.

Die Reichenauer haben Ekkehards Heimrufung bewirkt; sie selber kommen mit dem Abt an der Spitze, um ihm die Trauerbotschaft zu überreichen. Rudimann höhnt ihn. „Vergeßt den Stock nicht, mit dem Ihr die Mitbrüder mißhandelt, die im Herbst gern einen Kuß pflückten, keuscher Sittenrichter!" Wie weh thut dies Ekkehard. Verlassen soll er die Herzogin, jetzt! Eine unbeschreibliche Sehnsucht ergreift ihn, ein heißes Verlangen, und dann kommt's über ihn wie hoffnungslose Verzweiflung. — — Noch einmal will er die Herzogin erfassen, da treten auch die andern Mönche ein.

„„Sakrilegium!" rief ihnen Rudimann entgegen, „er hat vor dem Altar die buhlerische Hand zu seiner Gebieterin erhoben."

Da schäumte Ekkehard auf. Des Herzens heiligstes Geheimnis von frecher Roheit entweiht, eine Perle vor die Schweine geworfen .. Er riß die ewige Lampe herunter, wie eine Schleuder schwang er das eherne Gefäß; das Licht darin erlosch — ein dumpfer Schrei hallte auf, der Kellermeister lag blutigen Hauptes auf den Steinplatten, die Lampe klirrte neben ihm . . . Ringen, Zerren, wilde Verwirrung . . . es ging mit Ekkehard zu Ende. (Bild Seite 211.)

Sie hatten ihn überwältigt; den Gürtel der Kutte rissen sie ihm ab und banden ihn. Da stand er, die jugendschöne Gestalt, jetzt ein Bild des Jammers, dem flügellahmen Adler gleich. Einen matten traurigen Blick ließ er zur Herzogin hinübergleiten . . . Die wandte sich ab. „Thut was Eures Amtes ist!" sprach sie zum Abt und schritt durch die Reihen.""

Draußen aber auf dem Burghof lodert ein Feuer empor. Knechte und Mägde tanzen darum. Lärm und Jubel erschallen.

Es ist Sonnenwende.



Ekkehards Flucht.

Alles ist an jenem verhängnisvollen Abend auf Hohentwiel in Aufregung gekommen. Die Herzogin hat sich eingeschlossen. Ekkehard schmachtet im Burgverließ und wird von einem Mönch bewacht. Burkhard, der Klosterschüler, läuft klagend und händeringend umher. Er kann seines Oheims Geschick nicht fassen. Die Burgleute führen allerlei thörichte Reden über ihn. Nur Praxedis trägt aufrichtig Mitleid mit dem Gefangenen. Sie fleht denn auch den Kellermeister von Reichenau an, Fürbitte für Ekkehard einzulegen. Der aber will sich jetzt an ihm rächen; er zählt ihr alle Frevel auf, deren sich der Verstoßene schuldig gemacht habe, als da sind: Buhlerei, Gewaltthat, Ungehorsam, Hochmut, Kirchenschändung, Lästerung Gottes. Furchtbar werde die ihm auferlegte Buße sein. Gepeitscht müsse er werden und geschoren. Der Ausschluß aus der Kirchengemeinschaft drohe ihm auch; wenn er aber unschuldig sei, so solle er das durch ein Gottesurteil beweisen. Hole er einen Ring aus siedendem Wasser, ohne sich zu verletzen, werde er gerettet, und der Abt spreche dann selber den Segen über ihn, sonst aber nicht.

Praxedis weint, als sie bei dem lüsternen Kellermeister nichts ausrichtet. Sie begibt sich zur Herzogin. Einen Fußfall will sie thun und für ihren Schützling bitten. Frau Hadwig öffnet nicht. Sie ist tief erzürnt. Wenn die Mönche von Reichenau nicht dazu gekommen wären, dann hätte sie Ekkehards Kühnheit noch verzeihen mögen, sie selber hat ja den Keim zu allem gelegt, mit dem lebensungewandten Mönch freveles Spiel getrieben. — Aber jetzt, da es Aergernis gegeben, ist Strafe notwendig. Es ist ihr ganz gleichgültig, was mit Ekkehard geschieht. Die Mönche werden schon gerechtes Gericht über ihn halten.

Ekkehard liegt in seiner Kerkerhaft wie einer, der einen wirren Traum geträumt hat. „Vier kahle Wände waren um ihn, von oben ein schwacher Lichtschimmer.“ Mannigfaltige und widersprechende Gefühle jagen in seinem Innern. Bald will er allem Lebensglück entsagen, bald es mit Gewalt an sich reißen. Er weiß nicht wo hinaus, weiß nicht sein Ende. „Es ist mit des Menschen Gemüt wie mit dem Meere, hat der Sturm auch ausgetobt, so wogt und brandet es noch lange stärker als sonst, und unter einmal schäumt wieder ein

nachzügelnder Wellensturz gewaltig auf." Ekkehard kennt seines Ordens Regel und weiß, daß die Reichenauer seine Todfeinde sind. Schon sieht er sich im Geiste in den Burghof geschleppt, sieht den Abt ernstes Gericht über ihn halten. Und wenn er sich unschuldig erklärt und das Gottesurteil entscheiden soll? — — Schwere Zweifel nagen an Ekkehards Gemüt. „Er glaubte an sich und sein gutes Recht; minder fest an die schaurigen Mittel, in denen Priesterwitz und Gesetzgebung den Wahrspruch der Gottheit zu finden meinten." Ein Wunder nur kann ihn retten. Wenn aber keines geschieht. Er will verzagen, halb-verzweifelnd fällt er in sich zusammen. Dann aber erhebt er sich aus seinem Kleinmut; Hoffnung schwellt wieder sein Herz. Es ist ihm, als müsse Hadwig kommen und ihn retten, „als töne in all den Jammer ein gelles Halt! Sie stürzt herunter in fliegendem Gelock und rauschendem Herzogsmantel und treibt die Peiniger auseinander, wie der Heiland die Wucherer im Tempel und reicht ihm Hand und Lippen zum Kuß der Versöhnung . . . Lang und schön und glühend malte er sich's aus, ein Hauch von Trost kam über ihn." Aber die Nacht wird ihm lang, und kein Schlummer will ihn erquicken. Da hört er ein Geräusch vor seinem Kerkergemach; ein Steinkrug wird aufgesetzt. Will ihm eine erbarmende Seele Stärkung bringen? Er lebt neu auf.

„„Ihr sollt tapfer trinken," sprach eine Stimme zum wachthaltenden Klosterbruder, „in Sankt Johannis Nacht gehen allerhand Ueberirdische durch die Luft und streichen an unserer Burg vorbei, macht, daß ihr Mut behaltet; es steht noch ein zweiter Krug bereit." Es war Praxedis, die den Wein brachte.""

Ekkehard versteht nicht, was sie mit dem Wächter will. Auch sie ist falsch, denkt er. Gott behüte mich. Er ahnt nicht, daß sie ihn retten wird.

Der Wein verfehlt seine Wirkung nicht. Der Klosterbruder fängt an zu singen, immer stürmischer wird der Gesang. Endlich verstummt er. Ein bärenhaftes Schnarchen zeigt an, daß der Wächter eingeschlafen. Die Burg liegt still, es geht auf Mitternacht. Ekkehard ist eingeschlummert. Da wird leise die Kerkerthüre geöffnet. Eine Gestalt tritt ein, eine weiche Hand fährt über des Schlafenden Stirn. Er springt auf. „Still," flüstert sie, „ich bin Praxedis. Ihr müßt fliehen, sie drohen Euch das Schlimmste." Ekkehard weigert sich, er will dulden.

Doch weiß sie ihn zu überreden. Am schlafenden Wächter vorbei führt sie ihn in den Burghof. Den Thorweg kann er nicht benützen, die Brücke ist aufgezogen, aber zwischen den Felsen, an der Ostseite des Berges, weiß ihm Praxedis einen Abstieg.

„„Es war eine stürmische Nacht ... Sie gingen in das Gärtlein. Ein Windstoß fuhr rauschend durch die Wipfel des Ahorn. Ekkehard wußte kaum wie ihm geschah; er schwang sich auf die Brustwehr, steil und zackig senkten sich die Klingsteinfelsen in die Tiefe, dunkler Abgrund gähnte zu ihm herauf, am düstern Himmel jagten sich die Wolken, es waren unheimliche plumpe Massen, fratzenhaft, als wenn zwei Bären einen geflügelten Drachen verfolgten ... Dann verschwammen die Gebilde in einander, der Wind peitschte sie zu dem matt in der Ferne schimmernden Bodensee. In dunklem Umriß lag die Landschaft.

„Gesegnet sei euer Weg!" sprach Praxedis.

Ekkehard saß starr auf der niedern Mauerzinne, er zog seine Hand nicht von der der Griechin, wehmütiger Dank durchwogte sein ausgestürmt Herz. Da schmiegte sich ihre Wange an die seine, auf seinen Lippen zitterte ein Kuß, eine Thräne perlte drauf nieder. Sanft wand sich Praxedis von ihm. (Bild Seite 219.)

Jetzt ließ sich Ekkehard nieder; noch einmal winkte er mit der Hand, dann schwand er aus ihren Augen ... Fahr wohl!""

Unversehrt ist der Flüchtling in die Tiefe gekommen. Als es ruhig geworden, geht Praxedis in den Kerker zurück und schüttet einen Korb Asche darin aus, „als wäre das alles, was von des Gefangenen sterblichem Teil übrig geblieben".



Auf dem Wildkirchlein.

„„Ungefähr zehn Tage, nachdem die Mönche der Reichenau im Hohentwieler Burgturm an Stelle eines Gefangenen ein Häufchen Asche vorgefunden, und viel Verhandlung gepflogen hatten, ob ihn in böser Mitternacht der Teufel bewältigt und zu Asche verbrannt, oder ob er entwichen sei, schritt ein Mann längs dem weißgrün schäumenden

Sitterbach über sprießende Matten und Felsgestein bergaufwärts. Er trug einen Mantel aus Wolfsfell über ein mönchisch Gewand, eine lederne Tasche umgeschlagen, in der Rechten einen Speer ... Mit der Linken am Gestein sich anlehnend, schritt der Mann vorwärts. Immer schmäler ward der Steig, der schwarze Abgrund zur Seite rückte näher, schwindelnde Tiefe gähnte herauf ..., jetzt schwand auch die letzte Spur eines Pfades. Zwei mächtige Fichtenstämme waren als Brücke über den Abgrund gelegt. „Es muß sein!" sprach der Mann und schritt unverzagt drüber. Er atmete hoch auf, wie er drüben wieder Boden unter den Füßen verspürte. Er that etliche Schritte vorwärts. Da war die Felswand mächtig geklüftet, eine doppelte Höhle that sich auf, aus rohem Schaft zusammengefügt stand ein schmucklos Kreuz dabei ... Der Fremde kniete vor dem Kreuz nieder und betete lang. Es war Ekkehard — der Ort, wo er betete, das Wildkirchlein.""

Die Höhlenkammer ist leer. Wohl stehen etliche thönerne Schüsseln bei einer Steinplatte, die als Herd gedient haben mag. Auch ein grobgarniges Fischnetz liegt in der Ecke, Hammer, Spaten, ein verrostet Beil dabei und viel zugeschnittene Kienspäne. Ein menschliches Wesen aber ist nicht zu finden; doch Ekkehard bleibt. Er trägt Gras zusammen und richtet sich ein Lager ein. Bald kommt der Schlaf über ihn. In der Frühe wird er durch ein scharfes Hirtenjauchzen aus dem Schlummer aufgejagt. Fackelglanz erhellt die Höhle. Aus dem Dunkeln heraus tritt eine hochgeschürzte Maid ..., ein echtes Bergkind, keck und unerschrocken. „Gott willkommen," ruft sie Ekkehard zu. „Der Vater wird recht froh sein, daß wir einen neuen Bergbruder haben." Sie holt den graubärtigen Senn sofort herbei. Er reicht dem fremden Gast die Hand und lädt ihn ein, zu bleiben. Ekkehard zögert, da er nicht vom Abt gesendet worden sei. „Das ist gleichgültig," erwidert der Alte, „wir kennen keinen Herrn in den Bergen als den Säntis, vor dem schwenken wir den Hut, sonst vor niemand. Wenn's uns recht ist und ihm, hat niemand was drein zu reden." Ekkehard faßt zu dem Hirten Vertrauen, schlägt ein und wird auf dem Wildkirchlein Bergbruder. Den nächsten Sonntag predigt er den Sennen und ihren Angehörigen von Gottes Allmacht und von der Welt der Berge, die jeden Menschen, der mit rechtem Sinn sie genieße, verkläre. Da hat er ihre Herzen gewonnen. Mit Freude sorgen sie für ihren Unterhalt.



Ekkehards Abschiedsgruss.

Aber noch ist Ekkehard nicht genesen; der Sturm in seinem Herzen nicht beschwichtigt. Wilde und wieder wehmütige Gedanken durchtoben ihn am Tage. Wirre Träume plagen ihn zur Nachtzeit . . . Er ist noch nicht reif für die klärenden Wonnen der Einsamkeit. Phantastische, schier dämonenhafte Bilder verfolgen ihn und beengen seine Brust. Es ist eine Spätsommernacht. Eine schwarze Wolke verwandelt sich in Frau Hadwig, die Tannen werden zu Mönchen; sie kommen rutenschwingend, ihn zu strafen. Ekkehard hält es nicht mehr aus. Er flieht wie ein Verzweifelter; stürzt auf halsbrecherischem Wege hinunter zum Seealpsee und hinein in die stille, glatte Flut. „Nimm mich auf! mein Herz will Ruhe!“ ruft er. Er will sein Leben von sich werfen — —.

Am Morgen liegt er in seiner Höhle, von Fieberfrost durchschüttelt, in den Knien todmüde Zerbrochenheit. Erst nach sechs Tagen fühlt er die Gesundheit wieder zurückkehren. Der Trank aus blauem Enzian und die kräftige Alpenluft haben das Fieber gebannt. Genesen an Leib und Seele erhebt sich Ekkehard von seinem Krankenlager. Ueberwunden ist die schwere Krisis, das Gleichgewicht zwischen Körper und Geist wieder hergestellt. Er hört keine Stimmen und sieht keine Phantasmen mehr. Ruhig kann er nun in die Vergangenheit schauen, hoffnungsvoll in die Zukunft. Die Bitterkeit ist aus seinem Denken gewichen. „Und mählich ward ihm die Trübsal der letzten Vergangenheit in mildem Duft verklärt; er dachte an die Herzogin und alles, was auf dem hohen Twiel geschehen, es that ihm nimmer weh. Und das ist das Fürtreffliche gewaltiger Natur, daß sie nicht nur sich selber als ein mächtig wirkend Bild vor den Beschauenden stellt, sondern den Geist überhaupt ausweitend anregt und fernliegend verschwundene Zeit im Gedächtnis wieder heraufbeschwört.“ Da gedenkt er auch der Zeit, wo er Klosterschüler zu Lorsch am Rhein gewesen, und seines Jugendfreundes Konrad von Alzey, wie er ihn einst auf frohen Wandertagen für die alten Helden begeistert hat, die Nibelungen und den Walthari von Aquitanien. „Schlag ein!“ rief er dem jungen Freunde zu, „wenn wir Männer sind und des Sanges geübt, wollen wir ein Denkmal setzen den Geschichten am Rhein.“ — Dieser Gedanke läßt Ekkehard nicht mehr los, bald beherrscht er seine ganze Seele. Schaffenslust bewegt sein Herz, und Lebensfreude blickt aus seinem Auge. Er ist ein anderer geworden in der herrlichen Natur. „Täglich und stündlich, wenn er die allzeit schönen

Gipfel seiner Berge anschaute und die reine Luft mit vollen Zügen einsog, kam es ihm mehr als ein Rätsel vor, daß er seines Lebens Glück erst im Erklären und Deuten vergilbter Schriften gesucht und hernach an einer stolzen Frau schier den Verstand eingebüßt ... Wer das Geheimnis erlauscht hat, das auf luftiger Berghöhe waltet und des Menschen Herz weitet und dehnt und himmelan hebt in freiem Schwung der Gedanken, den faßt ein lächelnd Mitleid, wenn er derer gedenkt, die drunten in der Tiefe Ziegel und Sand zum Bau neuer babylonischer Türme beischleppen ..." Immer mehr reift im Bewohner des Wildkirchleins der Gedanke, das Lied Waltharis zu singen, immer klarer treten vor ihn die Gestalten der Dichtung. Alsbald wird ein Handbub nach dem Kloster St. Gallen geschickt, zum Klosterschüler Burkhard, daß er ihm Pergament mitgebe samt Farbe und Rohrfeder, auch eine Harfe. Nicht lange geht es, und er ist im Besitze des Gewünschten.

„Ekkehard aber nahm die Harfe und setzte sich unter das Kreuz vor die Höhle und griff eine fröhliche Tagweise; er hatte lange nimmer die Saiten gerührt, es that ihm wundersam wohl, der mächtigen Einsamkeit gegenüber in leisen Tönen auszusprechen, was ihm im Herzen lebte, und die Musica war ein guter Verbündeter dem Werke der Dichtung." (Bild Seite 229.)

Das Waltharilied hat immer mehr Gestalt angenommen, in lebendurchatmeten Bildern zieht es an ihm vorüber. In emsigem Schaffen, mit glühendem Eifer schreibt er es nieder, in lateinischen Versen, nicht in der deutschen Muttersprache; sie deucht ihn noch zu rauh. Erfüllt ist sein Herz von Sang und Klang, und seine Hand muß sich sputen, dem Flug der Gedanken nachzukommen. In kurzer Zeit ist das Lied vollendet. Und als er fertig, jubelt er auf, daß die Tropfsteine in seiner Höhle verwundert einander zublinzeln. Ekkehard ist genesen.

„Echte Dichtung macht den Menschen frisch und gesund." Ekkehards Wangen haben sich in währender Arbeit strahlend gerötet. Es ist ihm wohl geworden; drum sitzt er abends beim alten Senn auf der Ebenalp und trinkt ihm tapfer zu. Er nimmt ihm das Alphorn vom Nacken, tritt auf ein Felsstück und bläst nach den fernduftigen Hegauer Berggipfeln hinüber, frohgewaltig, als wollt' er die Herzogin herausblasen auf den Söller, und Praxedis dazu, und wolle sie mit Lachen begrüßen.

„Wenn ich wieder auf die Welt käme," sprach er zu seinem Freund, dem Alpmeister, „und hätte vom Himmel hernieder zu fallen und die Wahl wohin, ich glaube, ich ließ mich zum Wildkirchlein fallen und nirgends anders hin."

Ekkehard ist geläutert. Er hat den schweren Seelenkampf durchgekämpft, und als edle Natur ist er gestärkt aus ihm hervorgegangen, vom tastenden Jüngling zum selbstbewußten, thatenfrohen Mann herangereift.



Sein Abschiedsgruss.

Mählich geht's in den Herbst hinein. Schon glänzt frischer Schnee auf den Bergkuppen. Ekkehard hält den Sennen die letzte Bergpredigt. Sie rüsten sich zur Heimkehr. In festlichem Zug geht's thalab. Still und einsam wird's um Ekkehard. Er tritt vor die Klause. Im stillen Bergleben hat er erkannt, „daß die Einsamkeit nur eine Schule fürs Leben ist, nicht das Leben selbst, und daß wertlos verderben muß, wer in der grimmen Welt immerdar nur müßig in sich hineinschauen will".

„Es hilft nicht," sprach er, „auch ich muß wieder zu Thale. Der Schnee weht zu kalt, und ich bin zu jung, kann kein Einsiedel bleiben:

Fahr wohl, du hoher Säntis, der treu um mich gewacht,
Fahr wohl, du grüne Alpe, die mich gesund gemacht!
Hab' Dank für deine Spenden, du heil'ge Einsamkeit,
Vorbei der alte Kummer — vorbei das alte Leid.
Geläutert ward das Herze, und Blumen wuchsen drin:
Zu neuem Kampf gelüstig, steht nach der Welt mein Sinn.
Der Jüngling lag in Träumen, dann kam die dunkle Nacht:
In scharfer Luft der Berge ist jetzt der Mann erwacht!

Ekkehard macht sich reisebereit. Er hängt die Reisetasche um, in derselben, sorgsam eingehüllt, hat er sein Teuerstes, das Waltharilied. Dann rüstet er sich mit Bogen, Köcher und Pfeilen; was unbrauchbar, läßt er zurück. Noch einmal schweift sein Blick über die Stätte, wo er Glück und Seelenheil wieder gefunden, dann schreitet er den gewohnten schwindelnden Pfad hinunter. An der Felswand zum Aescher hält er

an, winkt hinauf zu seiner Einsiedelei und thut einen Jodelruf, daß es am Kamor erklingt und am Hohen Kasten. „Der kann es," sagt ein heimkehrender Hirt unten im Thal zu seinem Gefährten, „schier wie ein Geißbub," meint der andere.

Ekkehard lenkt seine Schritte dem Bodensee zu. Es ist gerade Zeit der Weinlese und ein milder Abend. Frau Hadwig sitzt im Gärtlein ihrer Burg, ihr zur Seite die treue Praxedis. Sie hat unerquickliche Zeiten durchgemacht. Ihre Gebieterin ist verstimmt und unzugänglich. Es will auch heute kein Gespräch zu stande kommen; denn es ist genau ein Jahr verflossen, seit sie über den Bodensee fuhren und beim heiligen Gallus vorsprachen. Praxedis erinnert die Herzogin daran. Diese schweigt. Dann erzählt die Griechin, daß, wie Herr Spazzo vom Reichenauer Abt erfahren habe, am Säntis ein neuer Homer aufgetaucht und der Sänger niemand anders sei als Ekkehard aus der Klosterschule St. Gallen.

„Schweig!" spricht die Herzogin, „ich will nichts davon wissen." Praxedis geht betrübt von dannen.

„Frau Hadwigs Herz aber dachte anders, als ihre Zunge sprach. Sie trat an des Gärtleins Mauerwehr und schaute hinüber nach den helvetischen Bergen. Dämmerung war eingebrochen, schwerfällige lange stahlgraue Wolkenstreifen standen unbeweglich über dem Abendrot, wie darauf genagelt, das zitterte und flammte wehmütig drunter vor. Im Rinnen und Zerrinnen des letzten Tagesstrahls war auch ihr Denken weich. Ihr Auge blieb drüben am Säntis haften — es war ihr, als hätte sie eine Erscheinung, als thäte sich der Himmel auf und seine Engel kämen durch die Lüfte gefahren und senkten sich hernieder zu jenen Höhen, und brächten einen Mann getragen im wohlbekannten

Mönchsgewand — und der Mann war blaß und tot, und ein Lichtglanz, schön und lauter, umschwebte das luftige Geleit . . .

Ein zischender leiser Ton schreckte die Herzogin auf, ihr Auge streifte an dem Felsabhang vorüber, über den einst der Gefangene entronnen, eine dunkle Gestalt entschwand im Schatten, ein Pfeil kam über Frau Hadwigs Haupt geflogen und sank langsam zu ihren Füßen nieder. Sie hob das wundersame Geschoß auf. Nicht Feindeshand hatte es dem Bogen entschnellt, feine Blätter Pergamentes waren um den Schaft gewunden, die Spitze umhüllt mit einem Kränzlein von Wiesenblumen. Sie löste die Blätter und kannte die Schrift. (Bild Seite 239.)

Es war das Waltharilied. Auf dem ersten Blatte stand mit blaßroten Buchstaben geschrieben: Der Herzogin von Schwaben ein Abschiedsgruß! und dabei stand der Spruch des Apostels Jakobus: Selig der Mann, der die Prüfung bestanden! Da neigte die stolze Frau ihr Haupt und weinte bitterlich. — — — — —

Damit klingt die Dichtung aus; wuchtig und doch mildversöhnend. Die Herzogin, die einst den blonden Jüngling aus St. Gallen an sich gefesselt und ihn verlassen und von sich gestoßen, als er der überwältigenden Leidenschaft nicht mehr Herr werden konnte, hat sich schwere Schuld aufs Haupt geladen. Sie hat sie gesühnt. Ihre Thränen deuten es an. Frau Hadwig bleibt infolgedessen auch unvermählt. Ueber Ekkehard darf in ihrer Gegenwart allerdings nie gesprochen werden; aber das Waltharilied wird von ihr fleißig gelesen, es gewährt ihr Trost in der Einsamkeit. Und die Mönche von Reichenau haben oft erzählt, daß sie das Lied fast auswendig wisse.

Ekkehard gelangt am sächsischen Kaiserhofe zu hohen Ehren. Er wird des Kaisers Kanzler und Erzieher des jungen Königs. Praxedis kehrt nach etlichen Jahren, einer unbezwinglichen Sehnsucht folgend, in ihre sonnige Heimat zurück. Moengal stirbt eines sanften Todes. Audifax lernt die Goldschmiedekunst und führt Hadumoth, die Gefährtin seiner Jugend, als angetrautes Ehegemahl heim, und Burkhard, der Klosterschüler, wird ein berühmter Abt des Klosters Sankt Gallen.



Es ist eine herrliche Dichtung, ihr Inhalt voll Geistesfülle, reizvoll und edel. Die Charaktere sind scharf und lebensvoll gezeichnet. Die Darstellung ist realistisch und doch duftig, des Lesers Herz mit geheimnisvoller Gewalt packend. Von alledem an Hand der Bilder dem Hegauwanderer einen Begriff zu geben, ist unser Zweck gewesen. Und wenn wir dadurch dem klassischen Dichterwerke neue Freunde, dem poesieumdufteten Hohentwiel noch mehr Bewunderer geworben, dann ist auch unser Wunsch erfüllt.

„Als ich zum ersten Mal dich las,
O ‚Ekkehard', du trauter,
Da wurden mir die Augen nass,
Und immer tönt' es lauter:
Da musst du hin, du musst ihn sehn
Den Ort der Heldensage,
Wo so viel Lieb' und Hass geschehn,
Und so viel Lust und Plage."

E. B.





Ein Gang durch Hohentwiels Ruinen.

„Als ich zum erstenmal dich sah,
Dich Fels mit deinen Trümmern,
Da ging es mir im Herzen nah,
Und wollt' mich fast bekümmern.
Doch aus des Berges Schutt und Staub
Erklang's wie Geisterwehen:
Das Schönste wird des Schicksals Raub,
Es muss, o Schmerz, vergehen!“
E. B.

Geschichtliche Erinnerung und duftige Poesie haben dem Felsenberg besondern Wert verliehen und ihn dem Wanderer lieb gemacht. Was von einstiger Größe, vergangener Pracht noch übrig geblieben, drängt es uns zu sehen. Darum treten wir vom blumigen Karlsplatz weg durch das arg zerstörte, rundbogige Eugensthor auf den Platz der Vorburg und über eine feste Holzbrücke in diese selbst.

„Leicht ist Einlass zu gewinnen,
Kein Gewaffen sperrt den Weg,
Und kein Hornstoss von den Zinnen
Meldet, dass ein Wandrer naht.“

Links und rechts von uns erheben sich die düstern Trümmer der einstigen Offiziers-, Verwaltungs- und Kasernengebäude mit ihren verwegen in die Luft ragenden Giebeln. Aus den dunkelfarbigen, kahlen, massigen Mauerresten heraus wachsen schlanke Laubbäume, prächtige Eschen, blätterreiche Ulmen; Haselnuß- und Eichenstrauch, dichtrankendes Schlinggewächs, blühende Waldrebe verdecken deren argbeschädigte Grundmauern, und grüner Rasen und weiches Moos wuchert über den mächtig in die Landschaft ragenden Bastionen und Sternschanzen. Auf dem weiten Platze finden sich hin und wieder felsenartige Mauerstücke, Ueberreste gebrochener Bauten der obern Festung. (Bild Seite 237.)

Zu dieser führt der Weg steil aufwärts an einer links jäh abstürzenden, rechts fast senkrecht ansteigenden Felswand, deren blaugrauer Mantel geschmückt ist mit seltenen Pflanzen, mannigfaltigen Blumen, in den herrlichsten Farben prangend. Zwischen den Kellereigebäuden und den Baumagazinen bergan gelangen wir zu einer Brücke, auf mächtigem Pfeiler liegend, über schauerliche Felsenkluft sich spannend, vor welcher einst ein trotziger Turm stand. Widerholt und die Seinen nannten ihn das „Salzbüchsle“, und seine Feinde verstanden wohl, was er damit sagen wollte. Immer mühsamer wird der Weg, immer tiefer der Abgrund, schwindelnder der Niederblick. Vorbei an dem ehemaligen Schilderhaus „Werda“ auf der Königsbrücke über einen zweiten schluchtartigen Abgrund, erreicht man das gänzlich zertrümmerte Felsenthor und den Schmiedefelsen, wo einstens Schmiede, Schlosser und andere Handwerksleute ihre Werkstätten hatten. Wild sieht es aus in dieser Umgebung und recht felsenhaft, um so lieblicher ist von hier aus die Aussicht auf die Hegauberge mit ihren Ruinen, die in schönstem Kranze vor unsern Augen liegen. Ueber den Felsen hinweg führt uns der Weg auf die wohlbewehrte Friedrichsbastion, von welcher aus die Vorburg einst mit ganz besonderem Nachdrucke verteidigt werden konnte. Aber hier wurde auch im Jahre 1800 Kriegsrat gehalten und der unbesiegbaren Feste Untergang beschlossen. Dann geht es auf einer dritten und letzten Brücke, die einen aus dem Felsen gebrochenen tiefen Graben überführt, zum oberen Eingang der Festung. Rechts davon lag die Kommandantenwohnung und das Kriegsgerichtsgebäude, von dem kaum mehr die Fundamente sichtbar sind. Alles ist mit Moos und Gestrüpp überwuchert, und im Garten des



Hohentwiel: Das Eugensthor mit Karlsplatz.

Kommandanten wächst reichlich Unkraut. Nur das Pfefferkraut und der wohlriechende, dunkelblau blühende Ysop haben die Zerstörung überdauert und erfreuen, wie noch manch ander schönes Pflänzlein, des Blumenfreundes Auge. Linker Hand, verborgen im Dickicht des Waldes, erblickt man einen hohen viereckigen Mauerpfeiler, der mit dem Hauptgebäude in Verbindung stand, das Belvedère genannt wurde und ein reizendes „Luginsland“ gewesen sein muß. Ueber dem aus grauem Sandstein erbauten Renaissancethor, das heute auch „Neues Portal“



Hohentwiel: Grundriss der untern Festung (Vorburg).

genannt wird, ist eine in den Ruinen aufgefundene Steinplatte eingemauert, die einerseits das Widerholtsche Wappen trägt, das, mit zwei Meerfräulein umrahmt, echt künstlerisch ausgeführt ist. Anderseits erblickt der Eintretende eine noch ziemlich gut erhaltene Inschrift:

Durch Gottes Gnad und Heldentreuw,
Dis vöste Haus hier stehet Neuw,
Der Feindt hats zwar fünfmal geschreckht,
Doch hat der Herr zum Schutz erweckht
Den Widerhold, der fünfzehn Jahr
Dasselb beschützt in Feindts Gefahr.
166..

Sie stammt unzweifelhaft aus einer Zeit, als Widerholt noch Kommandant war, und vermutlich sind es gutdenkende Freunde gewesen, die dem wackeren Verteidiger Twiels auf diese Weise ein Denkmal setzen wollten. Er hat es wohl verdient. Und sind auch die Gebäude, die er einst errichtet, in Schutt gefallen, die Tafel, die seines Namens Ruhm verkündet, hat all den Graus überdauert. Wem fällt da nicht das Schriftwort ein: „Ein guter Name währet ewig."

Nun stehen wir auf dem Grund und Boden der obern Festung, vor einem Gewirr traurig blickender Trümmer. Geradeaus gehend, vorbei am Klosterbau und um denselben herum gelangt man zunächst zu den Ueberresten eines halbrunden Lazarettbaues „Gutgenug", von da aus betritt man die Herzogsbastion, die in stumpfem Winkel über den jetzt waldbewachsenen Bergabhang hinausspringt; massige Mauerreste, auf Felsen lagernd, zeigen noch die Orte, wo die Pulvertürme „Tiger" und „Löwe" standen. In Kriegszeiten war hier auch der Friedhof. Manch tapferer Soldat schläft hier, der in der gefahrvollen Zeit der Belagerung eine Beute des Todes wurde. Es mußte sich gut ruhen lassen fernab vom Menschengetümmel, auf einsamer Bergeshöhe. Als in der Pestzeit auch der Pfarrer der Besatzung hingerafft wurde, mochte Widerholt manches Mal in Vertretung des Seelsorgers hier gestanden haben, einem treuen Kameraden den letzten Gruß zurufend. Wir weilten da länger als sonst. In Singen ertönte Glockengeläute, der Wind trug's auf den Berg. Uns war's, als kläng' es ganz besonders feierlich, als wüßten die Glocken von den ernsten Gedanken, die uns über diesem Totengarten bewegten. —

Unweit davon befindet sich die kleine Bastion, auf derselben ein Halbrundturm, die Wilhelmswacht, mit einer Unterstandshütte, von der man gegen Süden und Südosten, hinweg über das sonnenbestrahlte dunkle Grün der Bäume, eine herrliche Aussicht auf den See und die Alpen genießt. Mit der letzten Bastion in Verbindung steht das Bollwerk „St. Erdmann" mit dem auf wildem verwittertem Gefels stehenden, mit allerlei Buschwerk umhüllten Pulverturm, „der Parther". Oberhalb desselben streifen wir die Eberhardswacht. Da in der Nähe muß der vielverdiente Oberst von Wolfskeel begraben worden sein. Ob er diese schwach befestigte, von einem kühnen Feinde wohl zu ersteigende Seite des Berges mit seinem Leibe schützen wollte? Mag sein. Wir

wissen, wie er mit ganzer Seele am Hohentwiel hing; umsichtig und schlagfertig hatte er das Zeug zu einem Widerholt, und wäre er im Jahre 1800 noch am Leben gewesen, würde die Feste niemals so schmachvoll in Feindeshand gefallen sein. Doch was wollen wir rechten, alles Irdische ist vergänglich, und auch dem Twiel mußte einmal sein letztes Stündlein schlagen, so oder anders, später oder früher sein Ende kommen. Und es kam — ruhmlos genug, wie bei manchem Menschen, der sonst geehrt und gepriesen war.

Merklich fängt der Weg zu steigen an. Links liegt die von Widerholt erbaute Kanzlei und der Neubau, diesem gegenüber der Eberhardsruf, ein kleiner Wachtturm, früher „Schützen-Trunle" genannt. In dem Kanzleigebäude befand sich auch die Wirtschaft der Feste, und hier jedenfalls ist den Steinträgern der Willkomm geboten worden. Da lag sodann das Willkommbuch auf, in welches sich die Bergbesucher in Poesie und Prosa verewigten. So bemerkte Christoph Friedrich von Eyb:

„Im Regen und im Schnee
Trug ich 100 Pfund in die Höh'."

Ein Herr D. von Pfull schrieb am 12. April 1697:

„Ich habe getragen 53 Pfund,
Den Becher ausgesoffen auf den Grund."

und ein G. F. Forstner zur gleichen Zeit:

„O wie thut mir mein Buckel und Axel so wehe,
Wann ich muss tragen 67 Pfund schwer in die Höhe."

Dem Freiherr von Ow war das Steinetragen schon eine leichtere Aufgabe:

„Ich trug ein Stein auf Hohentwiel
Von 50 Pfund, ist gar nicht viel,
Doch tranke aus dem Becher Wein,
Gott woll mir weiter gnädig sein."

Einer, der sich nicht überladen hatte, schrieb:

„Ich hab' getragen gar nicht sehr,
Hergegen gesoffen desto mehr."

Aufrichtiger, aber auch bescheidener war ein H. von Wöllwahrt:

„Ich hab' getragen herzlich schwer,
Aber gesoffen nicht gar sehr."

Daß der Wein, welcher geboten wurde, nicht von der übelsten Sorte war, läßt uns der Rentkammer-Rat Bösenius vermuten. Er schrieb:

„Sieben gross' und starke Gäule
Brauchen eine gute Weile,
Bis sie zieh'n ein Fass mit Wein
An dem Berg zur Burg hinein.
Ey! so ist es auch kein Wunder,
Wenn ein frischer und gesunder
Rat, nicht ohne Müh' und Schweiss
Einen Stein zu bringen weiss.
Doch der Willkomm labet wieder,
Stärket die geschwächten Glieder,
Dass man auch der Müh' nicht acht,
Die die Last zu tragen hat."

Auch der Gardegrenadier-Hauptmann F. M. von Brandt sang das Lob des Weines:

„Ich liederlicher Lumpenhund,
Hab' getragen nur 39 Pfund,
Der Wein ist allhier gar gesund,
Drum trink ich auch bis auf den Grund."

und ein trinklustiger Sekretarius F. F Wölfing dichtete:

„Ich hab' getragen einen Stein,
Dabei geschwitzt im Sonnenschein,
Getrunken drauf gar guten Wein,
Der heisst ‚das liebe Junkerlein'."

Guter Wein schafft muntere Laune, und diese wieder bewirkt trefflichen Einfall. Die Einträge ins Fremdenbuch sind dafür ein sprechendes Zeugnis; sie sind originell und zeugen von gesundem Sinn. Für diejenigen, die auf dem Gang durch die Ruinen allzu ernst gestimmt wurden und doch wieder lachen wollen, mögen zur Stärkung des Frohsinns etliche Reime erwähnt werden.

„Gott im Herzen, die Liebste im Arm,
Vertreibt alle Schmerzen und macht fein warm."
H. von Stein.

„Kein Ding ist, das ich ringer acht,
Als leichter Seckel und leer Fass,
Darzu alt' Hosen und bös' Schuh,
Wer will, setz ein bös' Weib darzu."
L. Burgauer, Schaffhausen.

„Ein wacker Mädchen, ein schönes Pferd,
Ein Glas von diesem roten Wein,
Wer das veracht',
Der muss nicht durstig sein."
Levin von Kniestedt.

„Kreuz hat der Schimmel,
Doch kommt er nicht in Himmel."
D. Schultz.

„Wie manche schöne Blume verwelkt auf einer dürren Heide,
Wie manche schöne Lilie in einem trucknen Grunde,
Wie manches schönes Mägdelein in einem schlechten Kleide,
Wie manche kluge Red' verschwind' in eines Armen Munde."
Joh. Schuckart.

„Ein recht vertrauter Freund, ein Glas mit gutem Wein,
Wo Brett und Kartenspiel und schöne Damen sein,
Sie seind in dieser Welt alleinig unsre Lust,
Worin uns sonsten nichts als Traurig's ist bewusst."

* * *

„Verlasse dich auf Menschen nicht,
Sie seind wie eine Wiege,
Wer heut' das Hosianna spricht,
Spricht morgen Cruzifige."
J. Adem Osiander, med.

„Ich lieb' was fein ist, obgleich es nicht mein ist
Und mir nicht werden kann, so hab' ich doch Lust und Freud daran."
J. J. Veltmann, Nürnberg.

„Wer stetig schwitzen will, den lass man Steine tragen,
Und henk' zum Ueberfluss ihm noch ein Weib an Kragen.
Was gilt's, der Lenden Saft
Und aller Knochen Kraft,
Die werden ihm vertrieben,
Es wird gereuen ihn das Tragen und das Schieben."
G. S. von Leiningen. 104 Pfd.

„Man schnauft bei dieser Last, und sagt es sei zu schwer,
Und mancher traget doch auf seinem Kopf noch mehr,
Könnt' man die Hörner hier wie diese Stein ablegen,
Wie manchen würde dies zu dieser Reis' bewegen."
Chr. de Luzelbourg. 08 Pfd.

„Wan Falschheit dete brennen wie das Feuer,
So wer das Holz nur halb so teuer."
Hptm. Bretau.

„Wer hübsche Mädel hasst
Und auf Soldaten schielt,
Der ist mit Haut und Haar,
Des Teufels Ebenbild."
von Rockhausen.

„Die Weiber und der Wein, die bringen mich um das Mein,
So kann ich doch den Teufelsding gleichwohl nicht feinde sein.
von Künsberg.

„Wer Wasser trinkt und Wein veracht',
Hat sich selbst zum Tier gemacht."
E. B. von Hornstein.

Beständigkeit haben,
Sind treffliche Gaben,
Doch Wechseln ist auch
Ein herrlicher Brauch.
B. von Mentzingen.

Nicht wahr! Das Fühlen der Alten war gleich dem unsrigen. Ihr Denken drehte sich wie heute noch um „Wein, Weib und Gesang", doch vergaßen sie daneben auch Gott nicht, und manches treffliche Wort ist ihm gewidmet. „Gott allein die Ehr', sonst niemand mehr" war



Hohentwiel: Grundriss der obern Festung.

der Altvordern Grundsatz, darum war auch ihre Freude weniger befangen, die Fröhlichkeit minder vergiftet und übersprudelnder als die unsere.

In der Nähe des Eberhardsrufes befindet sich der Scheffelplatz mit Tisch und Bank, beschattet von einigen kleineren Bäumen, ein idyllischer Ort, wie gemacht zum Träumen. Dahin dachte sich der Dichter Hadwigs Burggärtlein. „Es ist ein feiner Platz, als wie eine Hochwacht; denn steil abwärts springt der Fels, also daß man, über die



Hohentwiel: Ruinen und Burgweg vom Alexanderthor gesehen.

Brüstung gelehnt, einen Stein mag hinabschleudern ins tiefe Thal, und wer sich am Ausspähen erfreut, der kann Umschau halten über Berg und Fläche und See und Alpengipfel, keine Schranke hemmt den Blick." Oft hat sich Meister Joseph hier aufgehalten. Da hat er an seinem unsterblichen „Ekkehard" gearbeitet, und auch später weilte er noch gerne an dieser schönen Stelle.

Dem Neubau gegenüber liegt das Bandhaus, in welchem die Küfer ihr Wesen trieben, unter demselben zieht sich ein gut erhaltenes, zum Teil in den Felsen gehauenes tiefes Gewölbe hin, das einst zur Aufbewahrung der Munition bestimmt war.

An dieses Gebäude schließt sich an das Zeughaus, in dem einst allerlei seltsames Kriegsgeräte zu sehen war, eroberte Fahnen, Waffen und Kanonen, der durch eine Jungfrau einem kaiserlichen Soldaten abgenommene Spieß und die 27 Geschütze, die zur Verteidigung Twiels bestimmt waren. Kunstvoll gegossene Kanonen, mit Inschriften versehen, oft drolligen, sogar furchterregenden Inhalts. Da war eine Viertels-Karthaune mit dem Bilde von Simson, wie er mit dem Löwen ringt und dem Spruche:

Wie Simson den Lewen bezwang,
Also ich meinen Feind empfang.
Uf Hohentwiel hin horche ich,
Und meine Feind von weitem sich.

Ein Vierundzwanzigpfünder, genannt „der Ber", darauf die Inschrift:

Ich alter Ber thu brummen sehr,
Mit meiner Pfeiff ich als umkehr.

Ein verjüngtes Stück, 6 Pfund Eisen schießend, mit den Reimen:

Stets zu dienen bin ich bereit — Meinem Herrn in diesem Streit;
Wann alle Stücke krachen — Thut mir das Herze lachen,
Dann zieh' ich aus mein Degen — Und thu mein Feind erlegen.

Ein einfaches Falkonet, das Bild eines Fuchses zeigend, spricht:

Das Füchslen man mich nennen thut,
Nehr mich mit meiner Feinden blut.
Wann ich derselben thu ein erschleichen,
Muss der Haar lassen, kan nit weichen.

Eine ganze Karthaune, schoß 48 Pfund, darauf ein Hahn war mit der Aufschrift:

Wann ich Hahn kräh uf Hohentwiel,
Mach ich dem Feind der Unruh viel.
Wann mein Geschrei thut erschallen,
Thun viel derselben zu Boden fallen.

Solcher Art waren die Reimlein auf den „verjährten Karrenbüchsen". Es ist von denselben nichts mehr vorhanden; wo sie einst standen, wächst Gras und ander zierlich Gewächs, und an Stelle des fürstlichen Geschosses blüht stolz die majestätische Königskerze als Arznei fürs Leben, nicht Pulver zum — Sterben. Es kräht jetzt kein „Hahn" mehr, nimmer brummt der „Bär", die Franzosen haben dafür gesorgt. Aus verderbenbringenden Kugelschlünden wurden sie zu friedsamen Glocken umgegossen; und in ganz anderer Tonart erklingt jetzt ihre Melodie. Einst war sie hart und herb anzuhören von des Twiels erhabener Höhe, jetzt aber tönt sie rein und zart vom stattlichen Kirchturm. Nimmermehr erheben sie ihren Ruf zu schrecklichem Kriegstanz, wohl aber zur Sammlung friedliebender gläubiger Seelen.

Zu beiden Seiten des stattlichen Zeughausthores erglänzen die erzgegossenen, gut getroffenen Reliefbilder von Scheffel und Bismarck. Sie wurden von der Rottweiler Hohentwielgesellschaft gestiftet und zu Pfingsten 1888 feierlich enthüllt. Was haben diese beiden Männer mit einander zu thun? fragt man sich, und wer den Dichter genauer kannte, stößt sich zuerst an dieser Zusammenstellung. Ist es doch bekannt, daß Scheffel nie Freund Bismarckscher Politik war, daß er nur grollend einem Hohenzollern die Kaiserkrone, dem Preußenlande die Führung überlassen sah. Sein Herz war großdeutsch. Allerdings das ruhmreiche Kriegsjahr 1870 hatte auch in Scheffel eine andere Stimmung hervorgerufen. Freudig begrüßte er es; als Erster hat er den deutschen Waffen zugejubelt. Bismarcks unentwegtes Festhalten an dem einmal sich vorgesteckten Ziele fand bei unserem Dichter große Anerkennung. „Ich liebe ihn und die Seinigen in ihrer Eigenart", schrieb er einst an Anton Werner. Aber auch Bismarck ehrte Scheffel seiner „markigen Schreibweise" wegen. Und als ihn ersterer mit tausend anderen zur fünfzigjährigen Geburtsfeier beglückwünschte, gab er ihm schnellbesonnen die treffende Antwort:

„Einige Zeilen Geschichte
Sind mehr denn tausend Gedichte."

Daß Meister Joseph auch mit dem Reiche sich aussöhnte und Frieden machte, bekunden seine schönen Worte:

„Ahnend schauen,
Gott vertrauen,
Lebend'gen Quell nicht rückwärts stauen,
Mehr vermochten die Alten nicht.
Uns vom Feind herauszuhauen,
Vereint am Reiche weiterbauen,
Ist des heut'gen Mannes Pflicht!"

Die beiden überlebensgroßen und gut getroffenen Bilder werden verbunden durch eine über dem Thore befindliche, in Erz gegossene Inschrift:

„In Thal und Lied
Ein neues Leben blüht
Aus den Ruinen"

die uns die seltsame Vereinigung beider Männer erklären soll. Bismarck hat Deutschland wieder erneuert und das Deutschtum gefestigt, und Scheffel die deutsche Poesie in neue Bahnen gelenkt, ihr die echte Naturwüchsigkeit und humorvolle Frische wieder zurückgegeben. In dessen Dichtungen erkannte das Volk sein Denken und Fühlen wieder, fand es einen guten Teil seines Selbst. Ihn verstehen alle, der Gebildete wie der einfache Handwerker, sie fühlen heraus die verwandten Züge, das geistige Band, das sich um alles schlingt, die deutschen Stammes sind, „vom Fels zum Meer". Ehe noch das deutsche Reich zur Wirklichkeit ward, ehe Reichsschmied Bismarck dem zersplitterten Deutschland im Feuer gewaltiger Kämpfe die Einigkeit geschmiedet, da hatte Scheffel mit seinen Dichtungen bereits die Einigung des Geistes im Süden und Norden vollzogen.

Bismarck und Scheffel waren durch und durch deutsch. In beiden einten sich die alten deutschen Tugenden, der Mannestreue und Einfachheit, beide hatten eine tiefe Liebe zur Natur, beide waren gleich berühmte klassische Schilderer ihrer Schönheiten. Von jedem aber kann gesagt werden:

Du warst kein Gott noch Halbgott,
Wie dich Schwärmer nennen,
Ein Deutscher nur, der seine Kräfte fühlte
Und uns gelehrt, uns selber zu erkennen.

Noch ein Blick auf Scheffel und das Land, das er besungen, und wir wenden uns links zum Rondell Augusta, einem mächtigen runden Turme, dem größten der Festung. Herzog Christoph hat ihn zum Schutze der wenig verwahrten Südwestecke aus gewaltigen Quadersteinen erbauen lassen. Eine mit einem Türmlein versehene Wendeltreppe führte in ein kunstreich erbautes Backsteingewölbe, mit eigen-



Hohentwiel: „Neues Portal".

artigen Schießscharten. Das Meiste ist zerfallen. Knorrige Föhren und Fichten in ihrem dunkeln Grün und der blauschimmernde Wacholderstrauch haben in den Mauerresten Wurzel gefaßt. Neben dem Rundturm befindet sich das scharfe Eck oder die Altane mit überraschender Aussicht und einem tiefergreifenden Niederblick auf die traurigen Ruinen der untern Festung, „welche wie verlassene Waisen um ihrer Mutter



Hohentwiel: Ruinen der Vorburg.

Grabsteine herumstehen." Nun geht es zwischen dem Zeughaus und der Ringmauer hindurch auf schmalem Pfade auf einen hochgelegenen freien Platz, der von einem üppigen Kirschbaum überschattet, von wilden Apfel- und Birnensträuchern bewachsen ist. Links an dessen Nordwestende stand der Hochwachtturm, der einst mit dem untern Thor in Verbindung gestanden haben muß, rechts schauen vom Boden heraus die kreisrund gemauerten Fundamente einer Windmühle, die Widerholt erbaute, als ihm seine Mühlen an der Aach vom Feinde zerstört wurden, und vor uns haben wir die stattlichen Ueberreste der Herzogsburg, des sogenannten „Hadwigschlosses". (Bild Seite 141.)



Einst war das Schloß ein stolzes Gebäude mit drei Flügeln, das eine hohe Mauer gen Westen zu einem verschobenen Rechteck verband; es zeigte weite Rundbogenportale, Arkaden und Treppentürmchen im Hofraum. Seine Nordostecke wurde flankiert von einem Rundturm bedeutenden Umfangs; einen kleineren viereckigen Turm trug es auf der südwestlichen Seite. Unter dem Boden hatte es weitgesprengte Kellergewölbe. Seine Grundmauern wie die beiden Türme, noch der mittelalterlichen Burg angehörend, ruhen unmittelbar auf den Felsen. Die Burg stand auf der höchsten Höhe des Berggipfels, begrenzt vom Felsrand; denn gegen Süden, Westen und Norden fielen die Felsen senkrecht zu Thal. Erst später wurde, wie auf der Ostseite, auch hier durch Aufmauerung und Erdfüllung ein freier Umgang gewonnen. Ueberhaupt ist an diesem Schlosse viel gebaut und gebessert worden im Verlaufe der Jahrhunderte, vom alten Baue ist wenig mehr zu erkennen. Daß er einst romanisch war, beweisen uns einzelne Ueberreste, die zufällig erhalten blieben, so ein Säulenstumpf aus grauem Sandstein, bei der Kommandantenbrücke liegend, ein kanneliertes Säulchen links am neuen Portal eingemauert, endlich der Schlußstein am innern Hofportal der Burg selbst, der gegen oben romanische Ornamente trägt. Beim Umbau durch Herzog Christoph ist das Schloß fast neu erstellt worden, die Gemächer wurden geräumiger und lichtvoller, die Gänge erweitert, die Einrichtung „fürstlicher", damit die Bequemlichkeiten mannigfaltiger.

Nun liegt sie in Trümmer, die feste Burg mit ihren Türmen und Zinnen, und in Schutthaufen tief begraben.

„Drinnen ist es öd' und stille,
Im Hofe hohes Gras in Fülle,
Im Graben quillt das Wasser nimmer,
Im Haus ist Treppe nicht, noch Zimmer,
Ringsum die Epheuranken schleichen,
Zugvögel durch die Fenster streichen —."



Hohentwiel: „Ekkehardturm".

Durch die kleine rundbogige Ausgangspforte betreten wir den Burghof. Er gleicht einem verwilderten Garten. Schlanke Birken und Eschen, allerlei kleineres Strauchwerk, saftig grünes Gras und üppig wuchernder Epheu umgeben den Burgbrunnen, bedecken die Schutthaufen und hindern das Gehen. Eine Bank ladet zum Sitzen ein. Zur Linken befindet sich die beinahe zwei Meter dicke Umfassungsmauer, die sich oben verjüngt, nirgends Fensteröffnungen oder ursprüngliche Schießscharten zeigt, aber Spuren von Balkenlöchern, die auf ein



Hohentwiel: Gewölbtes Gemach.

„Läublein" hinweisen, einen Gang, der den nördlichen Flügel mit dem südlichen verband. Rechts erblicken wir die teils zugemauerten, aus gelbem Sandstein erbauten Arkadenbogen mit Küchen und Speisekammern, hinter uns ein geräumiges Gewölbe mit mehreren kleineren Lichtöffnungen gegen Süden, das einst der Marstall gewesen sein soll, und vor uns das große Eingangsthor mit der Jahreszahl 1542, welches einen entzückenden Blick auf die Hügellandschaft und den im Sonnenlicht violettfarbig schimmernden Hohenkrähen gewährt. (Bild Seite 203.) An die nordwestliche Ecke der Verbindungsmauer schließen

sich zwei wohlerhaltene kleinere Gemächer an mit schönen Bogenpfeilern aus gelbem Sandstein, es waren feuerfeste Orte.

Gegenüberliegend, an den Rundturm sich anlehnend, befand sich der kunstvoll gewölbte Rittersaal, der 1846 einstürzte. Dieser, wie die über ihm liegenden Gemächer, hatten hohe Fenster mit Gesimsen aus wetterfestem Blausandstein. Auf dem festgetretenen hundertjährigen Schutt, auf bröckelnden Mauern schreiten wir in das obere Stockwerk und gelangen durch wohlerhaltene Thüröffnungen und obdachlose Räume (Bild S. 127) auf den südwestlichen Flügel, der für uns deshalb wichtig ist, weil er den Staatsgefangenen als Kerker diente. Das geräumige Eckzimmer an der südwestlichen Seite, welches sich durch besonders hohe Fensteröffnungen auszeichnet, war das Gefängnis Johann Jakob Mosers, des edlen Patrioten. An dieses reihte sich die Klause eines Riegers und Knobelsdorf. Alle diese Zimmer bieten liebliche Ausblicke auf den Bodensee. —

Noch haben wir die unterirdische Burg nicht kennen gelernt. Mächtige Gewölbe, zum Teil in den Felsen gehauen, ziehen sich unter dem Schlosse hin; eines, unter dem Hauptportal von Osten nach Westen liegend, war einer der besten Weinkeller. Feine Nasen wollen noch heute den Weinduft verspüren, und nicht nur einer hat sich da unten zu lustigem Trinklied begeistern lassen. Aber faßhohl prallten die Worte an den felsigen Wänden zurück.

„Iz rinnit nich ein tropho mêr,
Der win ist vort gehupfit . .
Ou wê min grôzaz vaz stât lêr,
Sie hâ'nt mirz ûz gesupfit! . .“

Von da aus steigt man in ein bedeutend tieferes Gewölbe, dessen eine Seite ganz von Felsen gebildet ist, dann auf steinigem Pfade und durch nächtliches Dunkel aufwärts in ein drittes Gewölbe, das unter dem Bandhause liegt und bereits erwähnt wurde. Ein anderer gewölbter Raum findet sich noch auf der Ostseite der Burg. Er wurde einstens als Magazin benützt. In einem der unterirdischen Räume soll ein Oelfaß gelegen haben, über dem eine große Lampe hing. Es war nach der Sage das Oelfaß samt dem ewigen Licht aus dem ehemaligen Kloster der Hadwig. Es wird uns unheimlich zu Mute da unten. Kühl und naßkalt weht die Luft, und prickelnd fällt von der Wölbung der Wassertropfen. Es drängt uns zum Ausgang, und bald stehen wir auf sonnigem Platze, der mit der Erzbüste Konrad Widerholts geschmückt

ist; vor unserem Auge die in ihren Trümmern noch stolze Herzogsburg mit dem runden altersgrauen Turme, dem „Ekkehardturm", der wohl der älteste Teil des Gebäudes ist und der einzige achtunggebietende Ueberrest aus Hadwigs Zeit sein mag.

Demnach wäre von Gemächern, in welchen Hadwig geweilt und Ekkehard gelehrt hat, nichts mehr vorhanden? höre ich leise fragen. Nein, von ihrer wirklichen Beschaffenheit nichts mehr; aber in ihren Trümmern und Bestandteilen sind sie noch gegenwärtig. Aus dem Hadwigsschloß entstand ja die moderne Fürstenburg, und diese wiederum fiel in Stücke. Wenn wir heute über die Trümmer wandeln, so schreiten wir über Steine und Mauerbrocken, die einst auch Hadwigs und Ekkehards Fuß berührt haben mag.

Und liegst du auch begraben
In deiner Ahnen Gruft,
Frau Herzogin in Schwaben; —
Wie ewiger Rosenduft

Umweht's mit weicher Welle
Heut' jeden, der sich naht
Der waldumschlossenen Stelle,
Die einst dein Fuss betrat!

W. Schmidt-Hässler.

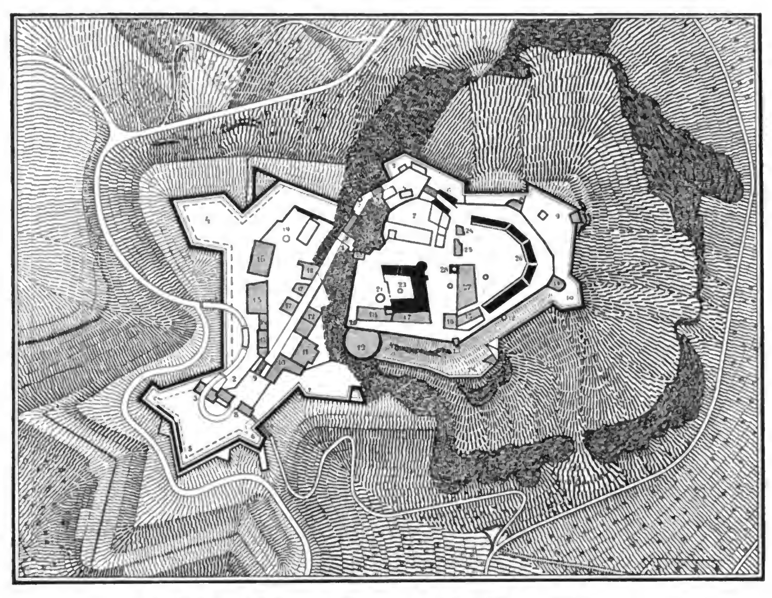
Der Boden also, auf dem wir wandeln, ist dennoch geweihter Boden, und träumen wir in der Burg Ruinen, so baut sie sich selbst herrlich wieder auf, wie sie einstmals war, als Ekkehard glücklich ihre Mauern betrat. Glücklich! Da steht ja der Turm, wo er nach des Dichters Erzählung gefangen lag. —

Dies erinnert uns an ähnliche Gebäude dieser Art. Etwas nordöstlich in die Tiefe schreitend, treffen wir auf ein kleineres Haus, die Wachtstube, worin Offiziere und Soldaten ihre Vergehen abbüßen mußten und allzu heißes Blut wohlthuende Kühlung fand. Dicht daneben stand das Arrestantengewölbe, ein dunkles Gemach, spärlich erleuchtet durch eine kleine Oeffnung; weder Sonne noch Mond konnte hineinschauen. Da saß der Räuber Hannikel und ein Teil seiner gefährlichen Bande gefangen; auch eine Erinnerung, eine steinerne zwar, an die Räuberromantik längstvergangener Tage.

Schon längst weilen wir auf dem geräumigsten und herrlichsten Platze der obern Festung. Wir treten in seine Mitte. Zur Linken haben

wir ein halbkreisförmiges Gebäude, den Klosterbau. Darinnen war die Kapelle, in der Hadwig ihre Gebete verrichtete. Da lebten einst im 10. Jahrhundert Mönche, amteten und sangen und thaten, was der frommen Schwabenherzogin wohlgefiel. Als dann Hadwig starb, zogen sie gen Stein am Rhein, und da ging es in den heiligen Mauern anders zu. Unter den Klingenbergern wurde es zur Kanzlei, unter den württembergischen Herzogen zur Kaserne umgewandelt. Da erschollen andere Lieder, und Sporengeklirr und Säbelgerassel erklang, wo einst fromme Beter ihre Wege wandelten. Am Ende des 18. Jahrhunderts wohnte auf dem linken Flügel desselben der Vizekommandant Wolff, auf dem rechten waren Schule und Pfarrwohnung untergebracht. In der Mitte hausten die Soldaten. Schlecht ist das Mauerwerk, die Zerstörung mehr als gründlich. Schöne architektonische Formen, die wir an andern Gebäuden vermissen, finden wir hier spärlich, nur der Ueberrest eines hübsch verzierten Renaissancegiebels thut uns kund, daß dies Gebäude im 16. Jahrhundert umgebaut und mit hoch in die Luft ragendem Dache versehen wurde. Indessen sind einzelne Thüren im Innern des Hauses, wie die Arkaden, im Rundbogenstil gehalten. Sie weisen auf ein hohes Alter zurück. Vom alten „Kreuzgang", der größtenteils verschüttet liegt, sind noch bedeutende Reste erhalten. Wer sich die Mühe nimmt, seinen Weg über Schutt und Geröll zu nehmen und das Pflanzendickicht zu durchdringen, findet wohlerhaltene, aus Back- und Bruchsteinen erbaute Mauerpfeiler und ebensolche Gewölbe, die durch die hundertfach verschlungenen Wurzeln der auf den Trümmern wachsenden Bäume zusammengehalten werden. (Bild Seite 119.)

Dem alten Kloster gegenüber stand ehemals die „Hand- und Roßmühle", auf deren Fundamenten Widerholt seine Kirche baute, von welcher aber nur noch die vier arg zerstörten, hoch und wild in die Luft ragenden Wände stehen. Noch sind über zwei Reihen kleinerer Fenster, die einst Magazine beleuchtet haben, drei hohe Kirchenfenster sichtbar, welche die gottesdienstliche Stätte bezeichnen. Sonst aber ist der mächtige Bau mit seinem stolzen Turme Wüste geworden. Verrat und Dieberei haben ihm das Ehrenkleid geraubt. Nicht mehr erklingt ergreifendes Orgelspiel, verschwunden sind Kanzel und Altar mit ihrem heiligen Schmuck. Dagegen erschallen in seinen Räumen gefiederter Sänger liebliche Melodien. Allerlei Gestrauchwerk wuchert auf seinem Boden. Wo



Grundriss der Festungsruinen Hohentwiel nach dem Entwurf von Dr. K. Weiss.

einst die Säulen standen, wachsen mächtige Bäume empor und an Stelle der sternbemalten Kirchendecke wölbt sich über dem Ganzen das blaue sonnenstrahlende Himmelsgewölbe. (Bild Seite 167.)

Inmitten dieser beiden von Waldbäumen, sonderlich Eschen und wilden Fruchtsträuchern, verhüllten Bauten dehnt sich der Paradeplatz aus. Heute ist er grasbewachsen. In der Mitte desselben stand einst eine mächtige Linde. Da hielt die Herzogin Hadwig mit ihren Getreuen glänzenden Hof, mit Ekkehard und andern Großen eifrige Beratung. Da versammelten sich die Klingenberger mit ihren Reisigen zur lustigen Jagd oder blutigen Fehde. Hier musterte und übte Ulrich, „der Mann von Twiel“, seine Lanzenknechte. Hier „trillte“ Konrad Widerholt seine Truppen, hielt mit seinen Offizieren Kriegsrat und besprach manch' wohlgelungen Reiterstücklein. In den Friedenszeiten tummelten sich da die Soldatenkinder, und statt der Landesfahnen flatterten hoch im Wind buntfarbige und weiße Wäschestücklein. Da war auch der Ort, wo die Garnison sich sammelte und die Paraden abgenommen wurden. Dann kamen die Franzosen, nahmen von Haus und Hof Besitz und schwelgten im Ueberflusse der Magazine und der Keller. Als die reiche Feste endlich geplündert, sollte sie durch Pulvers Gewalt dem Erdboden gleichgemacht werden. Wie weit dies gelungen, sieht der Wanderer an den noch stehenden Mauertrümmern. Seitdem ist der herrliche Platz verödet. Die drei Linden, die im Jahre 1841 an Stelle der alten abgestorbenen gepflanzt wurden, welkten vorzeitig dahin, und an ihrer Stelle befindet sich heute ein junger Birnbaum, wildgewachsen und stolz sich erhebend, als ob er sich bewußt wäre, welche ehrwürdige Stätte er zu schmücken habe.

Und nun um die Ecke, dem Kirchturm zu, etwas bergaufwärts auf den Burgplatz, auf dem Widerholts wohlgetroffene Büste Aufstellung gefunden hat. Auf unserem Rundgang sind wir etwas wehmütig gestimmt worden. Durchwandelten wir nicht eine Ruinenstadt! Sahen wir nicht von all den Häusern, die der Fels einst trug, nur noch die Mauern und auch von diesen kaum die Hälfte! Von Gebälk ist keine Spur mehr zu sehen. Statt der Wohnstuben und Kammern, der Säle und Werkstätten, der Küchen und Keller, umschließen die Mauerreste wild aussehende Gärten, wo Meister Wind das Säen, der Himmel das Begießen übernahm und die Natur alles so schön ordnete, daß es

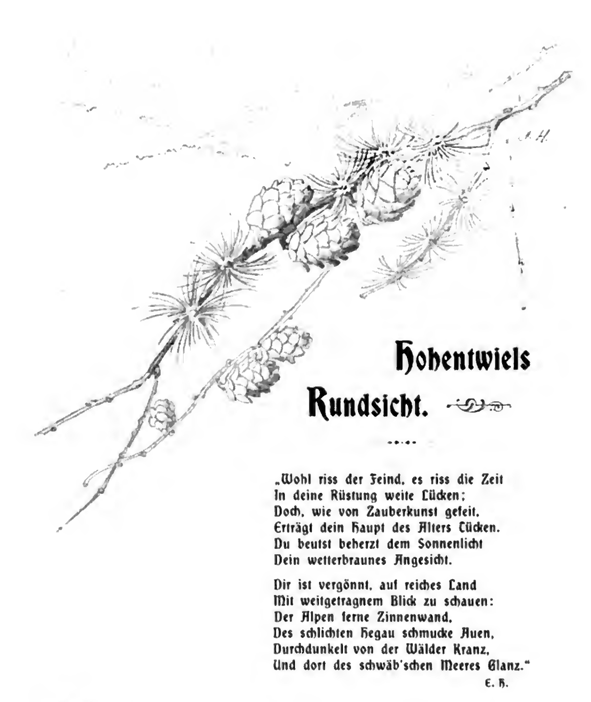
romantischer von Menschenhand nicht hätte geschehen können. In prächtigen Stämmen ragen empor Ulmen und Eschen, Ahorne und Linden, an den Wänden der Hausreihen kriecht hundertjähriger Ephen. In vielverzweigten Büschen zeigt sich die wilde Rose, die Fluh- und Jungfernbirne mit ihren rosa- und weißglänzenden Blüten und ihren korallenroten und schwarzblauen Früchten, wilde Kirsch- und Apfelbäumchen. Bergehrenpreis verbreitet seinen Duft, der gelbe Sturmhut und der gleichfarbige Fingerhut stehen auch zur Zierde, wie die blaugrüne Wermutpflanze, das goldene Leinkraut, der dreigeflügelte Baldrian und der wohlriechende Traubengamander. Mauerpfeffer und lieblich blickende Steinbrecharten schmücken die Mauerkränze. Bienen und Schmetterlinge geben sich da ihr Stelldichein, und lustig flattert über allem der seltene Alpenfalter Apollo. Nicht umsonst. Uebergießt doch die Sonne Mauern und Pflanzenwuchs mit ihren goldglänzenden Strahlen. Aber totenstill ist es allüberall.

Keine Menschen hören wir gehen, sehen keine Kinder spielen. All die Wege, die wir wandeln, sind ausgestorben, still wie die eines Totenackers. Kaum, daß wir aufgeschreckt werden aus unserm Frieden durch eine flinke Eidechse, ein pfeifend Mäuschen, eine wilde Katze, oder durch das Geschrei eines Habichts oder Falken, die ihr Opfer verfolgen. „Alles auf Erden hat seine Zeit," sagt der weise Salomo. Dieser Gedanke bewegte uns noch, als wir vor Widerholt hintraten. Ernst blickt er; tiefer Seelenschmerz zuckt in seinen kräftigen, doch edlen Zügen, und finster, wie das Geschick dieser Mauertrümmer, ist die Farbe seines Antlitzes. Es predigt uns ernst und feierlich: „Alles Irdische vergeht; nur das Göttliche besteht!" —

Doch eines bleibt dir immerdar,
Ob die Geschlechter auch vergehen:
Was eigen dir als Erbteil war,
Bevor du Menschenvolk gesehen.
Dich schuf Natur als stattlich Werk,
Du bist und bleibst ein stolzer Berg.

E. B.





Hohentwiels Rundsicht.

„Wohl riss der Feind, es riss die Zeit
In deine Rüstung weite Lücken;
Doch, wie von Zauberkunst gefeit,
Erträgt dein Haupt des Alters Tücken.
Du beutst beherzt dem Sonnenlicht
Dein wetterbraunes Angesicht.

Dir ist vergönnt, auf reiches Land
Mit weitgetragnem Blick zu schauen:
Der Alpen ferne Zinnenwand,
Des schlichten Hegau schmucke Auen,
Durchdunkelt von der Wälder Kranz,
Und dort des schwäb'schen Meeres Glanz."

E. H.

Vergänglich und hinfällig ist alles Menschenwerk! Immer von neuem klangen uns diese niederdrückenden Worte ins Ohr. Darum heraus aus den Trümmern, hinauf zur Warte, um des allmächtigen Schöpfers unveränderlich ewigbleibende Herrlichkeit zu schauen. Durch die Trümmer hindurch haben wir manchen reizvollen Ausblick gehabt, doch überwältigenden Eindruckes ist er erst auf dem Turme.



Hohentwiel: Kirchturm mit Aussichtswarte.

Wie alle anderen Gebäude wurde auch dieses völlig ausgeplündert. Weder Treppe, noch Boden waren darin zu finden. Die Feinde bemühten sich sogar, es dem Erdboden gleich zu machen. Nachdem sie das oberste Stockwerk abgetragen, wurden sie des Zerstörens müde. Eine Besteigung des Turmes war unmöglich. Den Bemühungen zweier Berggeistlichen, des um die Geschichte Hohentwiels wohlverdienten O. Schönhuth und des für schöne Natur begeisterten Sigel und einiger anderer Freunde des Berges gelang es, die Mittel zum Aufbau des Turmes zusammen zu bringen. Den Anstoß dazu gab eigentlich Eduard Keller, der beredte und heitere „Hausfreund", welcher einst so anmutig Hohentwiels Geschicke zu erzählen wußte. So wurde denn der Turm mit einer festen Treppe, einem geräumigen Gemache mit Fenstern und einer zinnengekrönten Warte versehen. Am 7. Mai 1846 konnte sie zum ersten Male bestiegen werden. Nicht „ohne Rührung des Dankes und der Liebe zu dem Urheber der schönen Welt, die von seiner Zinne zu schauen war", verließ man sie. Und seitdem haben sich Tausende an dem herrlichen Ausblicke geweidet und erfreut.

Wir haben die Plattform erreicht.*) Es ist ein warmer Sommertag, doch nicht allzu heiß. Der Himmel dunkelblau, die Luft rein, die Aussicht klar, wie sie solchermaßen selten zu treffen. Einige Blicke rechts und links und hinaus in die Ferne; das noch vor kurzem so düstere Antlitz hellt sich vergnüglich auf, das Auge strahlt Wohlgefallen, der Mund schweigt, weil das Herz übervoll —. Alles, was herrlich und groß ist, vereinigt die Fernsicht vom Twiel. Nirgends finden wir sie lachender und reizender wie hier. Feld wechselt mit Wiesen und Wald, Hügel mit anmutigen Thälern, trotzige Ruinen mit wohlerhaltenen Schlössern, Städte mit Dörfern und unzähligen, freundlichblickenden Höfen, Flußläufe mit glänzendem See, und über den im blauen Duft schimmernden Bergen des Mittellandes erhebt sich die weißblinkende Alpenkette in wolkenähnlichem Aufbau, dem entzückten Auge wohlthuende Ruhe gewährend. Ein herrlich Land, das sich die Sage zur Heimat erkoren, dem aber auch die Geschichte mit ehernem Griffel unvergängliche Spuren eingezeichnet. Viel Merkwürdiges gibt es zu erzählen von all den Orten, die vom Twiel aus zu sehen sind. Wunderlich genug klingen ihre Ge-

*) Die Höhe Hohentwiels beträgt 691 Meter ü. M., die des Turmes 14 Meter.

schichten, und nicht immer glücklich war ihr Schicksal; darum ist ein geschichtlich fundamentierter Ausblick nicht uninteressant.

Wenden wir unsern Blick nach Norden. Da liegen sie vor uns die „steilaufgeschossenen Felsgipfel des Hegaus in einsamer Schöne“, zu äußerst der Neuhewen, auf bewaldetem langem Bergrücken sitzend, links davon der massige löwenhauptartige Hohenhewen, rechts die schlanke Felsgestalt des Hohenkrähen, hinter ihm, auf breitem Gebirge etwas verborgen, der Mägdeberg. Nordwestlich über dem freundlichen Dorfe Weiterdingen, mit trefflichem Obst und gutem Wein, zeigt sich der sanft aufsteigende Hohenstoffeln. Durch die beiden Wäldchen des Stofflerberges hindurch erhebt sich fern am Horizont der Feldberg, des Schwarzwalds höchster Gipfel. Vorderhand lasse man sich an den Namen dieser Bergkuppen genügen, da deren Schicksale weiter unten des nähern geschildert werden.

Am Fuße unserer Bergfeste streckt Staufen sein bescheiden Haupt empor. Es ist eine kleinere Kuppe, inmitten wogender Aehrenfelder, mit Sträuchern bewachsen und schönen Obstbäumen umgeben. Nur wenige Mauerreste sind darauf noch sichtbar. Im 15. Jahrhundert gehörte dies Schloß den Herren von Homburg, von ihnen kam es an die von Randeck, und diese traten es an die Herren von Schellenberg ab. Im Jahre 1441, zur Zeit der heftigen Fehde der Seestädte mit den Edeln des Hegaus, wurde Staufen verbrannt, nachträglich wieder aufgebaut von Herzog Ulrich 1531, ohne Schwertstreich erobert, hundert Jahre später, 1634, mit Mägdeberg teilweise zerstört und 1640 endlich von Widerholt bis auf den Grund geschleift.

Ueber die fürstliche Burg hinweg erblickt man gen Westen das weite herrliche Wiesenthal mit dem stattlichen Dorfe Hilzingen im Vordergrund und dem weiter zurück, an sanftem Bergabhang, idyllisch gelegenen Riedheim, das mit seinen zwei trotzigen Türmen stolz die Landschaft beherrscht. Fern im dunklen Laubholzwalde schauen wir das Schloß Herblingen, und über dem langgestreckten Heilsberge das von Randeck. Es schimmert in weißem Anstrich, ist, wie es ein Chronist des 16. Jahrhunderts nennt, „ein schön, luftig wohlerbaut Schloß“ und liegt an der Straße nach Schaffhausen auf einem Hügel mit lieblicher Aussicht. Es ist das alte Stammschloß der rittermäßigen Edlen von Randeck, die zugleich Bürger von Schaffhausen waren. Teils wohnten sie in der

Stadt, teils auf dem Stammschloß Randeck und der dazu gehörigen Burg Heilsberg, welche einst schöner und höher gelegen als das erstere, nur noch in wenigen Ueberresten vorhanden und ganz mit Wald überwachsen ist. Mehrere von Randeck bewiesen sich in Diensten und Geschäften des aufblühenden Schaffhausen als getreue Bürger, andere zeigten sich in den Turnierschranken und auf dem Schlachtfelde als ritterliche Kämpen, während die nachgeborenen Söhne meist im Kloster Allerheiligen oder im Domstifte zu Konstanz, die Töchter aber durch Verheiratung an Herren vom alten Adel und in benachbarten Nonnenklöstern eine ehrenvolle Versorgung fanden. 1261 tritt der erste bekannte von Randeck auf. Er hieß Hermann. Mit Heinrich dem Aelteren beginnt eine vollständige Geschlechtsreihe. Er lebte im 13. Jahrhundert.

Zu seiner Zeit wohnte in Schaffhausen ein welscher Goldmacher, er wurde der „Unkenbrenner" genannt. Der verstand seine Kunst so gut, daß man ihm unter arm und reich großes Zutrauen schenkte. An einem Schaffhauser Bürger fand der Unkenbrenner einen thätigen Genossen, und mit diesem schuf er ein Metall, welches die Kenner unbestritten für gutes und gerechtes Gold erklärten. Ueber dem Traum an künftige Goldschätze vergaß sogar der hegauische Adel seinen Ahnenstolz und begab sich in seine Dienste. Nur einer, der Bischof von Konstanz, jener gelehrte und aufgeklärte Markgraf von Hachberg glaubte nicht an dieses Spiel. Aber da machte der Mann sich auf, gleich einem Fürsten von vielen Rittern umgeben; unter köstlichem Gepränge ritt er gen Konstanz. Hier bewährte er seine Kunst so glücklich, daß man auch da an ihn glaubte „und ihm viel Gut's geliehen ward". Auf dem Heimweg, herab durch den Hegau, gewann er noch die Hand eines Edelfräuleins. Die Tochter des Ritters Heinrich von Randeck wurde seine Gemahlin. Leider wollten die reichen Anlehen keine Zinsen tragen. Man begann endlich Zweifel zu hegen in des Unkenbrenners Kunst. Eines Tages aber war der Abenteurer verschwunden. Bestürzt schauten sich die Betrogenen an. Indessen gelang es dem entrüsteten Adel, den Flüchtling zu erreichen. Er wurde auf die Feste Hohenkrähen gebracht. Unter strenger Bewachung sollte er da zeigen, ob sein Geheimnis auf Wahrheit beruhe. Noch einmal wußte der Schlaue zu entkommen und eilte nach Schaffhausen, wo er noch Gläubige zu finden hoffte, besonders unter denen, die ihm größere Geldsummen vorgeschossen hatten. Aber

vor dem Schwabenthor wurden die Randecker des abtrünnigen Schwagers und Vetters habhaft und erschlugen ihn. Viele Leute waren durch denselben in großen Schaden geraten, am empfindlichsten war die Familie von Randeck betroffen, deren Standesehre durch diesen Betrüger so arg verletzt wurde. Das arme Opfer elterlichen Golddurstes — die „Unkenbrennerin" — hat ihre Schmach in der Klosterzelle begraben. (Vergl. Seite 51.) Wer erinnert sich da nicht des virgilianischen Verses: „Graulicher Hunger nach Golde, wozu nicht zwingst du der Menschen nimmersattes Gemüt?"

Nach Jahren aber, 1462, wurde ein Enkel des Ritters Heinrich zum Bischofe von Konstanz gewählt; es war **Burkhard von Randeck**. Er lieh seinem Geschlechte wieder neuen Glanz; denn er war ein milder Fürst, ein Mann von viel Religion, und darum beim Kapitel, sowie bei der ganzen Stadt sehr beliebt. Das Bistum, das ganz zerrüttet lag, wollte er von seinen Schulden frei machen. Zur Wiederherstellung des sittlichen und religiösen Lebens in seinem Sprengel that er sehr viel. Allein schon 1466 starb er zum großen Leid aller Rechtschaffenen. Noch heute ist im Münster zu Konstanz sein schön gearbeitetes Grabmal zu sehen. Ein Neffe gleichen Namens war wieder andern Geistes, ein tüchtiger Kriegsmann wohl, aber ein böser Feind der Eidgenossen; er fiel 1499 bei Schwaderloh im Kampfe gegen diese. In demselben Jahre wurde auch Randeck zerstört. 1520 erlosch der ganze Mannesstamm mit Georg von Randeck. Nachdem das Schloß 67 Jahre in Schutt gelegen, wurde es von Gebhard von Schellenberg, einem Tochtersohn des letzten Herrn von Randeck, ohne Ringmauern wieder aufgebaut. Der 30jährige Krieg that Randeck kein sonderliches Leid. Es ist fast ein Wunder. Mehrfach hat es dann seine Besitzer gewechselt. Begreiflich, da der Mensch eine Sache nur solange als Eigentum behält, solange er das Leben hat.

Unser Blick streift das gewerbereiche Dorf Gottmadingen mit seinen modernen Bierpalästen, und nicht weit davon einen nicht gar hohen Bergrücken, darauf ein gerundeter Hügel mit geringen Resten einer ehemaligen Burg, die unbewaffneten Auges nicht ohne Mühe zu finden ist: **Roseneck**. Etwas höher als der Staufen gelegen, gewährt sie besonders einen Blick gegen das Thal hin, dessen Schluß der schöne Rheinstrom bildet. Wer diese Burg erbaute, liegt im Dunkeln. Ihre ersten



Ruine Hohenstaufen.

Besitzer kennen wir auch nicht. Geraume Zeit gehörte sie den Herren von Rielasingen. Im Jahre 1312 wird ein Herr von Roseneck als Zeuge genannt. 1384 ist Werner von Roseneck Abt in der Reichenau, aber nicht in der Blütezeit der Insel, sondern als schon die bittere Armut in den Klosterräumen ihr Scepter schwang. Er mußte in die Kost gehen, beim Leutpriester zu Sankt Peter Imbiß und Nachtmahl halten, weil er eine eigene Tafel nicht mehr führen konnte. Ende des 14. Jahrhunderts wurden die Rosenecker Freiherren. Jedoch nicht auf lange. Sie wirtschafteten schlimm, verpfändeten und verkauften ein Gut ums andere. Sonst weiß man nicht viel von diesem Schlosse. Aber eine Edle von Roseneck war es, welche ihren Ehemann, den edlen Freiherrn von Thengen, rettete, wie weiland die Weiber von Weinsberg ihre Männer, als Kaiser Konrad das Städtchen belagerte. Es war im Jahre 1499 im Schwabenkriege. Die Eidgenossen zogen vor Blumenfeld, es sollte verbrannt, der Freiherr gefangen werden. Den Bürgern wurde erlaubt, abzuziehen. Die Burgfrau durfte gleichfalls mitziehen und ihre besten Kleinodien davon tragen. Sieh' da, während die Eidgenossen der Ausziehenden harrten, erschien die Burgfrau am Thore, angethan mit ihrem festlichen Schmuck und ihren Ehegemahl auf dem Rücken. Das gefiel den Schweizern, und sie lobten die edle Schwabenfrau. — Im 16. Jahrhundert kam die Burg an die Grafen von Lupfen, und im Jahre 1639, als eine bayrische Armee vor Hohentwiel zog, wurde sie gleich Hohenhewen eingeäschert.

Unter Roseneck, an der silberglänzenden Aach, liegen die bemerkenswerten Ortschaften Rielasingen nnd Arlen. Ueber diese hinweg, im Hintergrunde, erblickt man einen dunkelgrünen, sargähnlichen Bergrücken, auf dessen Höhe sich Schloß Hohenklingen befindet, das Stammschloß Walthers von Klingen, des Minnesängers, und an dessen Fuße, am schönen Rheinstrom, das altertümliche Städtchen Stein, das man allerdings nicht sieht. Aber dorthin zogen vom Twiel die Mönche, als es ihnen auf luftiger Höhe erleidet war. Und ihr Kloster ist heute noch ein Kleinod des Ortes, besonders seit es sinn- und geschmackvoll restauriert und durch den bekannten Germanisten Dr. Ferdinand Vetter zu einer Ausstellung bedeutender Kunstaltertümer umgewandelt wurde. Neben dem anmutigen Speisezimmer des Abtes, dem imposanten Festsaal, dem schönen Refektorium, dem wohlerhaltenen gotischen Kreuzgang

ist noch bemerkeswert das Hadwigs- und Kaiser Heinrichszimmer. Wie „ein Märchen aus uralten Tagen“ ragt das St. Georgenkloster in die neue Zeit hinein.

Gegen Nordosten ist der Ausblick einigermaßen beschränkt, aber lieblich breitet sich vor uns aus das weite, wiesengrüne Achthal mit seinen freundlichen Dörfern und anmutigen, hinter Obstbäumen versteckten, kleinern Hofstätten, mit dem reichbewaldeten Kalkgebirge der Eck als schützendem Abschluß. Im Vordergrund liegt auf Bergeshöhe das burgähnliche Städtchen Aach, hellschimmernd im Sonnenglanze, und die Waldburg Langenstein, herausragend aus schönem, weitläufigem Eichen- und Buchenwald. Es steht auf einem Felsen, inmitten von Felsen und prächtigen Parkanlagen, und ist der größte und festeste Bau von allen Edelsitzen des Hegaus. Rings um einen hohen Turm her, dessen Alter wenigstens bis zum 11. Jahrhundert hinaufreicht, sammeln sich die weißgetünchten Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Der mit Wappen verzierte, durch Weinlaub umrahmte Eingang, die steinernen Treppen und Wendelgänge, die hohen Gewölbe, von Säulen getragene Hallen, die geräumigen Gemächer und die vielen, zum Teil in den Fels gehauenen unterirdischen Gänge geben der Burg einen großartigen, und der sonderbar gestaltete Kalkfels, auf dem sie ruht, einen malerisch schönen Anblick. Geschmackvoll sind die Zimmer eingerichtet; sie zeigen hübsche beachtenswerte Glasgemälde, zum Teil reiche Thür- und Fensterumrahmungen, zierlich ornamentiert im Stil der deutschen Renaissance.

Der Name Langenstein erscheint erst im 12. Jahrhundert; 1197 werden Langensteiner als Ministerialen der Abtei Reichenau erwähnt. Im Jahre 1262 zeugt Arnold von Langenstein in einer Urkunde, die Konradin von Schwaben am See ausstellte. Unter dessen Nachkommen war ein berühmter Dichter, Hugo von Langenstein. 1282 trat er mit seinem Vater und drei Brüdern in den deutschen Orden, dem sie alle ihre Güter schenkten, darunter die Insel Mainau im Bodensee, auf der eine Ordenskomturei gestiftet wurde. 1293 war Hugo in Rom, fünf Jahre später wurde er Ordensbruder des deutschen Hauses zu Freiburg, und 1319 Komtur auf der Mainau. Eine liebliche Sage knüpft sich an diese Vergabung der Mainau und den Ritter Hugo von Langenstein. Sie wurde einst auf allen Edelsitzen des Hegaus erzählt, und heute noch macht sie die Runde im Volksmunde. Wenn auch nicht

alles bare Wahrheit darin ist, so spricht der Minne Leid zum Herzen. Und wer nicht ganz verdorben ist, hört von solcher immer gern: Der Langensteiner warb um eine reiche Waise, ein Fräulein von Bodman, welche von ihren Eltern große Güter am Bodensee ererbt hatte, darunter auch die Insel Mainau. Schon nahte der Zeitpunkt heran, der die Liebenden auf immer vereinen sollte. Plötzlich wurde der alte Herr von Langenstein von seinem Lehensherrn, dem Abte von Reichenau, aufgerufen, ihm auf einem Kreuzzuge nach Syrien zu folgen. Alter und Fehden hatten den Vater gebrechlich gemacht. So mußte der Sohn an seiner Stelle das Kreuz nehmen. Die Vermählung wurde vertagt. Langensteins Zug war nicht glücklich. Die Kreuzfahrer erlitten mehrere Niederlagen, und bei einer derselben hatte er das traurige Los, verwundet und gefangen zu werden. In schmähliche Gefangenschaft gezwungen, blieb ihm wenig Hoffnung, die schönen Augen seiner Erwählten und die rebenumkränzten Ufer des Bodensees noch einmal zu schauen. Indessen war die Kunde von Langensteins Gefangenschaft auch nach Schwaben gelangt. Neue Bewerber um die reiche Erbin stellten sich ein. Die Maid von Bodman blieb treu, zog sich in ein Kloster zurück, um für die baldige Erlösung ihres geliebten Ritters zu beten. Jahre auf Jahre entflohen. Die Not des Gefangenen wurde immer größer. Wenn er den Glauben des Landes annehme, versprach man ihm Freiheit, Ehre und Reichtum. Aber alle diese Anerbieten schlug er standhaft ab. Da fiel ihm ein, die Geliebte seines Herzens und sich selbst Gott aufzuopfern. Er hoffte dadurch die himmlischen Mächte zu Mitleid und Hülfe zu bewegen. Und wirklich gelobte er feierlich, wenn er der Heimat wieder gegeben würde, sein Leben lang mit dem Schwerte wider die Heiden zu dienen und in einen geistlichen Orden einzutreten. Siehe da! er wurde frei wie durch ein Wunder, erreichte, ohne sonderliche Fährlichkeiten auszustehen, glücklich sein Heimatland und trat sofort als Bruder in den deutschen Orden ein. Auf eigen Verlangen wurde er mit einigen jüngeren Brüdern nach dem damals noch heidnischen Preußen gesandt, um im blutigen Kampfe gegen ein tapferes Volk, das noch stets für die holde Erbin von Bodman schlagende Herz zu beschwichtigen.

Kaum war die Nachricht von Langensteins Rückkehr im Heimatgau kund geworden, so kehrte das Fräulein von Bodman aus dem Kloster auf ihre Burg zurück. Liebliche Gedanken von seligem Bei-

sammensein und fröhlicher Zukunft umschwebten sie auf ihrem Wege. Aber unter dem Burgthor erwartete sie ein vertrauter Jugendfreund ihres Ritters, um ihr den letzten Gruß des für sie ewig verlorenen Geliebten zu bringen. Und die hochzeitlichen Fackeln erloschen da, wo sie kaum noch in Gedanken angezündet waren. Was that die treue Maid, als sie den Schwur des Bräutigams vernahm? Von idealem Schwung ergriffen, trat sie vor des Ordens Meister und will ihr mütterliches Erbe, die schöne Insel Mainau mit Dörfern und Höfen als Gotteseigentum zu seinen Füßen legen, wenn Bruder Hug von Langenstein Komtur auf der Insel werde. Das Anerbieten wurde angenommen, die Bitte gewährt. Dann ging auch sie mit ihren zertrümmerten Hoffnungen und zerrissenem Herzen in ein Kloster. Nur einen Trost hatte sie, den Geliebten in ihrem Eigentum zu wissen.

„So sind doch ihm die Reben,
Die Felder ihm gebaut!
Ihn wird die Laub' umweben,
Die mich und ihn geschaut!
Und wo zusammen wir gefleht,
Ach, in der Burgkapelle,
Da tönt doch sein Gebet!"

Sie wurde des Lebens nimmer froh, erst unter dem kalten Grabsteine hatte ihr Herz aufgehört, für den Geliebten zu schlagen. Doch auch vom Ordenshaus war ernster Sang zu hören, es tönte durch die Wellen wie von Liebesleid und tiefem Seelenschmerz:

„O Gottesminne, hehre,
Du hast gelenkt mein Schiff
Aus sturmbewegtem Meere,
Vorbei am Felsenriff.
Doch sanfte Still' und wahre Ruh',
Die hab' ich nie genossen.
Wann deckt das Grab mich zu?"

Mit Hugo von Langenstein scheint das Geschlecht erloschen zu sein, und die Burg kam von einem Besitzer auf den andern. Großherzog Ludwig von Baden kaufte sie von dem Grafen von Welschberg und schenkte sie samt der Herrschaft der Gräfin von Langenstein, von welcher sie an den Grafen von Douglas überging.

Nicht weit entfernt von Langenstein, hinten in einer Ecke, zunächst an der Landstraße von Engen nach Stockach, schaut ein lieblicher Hügel



Hohenstoffeln.

hervor; es ist die Nellenburg, nur noch in unbedeutenden Resten auf ihr einstiges gefeiertes Dasein hinweisend. Eine große Gau- und Landgrafschaft benannte sich nach dieser Burg. Das Geschlecht der Grafen von Nellenburg, eines Zweiges der von Vöringen, reicht ins 10. Jahrhundert zurück. Ausgezeichnete kampf- und geisterfüllte Männer gingen aus ihm hervor. Da war Eberhard II. (um 1010). Die Legende schildert ihn als einen strengen und mannhaften Ritter. Seine Gemahlin Hadwig war frommen Gemüts und betete Tag und Nacht. Darüber zürnte ihr Eheherr und warf einmal ihren Psalter ins Feuer; der aber verbrannte nicht. Der gestrenge Gatte, darob entsetzt, verwehrte ihr nimmer das Beten, sondern betete mit. Frau Hadwig stiftete im Jahre 1034 das Kloster Schwabenheim im Rheingau und nahm, als sie einen Sohn geboren hatte, selbst den Schleier. Jener Eberhard III., gründete auf eigenem Grund und Boden im Jahre 1052 das Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen, wurde später selbst Mönch und starb 1068. Itha von Kirchberg, seine Gemahlin, ließ sich neben dem Kloster eine Zelle bauen und lebte, dem Beispiele ihres Mannes folgend, als Klausnerin. Sie hatte einst ihrem Gatten 6 Söhne geboren, die alle im Reiche und in der Kirche zu hohen Ehren und Würden gelangten. Ein Graf Mangold von Nellenburg nennt sich im 13. Jahrhundert einen „Landgrafen im Hegowe“. Mit Friedrich, Bischof von Konstanz, der über Hieronymus von Prag das Todesurteil gesprochen, erlosch der Mannesstamm der Nellenburger. Durch dessen Schwester Anna Sophia kam Schloß und Herrschaft an den Freiherrn Johann von Thengen. Die Thengen aber verkauften sie 1465 an das Haus Oesterreich, das sie bis zum Preßburger Frieden behielt. An die österreichische Zeit der Burg erinnert uns insbesondere eine Geschichte, die für das Denken und Fühlen der ritterlichen Gesellschaft im 15. Jahrhundert sehr bezeichnend ist:

„Wie Herr Ulrich von Metsch auf Nellenburg mit einer Tochter Graf Eberhards von Kirchberg Hochzeit hielt, kamen dahin auch seine Schwäger, Graf Johann IV. von Fürstenberg mit seiner Gemahlin Anna von Kirchberg, der von Thengen und Werner, Freiherr von Zimmern, ein besonderer Freund des Bräutigams, nebst vielen anderen. Ueber der Hochzeit gab es Streit zwischen denen von Fürstenberg und Zimmern, so daß sie sich erboten, scharf zu rennen; das geschah des

andern Tags zu Stockach, dahin viel Adels kam, um zuzusehen. Werners von Zimmern Rennen war so gewaltig, daß er den von Fürstenberg hart traf; in einer Roßbahren mußte man ihn auf seine Burg Fürstenberg führen, wo er am dritten Tag an seiner Wunde verschied." Der von Zimmern heiratete hernach die Witwe des von ihm erschlagenen Grafen.

Nach Blut riecht diese Erzählung, und wir wenden unser Auge weg von einem Orte, wo trotz des Guten, das von ihm ausging, arg gefrevelt wurde an Leib und Seele der Menschen. Etwas näher, unfern des Flüßchens Aach, auf sanft ansteigender, rebenbepflanzter Höhe über dem Dorfe gleichen Namens, schauen wir Hohen-Fridingen. Die Burg, aus Findlingen gebaut, ist noch gut erhalten, mit Graben und verschütteter Zugbrücke. Das Thor bildet einen Turm, an den sich die hohe Ringmauer anschließt. Links am Haupteingang steht das Wohngebäude, über dessen Portal ist ein halbrundes Flachrelief angebracht, einen Pfau mit ausgespreiztem Schweif darstellend, so recht das Sinnbild der stolzen Fridinger. Nicht mehr turnierfähige Leute wohnen heute darin, wohl aber friedsame Bauern, den Acker- und Weinbau pflegend. Bei dieser Burg nahm im Jahre 914 König Konrad I. den Rebellen Erchanger gefangen. Den seit dem 10. Jahrhundert genannten Herren von Fridingen entstammen zwei Bischöfe von Konstanz. Ueberhaupt waren sie in weltlichen, wie in geistlichen Dingen mit Würden beladen. Zudem waren sie reich. Im Jahre 1433 wird ein Wilhelm von Fridingen auch Herr von Krähen. Er und seine zwei Söhne Hans und Itelhans lagen mit aller Welt in Streit; gingen auch hin und wieder auf Raub aus. Es bekam ihnen nicht sonderlich gut. Schon 1546 stirbt der letzte Herr von Fridingen, die Burg mit jeglichem Zubehör kam an Bodman, ein angesehen Rittergeschlecht des Hegaus, und von diesen an die Stadt Radolfszell. 1499 zerstörten die Eidgenossen Dorf und Burg. Wieder aufgebaut, wurde sie in der „Fehde von Hohenkrähen" den Flammen preisgegeben, ohne ganz zerstört zu werden. (Bild Seite 73.)

Unterhalbs Fridingens, mehr rechts im Thale, wird eine ausgedehnte Waldung mit einigen Gebäuden sichtbar, das Bruderholz, zur württembergischen Domäne Hohentwiel gehörig, und darüber hinaus über goldglänzenden Getreidefeldern in dunkelgrünem Walde ein altes

Gemäuer, die Homburg, der Stammsitz eines berühmten Geschlechtes. Unter den zahlreichen Rittern dieses Namens ragt Konrad von Homburg hervor, der mit Bischof Johann IV. von Konstanz in einen Prozeß verwickelt war, den er verlor. Das wurmte den von Homburg, und er sann auf Rache. Ohne Scheu vor Kaiser und Recht plünderte und verwüstete er, was dem Bischof und der Kirche gehörte. Der Bischof, ein braver christlicher Mann, machte von seinem Rechte, selber die Waffen zu ergreifen, keinen Gebrauch. Er wollte den Wütenden nicht noch mehr reizen. Doch nicht genug. Als im Februar 1355 der Bischof mit einigen Bekannten beim Abendessen weilte, stürzte der Homburger mit seinen Helfershelfern bewaffnet in die Pfalz und das Tafelzimmer und ermordete den unschuldigen Bischof. Sterbend brach dieser in die



Ruine Homburg.

Worte aus: „Jungfrau Maria, bitte für den Priester deines Altars!" Der Mörder mit seinen Genossen vom hohen Adel, doch von noch größerer Bosheit, entrann dem Gerichte der Menschen — jedenfalls nicht der göttlichen Vergeltung.

Im Bauernkriege hatten die Homburger viel zu leiden. Ein Wolf von Homburg suchte noch etwas in Politik zu machen, es half ihm nichts. Er war der letzte seines Stammes. 1560 kam die Burg an einen Herrn von Bodman, der sie dem Kloster St. Gallen abtrat und dieses wieder an das Bistum Konstanz. Im dreißigjährigen Kriege wurde die Burg von Württembergern, dann von Oesterreichern besetzt. Bei einem Ueberfall durch Konrad Widerholt ging sie im Jahre 1642 in Feuer auf. Was den Trümmern heute noch großen Reiz verleiht, das

sind die ausgedehnten Rasenplätze des Burghofes, der schöne schattige Baumwald und die herrliche Fernsicht auf die drei Seen und den Hegau. Nicht leicht an einem Punkte erblicken wir die Burgen des Hegaus in solch malerischer Gruppierung wie dort. Erst auf der Höhe von Homburg tritt das Wunderbare der Lage und Form dieser Bergkegel mit ihren düstern Ruinen recht ins Auge, erst dort gewinnt man den erhebendsten Eindruck vom „Hegau, dem schönsten Fleck in deutschen Landen“.

Ueber diese Burg hinweg schweift unser Blick fast unbegrenzt über Städte und Dörfer, Flüsse und Seen zum waldreichen Hügellande Oberschwabens. Den reizendsten Anblick aber gewähren gegen Südosten die lachenden Ufer des Sees. Der meerähnliche Obersee verliert sich in breiter Verkürzung in die blaue Ferne. Nur die unterste Erdzunge zwischen Ueberlingen und Ludwigshafen streckt sich dem freudigen Auge entgegen. Es ist die Gegend um Sipplingen und Goldbach. Dort befinden sich an der Straße längs dem uns silberhell entgegenglänzenden See, fünfzehn Meter über dessen Ufer in den Felsen eingehauen, die bekannten „Heidenlöcher“. Es sind zahlreiche Gemächer, die durch Gänge und Treppen mit einander zusammenhängen. Schon vieles daran ist zerstört. Einzelne Höhlungen sind aber immer noch merkwürdig. Vollständige Spitzbogengewölbe mit romanischem Gurtgesims, Fenster- und Thüröffnungen, an den Wänden ausgehauene Steinbänke, ein Herd mit noch sichtbarem Rauchfang finden sich noch vor. Wer und wozu sie gebaut, weiß man nicht. Was bis jetzt über sie geschrieben wurde, ist bloße Vermutung.

Vollständiger übersieht man den Untersee, der, vom Obersee durch den auf ein Stunde Weges wieder zum Strome gewordenen Rhein getrennt, mit all seinen Ausbuchtungen in seiner ganzen Größe zum Hohentwiel herauf glänzt. Unendlich reich sind seine Ufer und mannigfaltig. Ein Menge Ortschaften und Städte fassen den freundlichen Rand ein. In gerader Richtung vor uns sehen wir Radolfszell, ein betriebsames Städtchen. Ein Alemanne Radolf, Bischof von Verona, der angeblich um 870 hier eine Zelle baute, gilt als dessen Gründer. Aus edlem Geschlechte stammend, war er als Greis nach der Heimat zurückgekehrt, starb 874 und wurde in dem von ihm gestifteten Kirchlein begraben. Aus Zelle und Kirche ward im 10. Jahrhundert ein Chorherrenstift und endlich ein mit Mauern umgebener Ort, der Wohnsitz



Ruine Hohenhewen.

vieler Edelleute des burgenreichen Hegaus. Einst freie Reichsstadt, kam es bald darauf unter das Banner Oesterreichs, und 1810 an Baden. In der schönen gotischen Pfarrkirche, noch dem 15. Jahrhundert angehörend, befindet sich das Grabmal des Stifters Radolf und des letzten Abtes von Stein a. Rh., David von Winkelsheim. Hervorragenden katholischen Geistlichen wurde Radolfszell zur Reformationszeit oft zur Schirmstätte. 1576 beherbergte sie in ihren Mauern die ganze Freiburger Hochschule, die sich vor der Pest geflüchtet hatte. Der 30jährige Krieg, und hundert Jahre später der bayrische Erbfolgekrieg brachten der Stadt mancherlei Drangsale.

Hinter der Stadt mit ihren altertümlichen Häusern liegt, weit in den See hinausspringend, die liebliche Halbinsel Mettnau, die nach einer Sage einst mit der Reichenau zusammengehangen haben soll. Es ist der spätere Landsitz unseres Dichters Joseph Scheffel. „Seehalde — Gott walte“ steht an seinem Hause. Gern hat er darin verweilt und oft; aber böse Menschen haben ihm auch in diese Einsamkeit manche Bitternisse gebracht. Wenn er dann seinen Blick über das murmelnde Wasser und den prächtigen Hegau mit seinem schier in den Himmel ragenden Hohentwiel warf, dann wurde ihm wieder wohl, sein Auge blickte vergnüglich, schlugen ihm doch von dort tausend und aber tausend Menschenherzen wohlwollend und begeistert entgegen. Auch wir grüßen hinüber zu dem nun still gewordenen Orte. — Gegenüber Radolfszell winkt das schön gelegene, von niedlichen Landhäusern umgebene, altertümliche Steckborn mit seiner trotzigen Burg, einst von den Reichenauer Aebten zum Schutze gegen die Konstanzschen Bischöfe erbaut. Ueber demselben, auf malerischen Anhöhen, reiht sich Schloß an Schloß; dem Historiker alle interessant, keines unbedeutend: Sandeck, Salenstein und Arenaberg.

Seeaufwärts, in duftumflossener Ferne, taucht Konstanz auf mit seinem weithinblickenden altehrwürdigen Münsterturme. Und als hätte sich von den entzückenden Ufern ein Stück abgelöst und treibe gleich einem reichgeschmückten Blumenschiffe auf den blauen Wellen des silberhellschimmernden Sees, liegt die Insel Reichenau vor uns, jenes anmutende Gelände, wo der boshafte Kellermeister Rudimann dem sitteneifrigen Ekkehard Rache schwur, die schwarzen Kuttenmänner einst ihre Andachten verrichteten, und, weil sie einen guten Trunk nie verachteten,

auch trefflichen Wein kelterten. Es ist ein seltsam Eiland, Kulturforscher und Naturfreunde müssen ihre Freude daran haben. Zu Pirminszeit hieß es „Sintlasau“, später augia dives, die „Reichenau“. Da steht in Mittelzell, dem Hauptort der Insel, das graue Münster, eine Pfeilerbasilika aus dem 9. Jahrhundert. Es ist die ehemalige Klosterkirche. Sie enthält noch viele merkwürdige Altertümer aus der Blütezeit des Klosters, so ein Kruzifix aus der Erbauungszeit des Münsters, byzantinische und gotische Reliquienschreine, endlich den Grabstein Karls des Dicken und von seinen sterblichen Ueberresten noch einen Backenzahn. Die kostbarsten Reliquien der Erde wurden da aufbewahrt: das heilige Blut in einem schmuckvollen goldenen Kreuz, die Gebeine des heiligen Markus in silbervergoldetem Sarge und angeblich auch ein Krug von der Hochzeit zu Kana. In Oberzell ist die von Abt Hatto III. erbaute, sehr merkwürdige St. Georgskirche zu sehen, eine dreischiffige frühromanische Säulenbasilika mit Krypta aus karolingischer Zeit. Sie beherbergt interessante Wandmalereien, gemalt von Reichenauer Künstlern: ein „jüngstes Gericht“ aus dem 11., andere biblische Bilder aus dem 9. Jahrhundert. Es sind vortrefflich erhaltene Gemälde, der Stil trotz der Einfachheit von einer gewissen dramatischen Gewalt, wie er nur wenig Bildwerken aus dem frühern Mittelalter nachzurühmen ist. Und tritt man in der Kirchen Inneres, so erzählen die hallenden Tritte nicht nur von Königs- und Herzogsgräbern, sondern auch von frommen Verbreitern des Christentums, von Tempelhütern der Wissenschaft und ernster Geisteskultur lange und dunkle Jahrhunderte hindurch.

Das Kloster war einst eine hervorragende Pflanzschule gelehrter Bildung, dem alemannischen Adel eine Erziehungsstätte. Vom 9. bis zum 11. Jahrhundert hatte es unter seinen Mönchen die besten Historiker, Hatto, Reginbert, Walafried Strabo und Hermannus Contraktus. Da war es eine der berühmtesten Abteien Deutschlands, aber auch eine der reichsten. Könige und Kaiser hatten sie über die Maßen beschenkt, und oft weilten Fürsten bei ihr zu Besuch. Der Palast des Abtes stellte das Bild eines glänzenden Hofes dar. Wenn der Reichenauer Prälat große Tafel hielt, und dies geschah oft, da kredenzte der Ritter von Salenstein, als Schenke der Au, seinem geistlichen Lehensherrn in silbernem Becher den köstlichen Trank der Rebe, und der edle Ritter von Krähen, als Truchseß der Au, stellte auf die Tafel den Braten, welchen

er vielleicht selbst in den dichten Wäldern um seine Burg herum erjagt hatte. 1600 Mönche waren dem Kloster hier und anderwärts unterthan. Es wurde geschirmt von 500 adeligen Vasallen. 80 Städte und Dörfer, worunter Ulm, nannten die Reichenau ihre Herrin. Und wenn der Abt von Reichenau nach Rom reiste, so konnte er, wie die Leute damals sagten, stets auf eigenem Grund und Boden Mittag halten und übernachten. Ende des 13. Jahrhunderts begann sein Wohlstand zu sinken. Schon konnte der Abt Konrad die Klage erheben:

„Königsau, fürwahr, reich bist du früher gewesen —
Ach! jetzt so, wie du bist, wie vieles hast du verloren!"

Einst betrugen die jährlichen Einkünfte die ungeheure Summe von 60,000 fl., im Jahre 1384 kaum mehr drei Mark Silber. Dieser Verfall wurde herbeigeführt durch die Stürme der Zeit, durch unglückliche Befehdungen und gewaltige Eingriffe weltlicher Herren; vieles war auch von den Mönchen selbst verschuldet. Am Hofe der Aebte herrschte königliche Pracht; die Klostergebäude waren stets mit Gästen angefüllt, die im Ueberflusse schwelgten. Die Brüder führten zum Teil ein ärgerliches Leben. Als besondere Ausnahme wird vom Abte Bernhard (seit 1208) berichtet, daß er „nit ein Vergeuder, sondern ein Mehrer war, der weder Huren noch Buoben, weder Freund noch Maid, weder seinen Kindern noch Kebsfrauen etwas geben hat". Eine Stadt, ein Dorf, ein Gut nach dem andern wurde versetzt, ein Recht um das andere eingebüßt. Raub und Betrug hatten freies Spiel. Des Klosters Untergang war besiegelt. 1535 bis 1538 bemächtigte sich der Bischof von Konstanz der Insel, und 1541 wurde die Abtei seinem Bistum zugeteilt. Ein Jahr vorher starb der letzte der Aebte als armer Pfründner. Hätten sich das jene Reichenauer Herren auch träumen lassen, die einstens am Ostende der Insel die trotzige Burg „Schopfeln" erbauten? Heute liegt sie in einsamer Verlassenheit in Trümmern, und diese reden düstere Märe. Eines Tages überschritten Konstanzer Fischer ihre Grenze und fischten auf dem Gebiete des Klosters. Der Abt Mangold, Freiherr von Brandis, erbost darüber, ließ die Männer ergreifen und beraubte sie mit eigener Hand ihres Augenlichtes. Ueber diese Bestialität des Prälaten ergrimmt, sammelten sich die Fischer der Umgegend und zerstörten das Schloß der Aebte. Es war im Jahre 1370. Wehmütig

fast blicken die wenigen Ueberreste den Wanderer an, erzählen sie doch von des Klosters Machtherrschaft, aber auch von einer Zeit, wo dessen Führern Demut und Entsagung, Erbarmen und christliche Nächstenliebe abhanden gekommen waren.

Mit Rührung weilt der Blick auf der verlassenen Stätte der Frömmigkeit und Kultur unserer Ahnen. Fast scheint es, als ob das blaue Band der schmalen Flut, das sich schirmend um den Inselrand schließt, eine heiligere Heimat abzugrenzen habe als die ist, auf der wir stehen. Sind auch die Klosterhallen verödet und ist die Insel nimmer reich an Schätzen, so ist sie es doch noch an Schönheit. Ist ihr auch nicht gerade etwas Feenhaftes eigen, so mutet sie uns doch an wie eine wohlbekannte Heimat, deren Reize uns längst vertraut und dadurch lieb sind. Die Natur hat die Insel mit verschwenderischer Hand gesegnet. Sie ist ein reicher Fruchtgarten mit üppigen Wiesen, Getreidefeldern und sonnigen Rebhügeln. Und eine Menge glücklicher Sterblicher haben sich in ihren Ueberfluß geteilt, haben unzählige Hütten und Villen über die Insel ausgestreut, in welche jeder einheimst, was zur Notdurft und Lust des Lebens genug ist. Mit dem Bewußtsein, daß die Schönheit der Natur niemals zu beschreiben sei, sondern daß sie mit dem Auge gesehen und mit dem Herzen gefühlt werden müsse, nehmen wir von der Insel Abschied.

Gegen Südosten, Süden und Südwesten wird unser Blick gefesselt durch die dunkelgrün und duftigblau scheinenden Waldgebirge. Ueber ihnen, hoch aufgerichtet, erscheinen die Alpen, in den mannigfaltigsten Formen und Farben sich darstellend. Zur Linken in blauer Ferne erheben sich die Tiroler Alpen, mit denen die große Bergreihe beginnt, auf welchem jetzt vor allem das Auge ruht. Zunächst und zu jeder Zeit sichtbar ist der aus den Appenzeller Alpen sich stolz erhebende Säntis, neben ihm brüderlich geeint die sieben Churfirsten. An sie reihen sich die schwergeformten weißen Häupter von Glarus, Uri, Schwyz und Unterwalden, der einem langen Sarge gleichende Glärnisch, und nicht fern von ihm sein noch höherer Nachbar Tödi. Imposant vor allem stellen sich die schneebedeckten Gipfel des Berneroberlandes dar. Zwei bekannte Berge, der freundliche Rigi und der düstere Pilatus, bestimmen ihre Lage. Zwischen diesen heraus blicken die mächtigen Eisriesen, links das himmelhohe Finsteraarhorn und

rechts entschleiert ihre Reize die königliche, blendendweiße Jungfrau. Und in weiter Ferne, weit hinter dem Pilatus, zeigen sich, wenn die Luft rein und der Tag schön ist, die Walliser Berge, zu Zeiten auch der in massiger Fülle prangende Montblanc.

Der Rundblick ist ein erhebender. Staunend steht der Wanderer auf der Warte, muß er sich doch gestehen, daß nichts fehlt, was zu einer schönen Landschaft gehört: murmelnde Bäche, grüne Wiesen, goldgelbe Fruchtfelder, stolze Weinberge und dunkle Wälder, klare Seen, steile Berge mit stolzen Burgen, stattliche Dörfer und freundliche Städte, endlich die gleich gefrorenen Silberwolken in das Himmelsblau ragenden fernen Alpengipfel. Es ist ein herrliches Gemälde, unvergleichlichen Genuß bietend.

Selig wer im Sonnengolde
Durch die schönen Auen schritt,
Bis ans Grab nimmt er die holde
Blume der Erinnerung mit.

Doch vom grauen Hohentwiel
Rings zu schauen Berg und See,
Das erhebt die Brust und scheuchet
Alles bittere Erdenweh.

Ringsum Seeluft, Tannenwälder,
Bunte Thäler, grüne Höhn,
Ach, vor lauter Lust und Freude
Möcht mein pochend Herz vergehn.

K. Koch.

Noch einmal wendet sich unser Auge gen Morgen; es ist der Säntis, der uns anzieht. Wie er über die Länder hinleuchtet und majestätisch herüber grüßt! Also dort, hinter seinem Felsenleib verborgen, liegt — losgetrennt vom Throne des Felsenherrschers — das Wildkirchlein, wo Ekkehard sein Leid vergaß und für Körper und Geist Gesundung holte. Dort zieht's uns hin. Wir möchten tiefer blicken. Und nun umgürtet eure Lenden und greift zum Wanderstab, es gilt eine Fahrt zu Berge.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —





Wir sind im lichten Appenzellerland mit seinen trauten Reizen, seinen sonnigen Hügeln und lachenden Bergen, den schmucken Dörfern und unzähligen, verstreutliegenden, weißblinkenden Häusern und Häuschen: im Reiche des hohen Säntis. Appenzell, der winklige Ort, liegt hinter uns. Der Weg führt durch blumenreiche Matten, vorüber an stattlichen Bauernhäusern mit vorhanggeschmückten, blitzsauberen Fenstern. Neben und vor dem Hause, im Schatten eines weitverzweigten Lindenbaumes, sitzen die Appenzellerinnen, Kinder sogar und noch Großmütter, über den Stickrahmen gebeugt, mit der Nadel eifrig beschäftigt, kunstreiche Blumen hervorzuzaubern, die an Schönheit der Form den lieblichen Kindern der Natur nicht viel nachstehen. Wie schön sind diese Frauen und Jungfrauen in ihrem dunkelbraunen Haar, dem tiefliegenden schwarzen Auge, ihrem kleidsamen Werktags-Gewand. Aber wer sie erst sieht in ihrer schönen Landestracht, dem schillernden in feine Falten gelegten Rock, dem duftigen Vorsteckhemdchen im steifen Mieder, mit kunstreichen silbernen Haften verschnürt, und zierlichen Kettchen behängt, der seidenfarbenen Schürze, und auf dem Kopfe die luftige Flügelhaube. Anmutige und zarte Gestalten finden wir unter den Töchtern dieses Berglandes, wie sie sonst selten zu sehen. Aber auch die Männer sind sehr schmucke Leute, wenn

auch nicht von schönem Antlitz, doch von strotzender Kraft. Dort am blumenüberwachsenen Gartenzaun stehen einige Burschen, im Munde die kurze Holzpfeife, sich eifrig unterhaltend. Einer davon muß seinen besonderen Tag haben; er ist festlich geschmückt und trägt kurze gelbe Lederhose, hochrote, offene Weste mit blitzenden Knöpfen, auf dem Verbindungsgurt, in hellglänzend Messing getrieben, eine stattliche Kuh, die schneeweißen Hemdärmel über dem Ellbogen aufgekrämpt, und um die Hüften geschlungen das bunte Sacktuch. Es ist ein lebhaft Volk, mit Mutterwitz begabt, und wenn auch mißtrauisch, doch dem Wanderer gewogen und freundlich gegen ihn. Landhäuser und kleinere Villen zeigen an, daß wir dem bergbachumrauschten „Weißbad“ nahen. Der Park mit seinen schattigen Bäumen und mannigfaltigen Sträuchern, seinem murmelnden Wasser, ist ein behaglicher Ruhsitz. Von hier geht's bergan, dem Ebenalpstock zu, über die sanften Matten des Schwendithales nach der Bodmanalp. Bald nimmt uns ein Wald auf, sturmzerrissene Tannen ragen da in die Höhe, der Boden ist besät mit Felsentrümmern, mit zartgrünem Moos bewachsen, herrliche Partien, lauschige Winkel bildend. Ueber eine Schutt- und Geröllhalde, auf lockerem und sehr steilem Pfade gelangen wir unter eine senkrecht aufstarrende Felswand. Unter ihrem grauenhaften Ueberhang dahinwandelnd, gelangt man zum „Aescher“, ein unter die überragenden Felsen hineingebautes Gasthaus mit freundlicher Laube, wo der Dichter des Ekkehard vor Jahren einst Rast gemacht, und sich dem Zauber der Alpenpoesie hingebend, wieder Friede und Freude am Leben gefunden hat.

Immer schmäler wird der Pfad und schwindelnder die Tiefe. Ein klaffender Abgrund ist zu überschreiten. Eine kühne Holzbaute, mit Dach und Thüre versehen, führt darüber hinweg. Wir befinden uns auf einem schmalen Felsvorsprung; über und unter uns ist gelbgraue Felswand, und wenige Schritte vorwärts das Wildkirchlein. Steingewordene Poesie — ein lebendiger Roman. Es ist eine geräumige Höhle, zur Kapelle eingerichtet. Im Hintergrunde steht der kleine Marmoraltar, schön geschmückt mit Alpenrosen und Edelweiß, davor eine Reihe Bänke, den frommen Wallfahrern zur Ruhe dienend. Hart daneben ein rohgezimmert Holzkreuz, und an der Felsenecke ein hölzern Türmlein mit hellklingender Aveglocke, die Hirten zum Gebete rufend. Nicht weit

davon eine zweite, mächtig zerklüftete Höhle, vor welcher ehemals Wohnung und Gärtchen des Eremiten lagen. Staunend stehen wir vor dem Gnomenkirchlein, dieser majestätischen Hochwacht. Der Anblick der herrlichen Natur ist ergreifend und wuchtig der Eindruck.

Da sind zur Rechten der „Alte Mann“, ein runzelgefurchtes Felsenhaupt, „des hohen Säntis Kanzler und Busenfreund“, eine kahle gewaltige Masse mit glänzendweißer Firnspitz, hoch in die Wolken ragend, gegenüber die hohen Zinnen der Marwies, Mans und Staubernkanzel, schroffes Felsgestein, majestätisch und stolz sich erhebend, auf dessen Höhe, „wie Moos auf den Dächern, würziger Graswuchs grünt“, und etwas näher gelegen die kühnen Felsmauern des Alpsiegels, eines trotzigen Gesellen, vermessen zum Himmel strebend; dann zur Linken dieser Bergriesen Brüder, weniger rauh, mehr in anmutiger Schöne prangend: der graue Felskopf des „Kasten“, dessen geheimnisvoller Freund, der grünschimmernde pyramidengeformte Kamor, und unweit von ihnen, etwas vereinsamt, die Fähnern. Drunten im tiefen Thal winken grüne Matten mit unzähligen Häuschen und heimeligen Kirchlein, über massige Felsen rauscht der schäumende Schwendibach, und im dunklen Tannengehege schimmert die tiefgrüne Flut des Seealpsees. In unser Ohr hallt der Sang der Einsamkeit, des Baches leises Rauschen, des Steins klingender Fall, gedämpftes Herdengeläute aus tiefem Thal und hin und wieder aus weiter Ferne verhallendes Jauchzen eines fröhlichen Menschenkindes; alles sich verbindend zur wunderbaren Melodie. Gefangen nimmt uns die Einsamkeit, und traumverloren lauschen wir der geheimnisvollen Sprache der Natur — dieser göttlichen Poesie. Und überwältigt sinken wir nieder zum Gebete; denn wir fühlen des Herren Nähe. Verklärt zeigt er sich uns auf heiterer schöner Bergeshöhe.

Wer war wohl der Erste, der diese rauhen, beängstigenden Pfade beschritten, wem kam der Gedanke, da oben an trotziger turmhoher Felswand ein Kirchlein zu bauen?

Einst, als noch die Gegend ringsum ein Gletscher war, lange bevor ein menschlicher Fuß sie betrat, hauste hier der Höhlenbär, sagt uns der Gelehrte; und die Sage erzählt, daß furchtbare Drachen, Dämonen, allerlei Geisterspuk hier gewaltet hätten, die aber durch einen Hirtenjungen, der in der Höhle ein „Altärlein“ errichtet, gebannt worden

seien. Und Joseph Scheffel läßt im 10. Jahrhundert hier Ekkehard weilen und das Waltharilied entstehen. Trockene Gelehrsamkeit schüttelt hierüber wohl den Kopf, weil es mit der geschichtlichen Wahrheit nicht zu vereinen sei. Das Verständnis für Naturschönheit habe damals gefehlt, und niemand wäre es eingefallen, auf dämonenbewohnten Bergriesen eine Gesundkur zu machen. Das sei modern. Nun, wer Scheffels klassische Dichtung gelesen, weiß das besser.

Im Jahre 1621 wurde dann als Zugang vom Aescher her ein einfaches Brücklein gebaut, in der Höhle ein hölzerner Altar errichtet und der Ort als Einsiedelei empfohlen. 1656 kam der erste Einsiedler, ein junger Doktor der Theologie, Paulus Ulmann, Pfarrer in Appenzell. Durch ihn wurde vieles verbessert, das Kirchlein mit Sakristei und Glockentürmchen versehen, auch das „Bruderhaus“ gebaut. Er weihte die Kapelle zu Ehren des heiligen Erzengels Michael und aller Schutzengel, und am 29. September 1657 hielt er unter Beteiligung einer großen Volksmenge das erste feierliche Hochamt mit Predigt. Das Wildkirchlein wurde ein beliebter Wallfahrtsort. Ein „Bruder“ folgte nun dem andern; sie blieben aber nicht, wie Ulmann, auch im Winter, sondern nur zur Sommerszeit droben. Der „Bergbruder“ hatte die Verpflichtung, für Hirten und Vieh zu beten, damit Gott sie behüte und vor allem Schaden bewahre, dreimal täglich mußte er die Glocke im Kirchlein läuten, und dafür erhielt er seinen Unterhalt von den Hirten. Der letzte Bruder war ein Jakob Rechsteiner von Urnäsch. Er baute das neue gedeckte Brücklein. Ein eifriger Kräutersammler, fiel er im Jahre 1851 über einen hohen Felsen und ward tot aus einer Schlucht aufgehoben.



Gasthaus zum „Aescher“.

Seitdem ist kein Eremit mehr hier. Aber jedes Jahr am Schutzengelfeste im Juli und an „Michaeli", den 29. September, wird hier feierlicher Gottesdienst gehalten. Scharenweise wallfahrten sie herauf zum Wildkirchlein, die Andächtigen, um in der Bergeseinsamkeit — Gott selbst reden zu hören.

Und wo einst der Bergbruder geweilt, ladet eine freundliche Herberge zu erfrischendem Trunke ein. Und wer da will, kann nicht nur begeistert zechen, sondern auch poetisch schwärmen.

„Am Höhleneingang tollt der Gnomentanz.
Und wie das Rauschen eines Mönchsgewands
Geht's durchs Gebüsch — —, das Herbergsthürchen knarrt:
Drin gilt dein erstes Glas dem Ekkehard
Und seinem Sänger, dessen wacher Geist
In stiller Nacht das Bergasyl umkreist."

A. Beetschen.

Die sinnige Maid, die uns zur Ebenalp führen will, steht bereit, die Kienfackel lodert. Sie wendet sich dem Innern der Höhle zu, lebhaft die Fackel schwingend. Wir folgen ihr, eins hinter dem andern, durch die enge dunkle Wölbung ins Innere des Berges. Langgestreckt ist die Höhle, bald hoch wie ein weites Kamin, bald eng und niedrig, so daß man nur gebückt vorwärts kommt. Große Massen zertrümmertes Gestein engen den schmalen Pfad noch mehr ein, Wassertropfen fallen aus der Höhe und scharfe rötliche Streiflichter zucken auf den Kanten des nassen Felsgesteins. Es ist fast unheimlich. Die Höhle weitet sich, der Weg wird breiter, jetzt ein fahler Schimmer, es ist das hereinbrechende Tageslicht; steil geht es aufwärts zum Ausgang. Die Fackel wird gelöscht, und nach enger Höhlennacht erquickt uns glänzender Sonnenschein. Wir stehen auf einer weiten herrlichen Alp. „Würziger Duft von Alpenpflanzen umströmt uns, da blüht Mannstreu und Knabenkraut und blauer Eisenhut. Der prächtige Alpenschmetterling Apollo mit dem rotleuchtenden Auge auf den Flügeln wiegt sich über den Blumenkelchen . . ." Ein kurzer Marsch führt uns auf steinigem Pfade, am Rande einer schaurigen Felswand vorbei, über blumige Matten auf die wirtshausgekrönte luftige Spitze, von der eine mächtige Fahne flattert: das weiße Kreuz im roten Feld. Umfassender als vom Wildkirchlein ist auf der Ebenalp die Aussicht. Sie bietet uns ein weites unendliches Rundbild. Vor uns die Voralpenlandschaft mit

all ihren reizenden Thälern, dunklen Wäldern, schäumenden Bächen und üppiggrünen Matten, mit den schmucken Dörfern und den vielen vereinzelten Häusern, so ordnungslos stehend, als ob sie dem fliehenden Teufel aus dem Sacke gefallen wären; dann die mächtigen Bergriesen, die klar und scharf ihren Umriß in das tiefe Blau der Himmelsdecke schnitten. Zur Linken in schweigender Größe der Säntis, zur Rechten das Rheinthal, von den Höhen des Arlbergs umrahmt und den fernen Bergen rhätischer Landmark mit ihren zackigen Felshörnern. In weiter Ferne der silberschimmernde Bodensee. Alles ist weit, groß und schön.



Wirtshaus zum Wildkirchlein.

Wir streben noch höher und lenken westwärts unsern Schritt. Da bietet sich uns ein neuer Niederblick auf den lieblichen Seealpsee. Wir überschauen ihn, er ist nicht groß, aber erhaben, wie ein Stück verborgenen Himmels liegt er da im tiefen Erdenthal, im Schatten dunkler Tannen, im steinernen Kessel himmelstrebender Felswände, die sich in seinem klaren Gewässer wiederspiegeln, als ob in seiner Tiefe noch eine schönere Alpenwelt zu finden sei. Ein herrliches Alpenbild! Wer es geschaut, der versteht jene schöne Sage, die, entsprungen aus der tiefinnersten Poesie des Volksgemütes, erzählt, wie Gott einst herabsah auf die unvergleichliche Schönheit dieses Thales und eine Freudenthräne weinte, die zum Alpsee geworden. Eine Gottesthräne, der See! Wir begreifen das Geheimnisvolle, das über ihm ausgebreitet liegt. Darum

hat in dieser Einsamkeit schon mancher den Lebensmut wieder gefunden und seine Gesundheit, und mancher „zerschlagene" Mensch seinen Frieden, den Glauben an Gott und die Menschen!

Zwischen den Felsenhängen der Teufelskanzel pflücken wir noch einige Alpenrosen und Gentianen und andere farbenfrische Blumen zu hübschem Strauß der Erinnerung. Noch einmal schweift unser Blick über das Gewimmel niedriger Hügel hinweg. In „ahnungsvoller Bläue" zeigt sich jetzt auch der Untersee, in demselben ist ein verschwindend dunkler Punkt, es ist die Reichenau, und fern im Hintergrund wird ein Berg sichtbar, sich kaum von des Himmels Blau abhebend, es ist der Hohentwiel. — Dann geht's thalabwärts. Wir erinnern uns des Abschiedsliedes, das der Dichter des „Ekkehard" — am 10. September 1854 — dem gastlichen Aescherwirt gewidmet hat. Echte Wildkirchleinstimmung liegt darin. Und den tiefempfundenen Gefühlen des Scheidenden verleiht es passenden Ausdruck:

B'hüt Gott, mein lieber Aescherwirt,
B'hüt Gott, du brave Frau!
Wie war bei euch die Luft so lind,
Der Himmel prächtig blau.

Ist auch das Haus nicht riesengross,
Es war mir eben recht;
Am wohlsten ist's im kleinen Nest
Dem biedern Mauerspecht.

Begrüsst sei eure Felsenwand,
Begrüsst der ganze Berg!
Er ist mir wenig hoch genug,
Hier stand ich als ein Zwerg.

Begrüsst sei auch die Nachbarschaft,
Die Herrn im Wolkenflor,
Der Säntis und der Alte Mann,
Der „Kasten" und Kamor.

Und käm' ich wieder auf die Welt,
Ich liess den ganzen Qualm,
Und zög' als Appenzeller Senn
Zum Aescher auf die Alm.

Dies Liedlein sang als Abschiedsgruss
Ein fahrender Scholar,
Der sieben Tag' und sieben Nächt'
Allhier zu Gaste war.

Er schleppte auf den Berg herauf
Viel alte Sorg' und Qual; —
Als wie ein Geissbub' jodelnd fährt
Er fröhlich jetzt zu Thal.

Und golden färbt sich alles unter den Strahlen der Abendsonne. Goldgrau leuchten die Matten, leiser Abglanz der Röte wirft sich auch auf die grauen Kalksteinwände der umliegenden Berge — volltönende Jauchzer erschallen, und heimelig klingt das Herdengeläute. Unsere Gedanken fliegen hinüber ins ferne Hegau und auf den Hohentwiel — der Heimat zu. — — — — — — — — — — — — — — — — —



Seealpsee.

Auch auf dem Turm zu Hohentwiel hat sich der Abend eingestellt. Die Sonne neigt sich ihrem Untergange. Die Berge rücken näher mit ihren rosenfarbenen Stirnen. Der See ist beleuchtet, smaragdgrün seine Fläche, rotblauschimmernd seine Ufer. Die fernen Wolken dunkeln, zerhackter Feuerrand umsäumt sie. Bald schwimmt auch der Hohentwiel mit seinen Laubbäumen und düstern Ruinen im Abendgold der sinkenden Sonne. Aus der goldbraun glänzenden Ruinenstadt steigen Gestalten empor in langen, wallenden Gewändern mit bekannten Gesichtern und beleben den Burghof. Da ein stolzes Frauenbild mit der Rose im Stirnband, sehnsüchtig in die Ferne blickend, dort ein schöner junger Mönch, dicht neben ihm die holde Praxedis. Und wer schwankt dort im Hofe, es ist Spazzo, aller Kämmerer trinklustigster Erzheld. Im Gebüsche scheint sich auch etwas zu regen. Ist es nicht Audifax und Hadumoth, das glückliche Paar, in geheimnisvoller Unterhaltung, wie das Glück zu erringen! Wahrhaftig, die Ruinen sind nicht mehr öde, es lebt ein unsterblich Volk darin, bekannt allen poesievertrauten Seelen vom Fels bis zum Meere. Und diesen Gestalten gesellt sich bei, der, welcher sie mit seltenem Genius geschaffen, der gottbegnadete

Dichter Joseph Scheffel. Im Gewand sticht er gar arg von den andern ab, aber im Geiste ist er ihnen verbunden, und er gehört zu ihnen, so lange Twiel steht und es Menschen gibt, die urwüchsige Poesie und jungfrisches Leben zu würdigen wissen. Und lange noch blicken wir in sein geisterfülltes Antlitz, das so schlicht und treu, so fest und stark die Welt einst angeblickt. Und wir erinnerten uns der gewuchtigen Worte, mit denen Felix Dahn einst Scheffels Bild der deutschen Jungmannschaft gewidmet hat:

„Den schau' dir an, du teure deutsche Jugend,
Und dank' ihm immerdar, dass er dir reichte
Aus deutscher Vorzeit quellbornfrischen Trank;
Denn was frivol, krank, süsslich und salonhaft,
War ihm verhasst: ein treuer Ekkehard war er!
Ihn sollt ihr wert und hoch und teuer halten,
Solang' in Wolken ragt der Hohentwiel,
Frau Aventiure auf den Strassen geistert,
Solang' des Alemannenlands Saphir,
Der Bodensee, noch glänzt in lichter Bläue,
Solang' noch deutscher Dichtung Wort ertönt:
Mit ihm vergleiche keiner sich der lebt,
Und keiner seinesgleichen kehret wieder!"

Was ist das! Haben die Schatten Fleisch und Blut angenommen. Erscheinen sie nicht in modernen Gewändern? Wie es auflebt allüberall im Burghof und auf dem Vorplatz. Das sind Stimmen, das ist Gejauchze von echten, rechten Menschen, die zu uns heraufdringen. Die Schar wird immer größer. Damen sind's in farbenreichen, duftigen Sommerkleidern; Herren in weißen Hüten folgen ihnen. Vor der Herzogsburg sammeln sie sich. Ruhig wird's ringsum, kein Laut ist hörbar; da erhebt sich ein Chorgesang, leise beginnend, immer mehr anschwellend, dann ausklingend in jubilierender Lust und Freude. Machtvoll stiegen die herrlichen Accorde des schönen Liedes zu uns empor:

Wie ist doch die Erde so schön,
Das wissen die Vögelein,
Sie heben ihr leichtes Gefieder
Und singen so fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

Wie ist doch die Erde so schön,
Das wissen die Flüss' und Seen;
Sie malen im klaren Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel,
Und die Wolken, die drüber gehn.

Und Sänger und Maler wissen es,
Und es wissen's viel andere Leut';
Und wer es nicht malt, der singt es,
Und wer es nicht singt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud'.

R. Reinick.

Der Sang ist verstummt, die Sonne schickt sich zum Abschied. Wir stehen tief ergriffen. Die Lebenden behalten recht, sagten wir uns und verließen die hohe Warte, sie den späten Gästen überlassend.

Zwischen den Ruinen hindurch schreiten wir zu Thal, doch nicht auf der gewöhnlichen „Heerstraße", sondern auf dem teilweise felsengesprengten Ten-Brinkweg, der bei der Eugensbastion abwärts führt, in mehreren Windungen gleich einem Ring den Berg umschließt, lauschige Winkel, schattige Ruheplätze bietet, und durch die Laubbäume hindurch einen abwechslungsreichen, immer neu überraschenden Ausblick gewährt. Bälder, als wir ahnten, saßen wir auf der Veranda des Gasthauses und erfreuten uns an dem stattlichen Imbiß, den uns der freundliche Wirt geboten. Nicht lange und auch die Sänger und Sängerinnen stellten sich ein. Es waren fröhliche Menschenkinder aus des heiligen Gallus Stadt, Landsleute Ekkehards. Der perlende Hohentwieler hatte es ihnen angethan. Nicht mit Unrecht schrieb ein Kenner davon:

> „Auch wächst an dieser Bergeshalden
> Ein weitberühmter Rebensaft,
> Der von der Stirne weg die Falten,
> Und Jugendlust dem Greise schafft."

Munterkeit blitzte aus allen Augen, und jugendlustig und glücklich blickten auch die älteren Gäste. Lebhaft wurde Zwiesprache gehalten über die Gedanken und Empfindungen, über das Gesehene und Gehörte, über Hadwig und Ekkehard. Und manche Dame getraute sich zu behaupten, sie wäre nie so schroff wie die Herzogin verfahren, und ein stolzer Jüngling meinte, nie würde er so blöd wie Ekkehard sich benommen haben. Also spricht der Jugendübermut, der die Liebe nur geahnt, noch nicht empfunden hat. Wie mancher Jüngling wird auch fürderhin den ihm frei gebotenen Vorteil außer acht lassen, wie manchem wieder wird dann dies zum Verhängnis werden? Ein unverdorbener Charakter, der liebt, wird lieber Verzicht leisten, als mit Gewalt zu nehmen, was ihm nun einmal vorenthalten sein soll. Und der Macht der Poesie überläßt er es, die schmerzende Wunde, Leid und Trübsal zu heilen. Ob dies das Leben, die Freuden der Welt genießen heißt? Gewiß nicht. Der rechte Lebensgenuß wird dem deutschen Idealisten immer ein ungelöstes Rätsel bleiben. Sagt doch schon Goethe:

Ja wir haben, sei's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das frische Glas,
Wenn der Wein geschäumet;
Manche rasche Schäferstunde,
Flücht'gen Kuss vom lieben Munde
Haben wir versäumet . . . .

Sollen wir diese Charaktereigenschaft verurteilen? Niemals, sie hat uns vor Sumpf und Fäulnis geschützt, hat aufrecht erhalten unsere Ideale, und rein und keusch bewahrt unsere Liebe. So sprach ein erfahrener Alter.

Dann brachen sie auf, die Sangeskinder, und in der schönen Mondnacht ging es den Berg hinunter. Bevor sie um die Ecke bogen, winkten sie uns und dem Berge den letzten Gruß zu. Schon lange mochten sie im Thale sein, immer noch hörten wir aus der stillen Nacht heraus ihre muntern, heitern Melodien, aber immer leiser und leiser, bis sich die Töne gänzlich auflösten im Rauschen des kühlen Nachtwindes — —. Es ward Morgen. Die Abschiedsstunde schlug auch uns.

„Hab' dich oftmals schon erstiegen,
Dich, mein lieber Hohentwiel,
Und zu allen Jahreszeiten
Warst du meiner Reise Ziel.

Sah dich in dem Schmuck des Lenzes,
Lauschte deiner Vögel Sang,
Grüsste dich zu Sommerszeiten
Von dem Turm, vom Bergabhang.

In dem Spätherbst kam ich wieder,
Sah der Wälder Farbenpracht,
Und im weissen Kleid des Winters,
Hast du freundlich mir gelacht.

Kenn' manch schönes Fleckchen Erde,
Bin gewandelt da und dort,
Unter Palmen fern im Süden,
Unter Eichen hoch im Nord.

Aber immer kehr' ich gerne
Aus dem Lebenssturm zurück,
In den Frieden deiner Arme,
Du mein Hohentwiel, mein Glück.

Und auch jetzo, wo ich scheide,
Sage ich im Weitergehn:
Habe Dank für deinen Frieden!
Hohentwiel, auf Wiedersehn!

A. Ebelius.



Vom Twiel zum Hewen.

Das Land der Alemannen
Mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge,
Dem klaren Bodensee,
Mit seinen gelben Haaren,
Dem Aehrenschmuck der Auen,
Recht wie ein deutsches Antlitz
Ist solches Land zu schauen.

G. Schwab.



Auf die Berge will ich steigen,
Auf die schroffen Felsenhöhn,
Wo die grauen Schlossruinen
In dem Morgenlichte stehn.

Dorten setz' ich still mich nieder
Und gedenke alter Zeit,
Alter blühender Geschlechter,
Und versunkener Herrlichkeit.

Heine.

Des andern Morgen in der Frühe begaben wir uns auf den Weg nach Hohenkrähen. Es war noch dunkel und dämmerte kaum. Als wir auf der Höhe waren am Waldrand, schauten wir uns um. Aus der blaulichten Nebelschichte im Osten ragten die Spitzen sämtlicher Berge unbedeckt und frei empor, im ersten Sonnenstrahl sich glührot färbend, wie die Wolkenränder. Die Nebel wichen. Der Sonnenball erhob sich, alles mit seiner Strahlenpracht übergießend, purpurviolett beleuchtend. Prächtig erhellt lagen die Fruchtgefilde vor uns. Tapfer schritten wir aus. Die Leute zogen eben zur Arbeit aufs Feld. Sie hatten ein schwereres Tagwerk als wir; das unsrige war das Wandern. Die Blumen am Rain grüßten freundlich, der Laubwald schimmerte in vielfarbigem Grün. Da traten wir auf eine Hochebene hinaus und vor uns stand der steil in die Höhe ragende Krähen, der sich aus dem Thale erhebt, wie „ein in Schraubenzügen gewundener, sich nach oben verjüngender, dickungeheuerer Rundturm“ — —.

Durch einen Rundbogen treten wir auf den zertümmerten Vorhof mit halbzerfallenem Wohngebäude. Einst stand da auch eine Kapelle; es ist der Ort, wo die Waldfrau gehaust haben soll. Hier beginnt der beschwerliche und mühsame Aufstieg. Der Pfad windet sich keck am Felsen hinauf der Mauer entlang, ist schmal und holperig, führt zu einem Thor, das die erste Abteilung der Befestigungswerke erschließt und von da zu einem zweiten Thor, dessen Mauerwerk in wunderlichem Fischgrätenverband ausgeführt ist. Durch dasselbe erreicht man, steil aufsteigend, die eigentliche Burgfläche, die sich um eine Felsengruppe herumzieht und mit starken Mauerresten eingefaßt ist. An der Ostseite des höchsten Felsens ist der noch am besten erhaltene Teil der Burg,

sorgfältig aus Phonolithbruchsteinen erbaut. Es ist ein doppelstöckiger Bergfried, fast mit dem Felsgestein verwachsen. Darin befinden sich die zwei übereinanderliegenden, rundbogig gewölbten Felsenkammern, schauerliche Verließe, deren Kerkerwände vermutlich von dem hoffnungslosen Hinschmachten manches Hinabgeworfenen zu erzählen hätten. Ueberragt wird die Ruine von einer schmalen Felsplatte, zu der ein steiniger Pfad führt und nur für wenige Menschen Raum gewährt. Steil senken sich die Felswände abwärts, es ist eine schier schwindelnde Höhe. Kein Baum, kein Stein ist zum Anlehnen. Dieser einsame Gipfel gewährt einen überraschenden Umblick. Scheffel hat diesen im „Ekkehard" in unvergleichlicher Weise geschildert und uns ein Bild vor die Augen gerufen, das uns so bald nicht wieder losläßt: Hadwig in hellem Mantel, das Herz geschwellt von leidenschaftlicher Liebe, Ekkehard im dunklen Gewand. Zwei Gestalten, in die blaue Luft hinausragend, schweigend in Träumen versunken, das Glück erwartend — —.

„Ein gewaltiger Anblick that sich vor ihren Augen auf. Tief unten streckte sich die Ebene, in Schlangenlinie zog das Flüßchen Aach durch die wiesengrüne Fläche, Dächer und Giebel der Häuser im Thal waren winzig fern, wie Punkte auf einer Landkarte. Drüben reckte sich der bekannte Gipfel des Hohentwiel dunkel empor, ein stolzer Mittelgrund; blaue platte Bergrücken erhoben sich mauergleich hinter dem Gewaltigen, ein Damm, der den Rhein auf seiner Flucht aus dem See dem Beschauer verdeckt. Glänzend trat der Untersee mit der Insel Reichenau hervor, und leise, wie angehaucht, zeichneten sich ferne riesige Berggestalten im dünnen Gewölk, sie wurden deutlicher und deutlicher, lichter Glanz säumte die Kanten ihrer Höhen . . ., schmelzend, duftig flimmerte die Landschaft."

Der Berg ist ganz mit Lindenwaldung bedeckt und hat auf seiner Burgfläche und in seinen Felsenschroffen üppigen Pflanzenwuchs. An seinem Fuße gedeiht auch Wein. Außer auf Hohentwiel findet man nur noch hier den seltenen Natrolith von goldgelber Farbe. Meistens trifft man ihn eingesprengt in den Bruchsteinen der Burgmauern.

Die Geschichte Hohenkrähens klingt kriegerisch, und ihre Anfänge liegen im Dunkeln. Erst um die Wende des 12. Jahrhunderts kommen Edle vor, die sich nach der Burg nennen. Ein Gottfried von Krayen wurde 1307 zu Bodman ein Raub der Flammen. Das Geschlecht der



Ruine Mägdeberg.

„Krähen“ starb aus, und die Burg gelangte in den Besitz der Herren von Hohenfridingen. Diese verlegten sich auf das „Heckenreiten“, und Hohenkrähen wurde ein gefürchtetes Raubnest. Aber die Fridinger trieben das einträgliche Geschäft nicht lange. Schon im Jahre 1512 sollte die Burg ihren Untergang finden.

Stephan Hausner, ein Edelmann, freite um eine schöne Bürgerstochter von Kaufbeuern, Margareta Guttenberg. Da sie ihm ver-



Ruine Hohenkrähen.

weigert wurde, sann er auf Mittel, sich ihrer gewaltsam zu bemächtigen. Er verband sich mit einigen ärmeren Rittern, und der von Fridingen öffnete ihnen seine Burg Krähen. Von hier aus sandte Hausner den Kaufbeurern einen Absagebrief, führte fünf ihrer Bürger gefangen auf das Schloß und verlangte 700 Gulden Lösegeld. Mit ihm hielten es auch die Klingenberger. Sie brachten 150 Mann zusammen; diese machten die Straßen so unsicher, „daß niemand mehr sicher handeln und wandeln konnte, und hat dieses Heckenreuten bis in den September

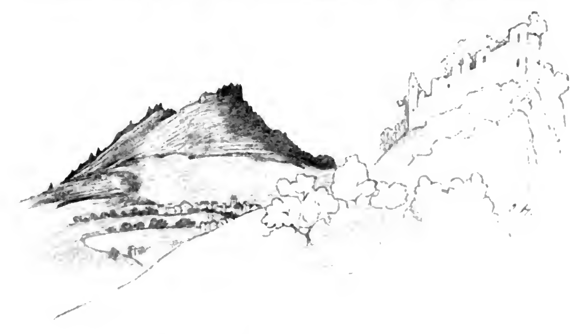
gewähret". Aber Georg Kreßling, einer der gefangenen Kaufbeurer, hatte einen Bruder Namens Kunz von der Rosen, welcher Kaiser Maximilians Rat, Bartscherer und lustiger Rat war, ein witziger und edelmütiger Mann. Dieser bat den Kaiser um Genugthuung. Sofort wurde dem schwäbischen Bund der Auftrag zu teil, „das Raubnest Hohenkrähen zu zerreißen, die Krähen auszunehmen und die Räuber abzustrafen". Im November 1512 erschien der Feldhauptmann Georg von Frundsberg mit 8000 Mann und grobem Geschütz, darunter die „Scharfmetz und das Ketterlin" vor dem Schlosse. In der Burg lagen 36 Personen, worunter ein Priester, Handwerker und einige Bauern, die gezwungen wurden, zu bleiben. Die Beschießung begann und zuerst wurde die „Pfisterei" zerstört. Diese wurde „dermaßen zerschossen, daß das Mehl und die Federn aus dem Bette oben zum Dach hinausstoben". Sonst prallten die meisten Kugeln fruchtlos am Felsen ab. Tapfer wehrte sich die Besatzung mit ihren Doppelhacken. Kaum wäre die Burg genommen worden, wenn nicht der Schloßherr sich selbst beim Laden der eigenen Büchse schwer verwundet und ärztlicher Hülfe bedurft hätte. Die Adeligen beschlossen, mit ihm zu fliehen und führten ihren Abstieg in dunkler Nacht todesmutig und glücklich aus. An einem Seil ließen sie sich über die Mauer hinunter auf einen „Gemsensteig", der rings um das Schloß ging, kletterten mittelst ihrer Fußeisen hinunter und entkamen unbemerkt den Händen ihrer Feinde. Nur der Burgmüller, der ihnen folgen wollte, stürzte zerschmettert in die Tiefe. Die übrig gebliebenen Knechte, 18 an der Zahl, übergaben andern Tags das fast „unüberwindliche" Schloß, dessen Unterthor mit Felsstücken so verrammelt war, daß es den Belagerern nur mit Mühe gelang, der Besatzung einen Ausgang zu schaffen. Darauf wurde das Schloß verbrannt und zerstört. Stephan Hausner aber ward bald hernach in einem Städtchen aufgespürt, „und, wie wohl er in eine Kirche geflohen, das Sakrament in die Hand genommen, und sich damit auf den Altar gesetzt, in Meinung, sein Leben und Freiheit zu retten", wurde er ergriffen und enthauptet.

Die Zerstörung von Krähen erregte in damaliger Zeit großes Aufsehen. Flugblätter berichteten von ihr, und in Volksliedern wurde sie besungen. Ritter Hans von Fridingen aber baute die Burg wieder auf, und die Züricher „Böcke" benutzten sie als Zufluchtsstätte. Es

waren Männer, die sich durch besondern Kriegsmut und Waghalsigkeit im Lande der Eidgenossenschaft ausgezeichnet hatten; aber ihrer großen Hartnäckigkeit wegen nicht in den Friedensschluß aufgenommen wurden und das eidgenössische Land meiden mußten. Auf Hohenkrähen erwarben sie sich das Burgrecht und suchten von da aus die Eidgenossen in jeder Beziehung zu belästigen. Es war, als ob der Geist des Raubrittertums, der von jeher auf der Felsenburg gehaust, auch in sie gefahren wäre. Eine wohlgelungene List endlich half ihnen die Heimat wieder erwerben. Im Jahre 1546 starb der Letzte von Fridingen, die Burg kam an Wolf von Homburg und 1571 an Hans von Bodman. 1632 wurde sie durch den Hohentwieler Kommandanten Löscher eingenommen, und zwei Jahre darauf von Widerholt ausgebrannt. Den Berg und die dazu gehörigen Güter kaufte 1738 die Familie von Reischach, in deren Besitz sie heute noch sind.

Mehrfach hat sich die Sage der Burg bemächtigt. Zu „Kaiser Wendels Zeit" soll sie auch einmal zerstört worden sein. Ein Brudermord gab die Veranlassung dazu. Auf Hohenkrähen lebte damals der Ritter Wolf von Fridingen, kühn im Kampfe, aber boshaft und rachsüchtig. Er hatte einen Bruder, Namens Werner, ein jugendschöner Mann, welcher Bräutigam einer Freiin Barbara von Hornstein war. Auf einem Turnier zu Konstanz sah Wolf des Bruders Braut, entbrannte in feuriger Liebe zu ihr, und verlangte von Werner, auf Barbara zu verzichten. Mit Unwillen wies der jüngere Bruder dieses Ansinnen zurück. Auf dem Heimweg von Konstanz begegnete dem Werner im Walde ein Eremit, der ihn dringend beschwor, mit ihm ins Waldesdickicht zu gehen, da er ihm dort ein Geheimnis zu eröffnen habe. Arglos folgte Werner, seine Leute sandte er einstweilen des Weges voraus. In der Tiefe des Waldes wurde er von dem Einsiedler, einem verkleideten Knappen, niedergerissen. Auf einen Stoß des Hüfthorns stürzte Wolf herbei und drückte dem wehrlosen Bruder den Mordstahl ins Herz. Der Mord wurde ruchbar; aber niemand hatte den Mut, den fast unüberwindlichen Wolf zur Strafe zu ziehen. Nur der edle Ritter Otto von Hohenbodman getraute sich, den Ermordeten zu rächen; er erschlug den „Kräher" auf dem Schlachtfelde, und das Felsennest wurde ausgenommen. Schön Barbara aber ging in ein Kloster zu Engen, wo sie bald an gebrochenem Herzen starb.

Heiterer klingt schon die Volksmäre vom „Poppele von Krähen", dem Rübezahl des Hegaus, der da oben wirklich einmal als Schirmvogt waltete. Seine Späße kennen wir. Indessen muß auch er nicht lauter Liebe unter den Menschen ausgesäet haben, da er bis auf diesen Tag „geisten und spuken" muß. Er meint's aber nicht böse mit den Menschen, drum dingen wir ihn als Schutzgeist, und unter seiner Führung wandern wir auf dem einmal bestiegenen Bergrücken nordwärts auf gut gangbarem Feldweg, durch goldgelbe Fruchtfelder, dem Mägdeberg zu. Eine kleine halbe Stunde, und wir sind am Ziele. Unter



Hohenstoffeln, vom Mägdeberg gesehen.

der Burg liegt ein ansehnlicher Hof, verborgen unter wohlgepflegten, fruchtbehangenen Obstbäumen. Da nehmen wir den Schlüssel mit, ein mächtiges Instrument, so groß, als gälte es damit den Himmel zu erschließen. Auf steilem Fußweg, über Wiesengrund, erreicht man den Burgweg, der noch heute teilweise mit ansehnlichen Mauern eingefaßt ist. Dieser führt zum äußern, von einem halbrunden Turm flankierten Haupteingang, und durch diesen in einen Zwinger. An einzelnen Stellen findet man hier Geschützkugeln eingemauert. Von da gelangt man durch ein spätgotisches, aus gelblichem Sandstein erbautes Portal in den innern,



Hohenhewen mit Welschingen.

höher gelegenen Zwinger, der auf der Südostseite durch eine Vorburg, die Wirtschaftszwecken gedient haben mag, befestigt und an seinen Außenseiten mit kräftigen Mauern umschlossen war. Ein zwingerartiger Platz findet sich auch auf der Westseite. Zwischen diesen Plätzen befand sich auf dem hochgelegenen Felsenplateau die eigentliche Burg, die auf steinernen Stufen durch den massigen Bergfried hindurch bestiegen werden kann. Auf der Südwestseite liegen die Trümmer der einstigen Wallfahrtskirche St. Ursula. Unbestreitbar gehört Mägdeberg zu den schönsten Ruinen des Hegaus. Malerisch gruppiert stehen die Mauertrümmer. Sie sind teils dicht bewachsen mit Gebüsch, sonderlich Eichen- und Lindensträuchern. Lauschige Plätzchen finden sich vor, schön ist der grasbewachsene Platz des innern Zwingers, in welchem ein herrlicher Nußbaum aufragt. Die Rundsicht ist hier beschränkt. Den schönsten Ausblick hat man auf der Südseite der Ruine, von einer großen, arg beschädigten Fensterhöhlung aus. Vor einem liegt das Aachthal, der luftige Hohenkrähen, der finstere Twiel, ferner der Untersee und die Alpen. Durch die verschiedenen Maueröffnungen werden auch die anderen Hegauberge sichtbar.

Die Burg, die in den Urkunden „Megideberg“ und „Meidberg“ genannt wird, gehörte schon im 13. Jahrhundert dem Kloster Reichenau, welches sie 1347 an Werner von Dettingen verpfändete. Dieser verkaufte sie im Jahre 1359 an die Grafen Ulrich und Eberhard von Württemberg, und 1378 wurde sie im sogenannten Städtekrieg belagert und gebrochen, aber sofort wieder aufgebaut. Da erhielt sie den Namen „Neu-Württemberg“. Aber durch Meuterei der Besatzung fiel die Burg in die Gewalt des Erzherzogs Sigismund von Oesterreich, und 1480 wurde sie an denselben abgetreten. Im Jahre 1499 von den Eidgenossen erobert, wurde sie 1634 von Konrad Widerholt zum größten Teil verbrannt. Einst hat die Abtei Reichenau eine Wallfahrtskirche auf dem Berge erbaut und sie der heiligen Ursula geweiht. Aus dieser Thatsache und dem Namen „Mägdeberg“ bildete sich die Volkssage, es sei St. Ursula mit ihren 10,999 Jungfrauen auf ihrer Seewallfahrtsreise an den Oberrhein gelangt, habe auf dem Berge ein Kloster und eine Kapelle errichtet und so jenem seinen Namen gegeben. Drunten im nahen Mülhausen befindet sich in der Wallfahrtskapelle ein gutes lebensvolles Bild, vom Mägdeberg stammend, das die Er-

mordung der heiligen Ursula und ihrer Gefährtinnen bei ihrer Landung in Köln darstellt. Die Hunnen haben die Jungfrauen, die halb auf dem Schiff, halb auf dem Lande, in der erdenkbar schlimmsten Lage sich befinden, überrascht. Furchtbar werden die armen Rompilgerinnen gepeinigt. Es ist, als ob der Satan selbst die rohen Kriegsknechte anführe. Alles Flehen zum Himmel scheint vergeblich. Die himmlische Heerschar der 11,000 rächenden Flammenschwertengel will sich nicht einstellen. Die Jungfrauen sind dem Tode geweiht.

Schon längst hat uns der Hohenstoffeln freundlich zugewinkt. Wir schreiten westlich durch das kleine Dorf Duchtlingen, durch üppige Getreidefelder und weiß- und lilablühende Kartoffeläcker nach dem Heiliggrab, einer auf einem Felsen nach dem Vorbilde des heiligen Grabes zu Jerusalem erbauten Feldkapelle, mit einem nahe dabei stehenden Häuschen, dessen Inwohner die Mesnerdienste versieht. Erbaut wurde sie von Balthasar von Hornstein zu Weiterdingen, und eingeweiht im August 1725. An drei Tagen im Jahr wird daselbst Gottesdienst gehalten, zu welchem sich stets viele Menschen fast aus dem ganzen Hegau einfinden, die ihren frommen Sinn nach alter Väter Weise zu bethätigen suchen. In der Kapelle, die mit einer Ringmauer umschlossen ist, steht ein ornamentloser viereckiger Steinklotz, den das Volk als heidnischen Opferstein bezeichnet.

Auf breiter Straße, zu beiden Seiten von mächtigen Obstbäumen beschattet, gelangt man in wenigen Minuten zu der schönen Ortschaft Weiterdingen (Wictartingas), die schon im 8. Jahrhundert bestand. Ein altes großartiges Schloß, einst Majoratssitz der freiherrlichen Familie von Hornstein, ist heute Demeritenhaus der Erzdiözese Freiburg. Die Kirche, ursprünglich gotisch angelegt, ist gänzlich überarbeitet und beherbergt eine namhafte Zahl von Epitaphien, welche größtenteils der Familie Hornstein angehören. In dem Gasthause zur „Krone", wo es ein gutes Tränklein gibt, befindet sich auch ein Ofen, der das württembergische Wappen, die Jahreszahl 1722, die Signatur E. L. H. Z. W. = Eberhard Ludwig, Herzog zu Württemberg, trägt, und vom Twiel stammt.

Ueber dem Dorfe erhebt sich der Stoffeln mit seinen drei gekrönten Kuppen in jäher Höhe. Herrliche Nadel- und Laubholzwaldungen bedecken seine Höhen. Auf schattigem Fuß- und Waldwege erreichen wir

in dreiviertel Stunden seinen Gipfel. Der „Stofflerberg" ist von den übrigen Hegaubergen gänzlich verschieden. Er enthält Basalt, dieser ist gräulichschwarz, auf dem Bruch uneben und feinkörnig, hart und fest, dunkelgrüne Olivine (Chrysolith) sind fein eingesprengt. Auf seiner äußern Oberfläche wird er rötlichschwarz und von der Auswetterung der Olivine löcherig. Von den Ruinen sind nur noch wenige Ueberreste erhalten, nachdem 1857 ein Erdbeben, 1883 ein Blitz dieselben zerstörte. Die Mauern bestehen aus Basaltbruchstein, und aus gelbem Sandstein die Ueberreste von Rund- und Spitzbogen.

Die Burg Stoffeln (verkleinerte Namensform von Staufen, d. i. Bergkuppe) scheint in sehr früher Zeit erbaut worden zu sein; denn schon im Jahre 1056 saß Gebhard, Bischof von Regensburg, Bruder Kaiser Konrads II., auf Befehl Kaiser Heinrichs III. „in Stofola" gefangen, weil er das Gebot vergessen hatte: Du sollst nicht töten! Doch bald erhielt er vom Kaiser Verzeihung. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts war die stattliche Burg Stoffeln Residenz des Hegauer Gaugrafen Ludwig. Das Geschlecht derer von Stoffeln war eines der reichsten im Hegau. Die älteren Besitzer nannten sich „Herren zu den drei Stoffeln" und führten den Grafentitel. Ein Norbert von Stoffeln, ein kriegsfreudiger Mann, war im Jahre 1034 Abt in St. Gallen. Ueberhaupt widmeten sich viele dieses Geschlechts dem geistlichen Stande und erwarben ihrer Familie den Ruf ausgezeichneter Frömmigkeit. Reichlich bedachten sie die Klöster und Gotteshäuser. Da viele ehelos blieben, starb die Familie beizeiten aus. Auch eines berühmten Dichters darf sich der Stoffeln rühmen; er hieß K o n r a d und schrieb in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein Gedicht: „Gauriel von Montabel, der Ritter mit dem Bocke", dem es nicht an poetischem Schwung mangelt. Er selber sagt von sich:

„Von S t o f f e l maister C u n r a t
Hat daz buech getiht,
Mit rimen bericht;
Der was ain f r y e r m a n;
Zue Hispania er daz buech gewan."

Das letzte Glied dieses hervorragenden Geschlechtes war Maria Kleopha von Hohenstoffeln, die sich mit Balthasar von Hornstein vermählte und ihm den größten Teil der Herrschaft zubrachte. Einen minderen Teil besaß die Familie von Reischach. 1620 starb Balthasar, und ohne

männliche Erben im Jahre 1629 auch Hans Werner von Reischach. Unter einem Enkel des ersteren, Balthasar Ferdinand, finden wir dann die ganze Herrschaft wieder vereinigt. Die Wappen von Hornstein und Stoffeln wurden verschmolzen, und neben dem stoffelschen Löwen zeigten sich friedlich die hornsteinschen Bärentatzen mit dem Hirschhorn. Im dreißigjährigen Kriege bewies Balthasar Ferdinand wirklich, daß er Löwenmut besitze und Bärenkraft, daß ihm auch die Behendigkeit des Hirsches nicht abgehe. Umsichtig wie er war und weise, warb der von Hornstein eine Kompagnie zu Fuß und zu Pferd, legte sie auf seine beiden Schlösser Stoffeln, um auf jeden Angriff gerüstet zu sein. Der wackere Ritter hatte nur zu gut vorausgesehen, daß Stoffeln nicht unbeachtet bleiben werde. Im August 1632, in der Nacht, stürmte Konrad Widerholt den Berg und seine Burgen. Aber Balthasar von Hornstein leistete in eigener Person mit seinen Mannen tapfern Widerstand. Der Feind mußte mit Spott und bedeutenden Verlusten abziehen. Zwei Angriffe von schwedischer und württembergischer Seite wurden mannhaft zurückgewiesen. Die „Stoffler" waren entschlossen, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren. Erst dem Herzog Bernhard von Weimar, der sich im August 1633 mit 8000 Mann vor Stoffeln legte und es mit aller Macht beschoß, übergab sich der Held. Widerholt verbrannte die Burgen und verpflichtete die Unterthanen Hornsteins zur Niederreißung derselben. Das große und kleine Geschütz, Vieh, Hausrat und andere kostbare Gegenstände wurden nach Hohentwiel abgeführt. Balthasar von Hornstein brachte von seiner Habe kaum so viel davon, daß er sich zum Abzuge seine Schuhe sohlen lassen konnte. Der Kommandant von Hohentwiel bezog von nun an alle Einkünfte der Herrschaft, freilich mit Gewalt: in fünfzehn Jahren 180,000 Gulden. Nach dem westfälischen Frieden kam Hohenstoffeln wieder an seine früheren Besitzer und ist heute noch im Besitze derer von Hornstein.

Die Ruinen sind stark verwachsen, riesige Tannen mit dunkelgrünen Wipfeln breiten sich über den wenigen Trümmern aus. Einst boten sie eine Aussicht, die zu den „reichsten und reizendsten Deutschlands" gezählt werden konnte. Die Umschau ist immer noch prächtig, und es läßt sich gut ruhen da oben. Und heute noch gilt auch vom Stoffeln, was der Dichter des „Ekkehard" einst von den Hegaubergen im allgemeinen geschrieben hatte: „Wer einmal hinausgeschaut von jenen stillen

Berggipfeln, wenn bei blauem Himmel die Sonne glutstrahlend zur Rüste geht, purpurene Schatten die Tiefen der Thäler füllen und flüssiges Gold den Schnee der Alpen umsäumt, dem muß noch spät im Nebeldunst seiner vier Wände die Erinnerung tönen und klingen, lieblich wie ein Sang in den schmelzenden Lauten des Süden."

Freundlich winkt der schöngeformte Hohenhewen, der zweithöchste der Hegauerkuppen. Ihm gilt unser letzter Besuch. Von Weiterdingen führt uns der Weg nach Welschingen durch liebliche Fluren, herrliche Kornfelder, deren Ränder geschmückt sind mit hochroten Klatschrosen und blauen Kornblumen, auch der große Sommeradonis leuchtet uns zauberisch entgegen. Und wie das alles glänzt im Sonnenlichte! Abwechselnd treffen wir ein halbverblühtes Mohnfeld, einen schmucken Hopfengarten, überall aber fruchtbare Obstbäume. Welschingen (Walahischinga) ist uralt, wird schon im Jahre 758 und 787 urkundlich erwähnt und hat einen romanischen Kirchturm mit äußerst rohen Skulpturen: Sonne, Mond und Stern, einen pausbackigen Kopf, dann einen Reiter, der gegen einen Drachen kämpft. Das letztere ist wohl der heilige Georg. Das Volk weist diese Bildwerke der Heidenzeit zu, wie alles ihm Unverständliche, sie sind jedoch christlichen Ursprungs und entstammen jedenfalls dem 11. Jahrhundert. Einzelne Teile des Dorfes sehen ärmlich aus, viele Häuser sind klein und unansehnlich. Welschingen hat im kriegerischen Jahre 1800 viel gelitten, noch mehr am 18. Mai 1808, wo bei einem schrecklichen Sturme 44 Gebäude in Asche gelegt wurden. Nur langsam hat es sich wieder erholt. Am Ende des Dorfes schwenken wir ab und gelangen auf gangbarem Feldwege erst über Ackerfeld, dann durch einen schönen Wald nach Hohenhewen. Es ist ein reiner Kegelberg mit abgestutzter Kuppe, auf der noch ansehnliche Reste der ehemaligen Burg vorhanden sind. Da ist ein länglichrunder Platz mit festen Zingelmauern, die auf der Ost- und Südseite mit starken viereckigen Türmen befestigt waren. Die eigentliche Burg lag nordwärts, von dieser sind die arg zerstörten Außenmauern sichtbar. Von einem Thorbau steht noch ein schmuckloser Rundbogen aus Buckelquadern in gelbem Sandstein.

Der Berg war bereits, wie verschiedene Funde darthun, schon in vorgeschichtlicher Zeit bewohnt. Die Volkssage läßt die Burg durch die Enkel eines Römers erbaut sein, welche Jörgo und Hego geheißen haben sollen, und von letzterem stamme auch der Name Hegau. Sicher

ist, daß ein hessischer Graf von Ziegenhain in sehr früher Zeit daselbst seinen Sitz hatte. Der Erste des Geschlechtes, der in Urkunden genannt wird, ist Berthold von Hewin, er lebte um 1180. Erst nannten sie sich von Engen, später, im 12. Jahrhundert, erbauten sie die Burg „Althewen" und nannten sich von Hewen. Die Herren von Hewen erwarben sich allmählich eine nicht unbedeutende Herrschaft, die Engen und dreizehn Ortschaften in sich schloß, errichteten auch Zweigburgen, Heweneck und Neuhewen. Sie waren gewaltige Recken bei den Turnieren und im Kriege, stellten aber auch der Kirche tüchtige Männer. Burkhard von Hewen war Bischof von Konstanz, sehr beliebt im ganzen Bistum, geehrt von Fremden wie Einheimischen, und starb im Jahre 1389. Die von Hewen lebten aber in solcher verschwenderischer Ueppigkeit, daß sie sich Ende des 14. Jahrhunderts genötigt sahen, ihre Herrschaft Schulden halber an Oesterreich zu verpfänden, und das stolze Geschlecht mußte sich auf kleine Sitze in Graubünden zurückziehen. Der berühmteste unter diesen war Georg, Herr „zu der hohen Trünß"; er war in Diensten Herzogs Ulrich von Württemberg, zeichnete sich bei Belagerung des Schlosses Tübingen im Jahre 1519 durch große Tapferkeit aus und fiel als Hauptmann eines württembergischen Fähnleins 1542 im Kampfe gegen die Türken. Der letzte Hohenhewe, Albertus Arbogastus, starb als Landvogt zu Mömpelgard am 15. Februar 1570.

Ehe aber dieses Geschlecht ausgestorben war, schon im Jahre 1404, kam Burg und Herrschaft Hewen als österreichisches Lehen an die von Lupfen. Unter ihnen war die Burg Hohenhewen als ein ungemein böses Raubnest verrufen. Das Merkwürdigste an diesem Geschlecht ist der vielfach vorkommende Name „Hans". Naiv berichtet der Chronist: Im Berg Hewen ist ein Schatz verborgen, und dieser wartet auf einen, so Hans heißt, dem ist er geordnet, sonst niemand. Also hat's ein Erdmännlein, der das Geheimnis hütet, vor vielen Jahren den Leuten angezeigt, daher denn die Grafen von Lupfen, als Inhaber der Herrschaft Hewen, jederzeit einen Sohn dieses Namens in ihrer Familie gehabt. Aber mit dem Schatz war es nichts, und der „Hanserei" auch. Die Herren von Lupfen blieben arm, und ihr Stamm erlosch im Jahre 1582. In der letzten Zeit seines Lebens war Graf Heinrich von Lupfen noch bemüht, die beiden Schlösser Hohenhewen und „Kränkingen" in Engen in „baulichen Ehren" wieder herzustellen. Er ging dabei die Bürger

von Engen um eine Beisteuer an, weil „die beiden Häuser durch Widerwärtigkeit und Ungemach der Zeiten in Verfall geraten". Beide Burgen wurden dann auch teilweise erneuert. Noch zu Lebzeiten des letzten Lupfen hatte Konrad von Pappenheim vom Kaiser die Anwartschaft auf die Herrschaft Hohenhewen erhalten, konnte aber erst nach langjährigem Prozessieren in deren Besitz gelangen. Er vererbte sie seinem Sohne, dem Reichsmarschall Maximilian von Pappenheim; von diesem kam sie im Jahre 1639 an den Grafen Friedrich Rudolf von Fürstenberg, der sich mit der letzten Erbin von Pappenheim vermählt hatte. Noch in demselben Jahre wurde die Burg Hohenhewen von bayerischen Kriegsvölkern zerstört und eingeäschert, nachdem die Stürme des Bauernkrieges vergebens an ihr gerüttelt hatten. Auch Heweneck und Neuhewen fielen zur selben Zeit der Vernichtung anheim. Ersteres gehörte im 15. Jahrhundert der Familie von Reischach, das letztere, im Volksmunde „Stettener Schlößle" genannt, war schon im 13. Jahrhundert nicht mehr im Besitze der Freiherren von Hewen, sondern in den Händen der Grafen von Hohenberg, mit denen die ersteren in heftiger Fehde lebten und sich „mit Raub und Brand arg schädigten". Von diesen kam es an Graf Albrecht von Haigerloch, der es an Oesterreich verkaufte, und 1375 besitzen es die Reischach, im 17. Jahrhundert endlich die von Fürstenberg. Von der Burg stehen noch mannshohe Mauerreste und ein mächtiger, aus Basaltgestein aufgetürmter Bergfried von elf Metern Höhe. Die Ruine erhebt sich auf schwarzem Basaltstein und bietet wegen ihrer hohen Lage eine der schönsten Aussichten des Hegaus dar. Man erreicht Neuhewen in gut anderthalb Stunden von Engen aus. (Bild Seite 39 und 41.)

Doch ebenso schön ist der Rundblick vom Hohenhewen. Von den stark überwachsenen Trümmern der einstigen stolzen Burg steigen wir zum Aussichtsturm empor, der an eine mit zerstörten Fensteröffnungen versehenen Burgmauer sich anschmiegt.

Von reiner Bergesluft umwoben
Blickt er zum fernen Alpenschnee,
Das Auge schaut mit Staunen droben
Zum Schwarzwald, wie zum Bodensee.

Nach jenen sagenreichen Höhen
Im mal'risch schönen Höhen-Gau,
Zum Hohentwiel, zum Hohenkrähen
Blickt kühn hinaus der stolze Bau.

Sein Blick schweift nach dem Schwabenlande
Weithin nach blauer Donau-Flut,
Und wieder nach des Rheines Strande
Wo er im Schweizerlande ruht.

Die Hegauberge ringsum nicken
Dem Hohenhewen freundlich zu,
Da spricht ein freudiges Entzücken:
„Mein Hegau, o wie schön bist du!"

E. Presser.

Der Dichter spricht wahr. Die Aussicht von dieser Bergeshöhe ist im allgemeinen reizend; aber auch im besondern merkwürdig. Ostwärts erblickt man die beiden kleinen Hegaustädte Blumenfeld und Thengen; das erstere in einem Thalkessel auf kleinem, mit tiefen Gräben umgebenen Hügel liegend, besitzt ein wohlerhaltenes bemerkenswertes Renaissanceschloß, einst Sitz der Deutschherren von Mainau, heute Armen- und Krankenhaus. Armselig sind die Häuser, enge seine Gassen, deren schönster Schmuck die Misthaufen. Ein einziges Thor bildet des Städtchens Ein- und Ausgang. Von ferne gleicht es einer alten „Raubritterburg", der ein malerischer Anblick nicht abgesprochen werden kann. Doch freundlicher als dieses „Burgdorf" sind dessen Bewohner; bieder und fromm und rechtschaffen sind sie, und der Dichter Gänseblum thut diesen Leuten entschieden unrecht, wenn er sagt:

„Als Gott die Hölle wollt' erweitern,
Da sah er Blumenfeld sich aus,
Doch dieser Plan ach musste scheitern,
Denn selbst die Teufel all' ergriff ein Graus.

Hinter Blumenfeld, in gleich unfreundlicher Landschaft, an der Grenze des Hegaus, auf einem Bergrücken winkt das alte Städtchen Thengen mit sehenswerten freundlichen Häusern, einst Sitz der Dynasten von Thengen, die, schon im 11. Jahrhundert urkundlich erwähnt, ihre Herrschaft 1522 an Oesterreich verkauften. Noch steht von der

festen Burg ein ausnehmend hoher Buckelquaderturm, der von seinem Felsgestein finster auf das thätige, landwirtschaftbeflissene Stadtvölklein herabblickt.

Den Blick nordöstlich wendend, sehen wir im Thale unten, an niedrigem Hügelrücken hingelagert, Engen, die eigentliche Hauptstadt des Hegaus; oben auf dem sanftansteigenden felsigen Hügel die Burg,



Ruine Neuhewen.

Schloß Kränkingen genannt, mit ihren hohen Giebeln stolz und kühn in die Landschaft hinausschauend, um sie herum lagernd, wie die Herde um den wachsamen Hirten, die friedlich blickenden Häuser, dicht zusammengedrängt. Hie und da schauen zerstreut noch einzelne Dächer aus den Obstgärten und breitwipfligen Nußbäumen hervor. Das Städtchen umgeben Rebenpflanzungen, fruchtbringende Ackerfelder, wohlbestellte Gärten. In der That ein Erdenwinkel, dem es nicht am Segen des Himmels, aber auch nicht am Fleiß der Menschenhände fehlt.

In der „Vest Engen“ hatten anfänglich die „Herren von Hewen“ ihren Sitz und benannten sich nach ihr, bis sie Ende des 12. Jahrhunderts auf den Hohenhewen übersiedelten — und ihren Namen änderten. Engen war ein Bestandteil der Herrschaft „Hewen“, teilte mit dieser alle die herben Schicksale. Wir kennen sie. Schon im Jahre 1333 bestand in Engen ein Nonnenklösterchen St. Wolfgang. Aus armen Anfängen entstanden, hatte es sich durch Wohlthaten und Vergabungen gehoben, zu solchen gab unglückliche Liebe oft Veranlassung. Da starb auch jenes adelige Fräulein Barbara von Hornstein, wegen dessen Wolf von Hohenkrähen seinen Bruder Werner erschlug. Eine Nonne des Klosters, die Schwester Verena, berichtet in einem „Denkbüchlein“ treuherzig und bewegt von den Schicksalen und Leiden, die der Konvent in den Schwedenkriegen auszustehen hatte, wobei sie Gott mit Herzensbrunst dafür dankt, „daß von den lieben Mitschwestern keiner an Ehren etwas widerfahren ist“. Vor der französischen Revolution schon hatte der Konvent sein Selbständigkeit verloren; er wurde zu einer Art Versorgungsanstalt, und 1803 aufgehoben. Die letzte Nonne von St. Wolfgang starb im Jahre 1844. Das Klostergebäude ist heute ein Gefängnis. Viel später wurde ein Kapuzinerkloster gestiftet. Es mag im Jahre 1618 gewesen sein. Die Nonnen von Wolfgang sahen es nicht gern. Zum Pater, der anfragte, was sie zum Bau des neuen Klosters zu geben gedenken, sprach die Frau Mutter: „Nix. Unsertwegen wird ja der Bau nicht unterbleiben.“ Und wirklich, er wurde dennoch erstellt, am 23. August 1623 eingeweiht und 1802 säkularisiert. Die stillen, von den Mönchen verlassenen Räume, der schöne Garten mit seinen Obstbäumen und Weinreben erinnert noch jetzt an die Zeiten, wo fahrende Schüler hier gern ihre Einkehr genommen, um sich mit Speise und Trank zur Weiterreise zu stärken. Engen galt im 15. Jahrhundert als eine gutbefestigte Stadt und sah oft die hegauische Ritterschaft in ihren Mauern versammelt. Im Jahre 1499 wurde sie von den Eidgenossen vergeblich belagert, und im Bauernkrieg beschossen sie die „aufrührerischen Haufen“ umsonst. Aber im dreißigjährigen Kriege hatte es schwer zu leiden. 1640 wurde es von den Hohentwielern eingenommen und das Schloß verbrannt. Arges Ungemach erlitt es durch die Franzosen, beim Rückzuge unter Moreau im Jahre 1796, wo die ganze Vorstadt „Altdorf“ in Asche gelegt wurde, und in der

Schlacht bei Engen am 3. Mai 1800. Engens Wohlstand war auf lange Zeit dahin. Aber die Bürger wehrten sich, und dank ihrem rastlosen Fleiße ist das Städtchen ein belebter Ort mit reger Handels- und Gewerbsthätigkeit geworden. Seine größte Merkwürdigkeit, die St. Martinskirche in Altdorf, ist untergegangen, in den siebenziger Jahren mit einer bei uns beispiellosen Roheit zerstört worden. Es war ein romanischer Bau, einzelne Teile noch aus karolingischer Zeit stammend. Ebenfalls romanisch, doch stark überarbeitet, ist die Pfarrkirche mit interessantem bildgeschmücktem Hauptportal aus dem 13. Jahrhundert, das im Giebelfelde die Inschrift trägt:

DIZ · MACHAT · ANE · SWERE · RW̊DOLFE · DER · MVRERE.

Außerdem besitzt die Kirche eine Reihe zum Teil hervorragender Grabdenkmäler, derer von Lupfen und von Pappenheim, und im nördlichen Seitenschiff ein Steinrelief: Ein nacktes Kind, um dessen Kopf und Beine sich Schlangen zu winden scheinen. Die nur noch zum Teil lesbare Inschrift:

Año Dni MCCCCLXXXXII Am VII tag november/
. . . . in der . . . . burd Kinde/
So bi IV. iaren alt gewesen Und Vor XX iaren Allen von/
den Juden gemordet war . . . . in diesen Stein unverwesen funden.

soll sich auf die Ermordung eines Knäbleins durch die Juden beziehen, das, wie die Sage berichtet, 4 Jahre alt, um das Jahr 1293 gelebt habe und „den 7. November 1492 . . . noch ohnverwösen erfunden worden“ sei. Also auch das kleine Engen hatte seine Judenverfolgung.



Unser Blick fällt nieder auf die Trümmer der Burg, und wir erinnern uns wieder unseres erhöhten Standpunktes inmitten einer untergegangenen Welt. Die Lerche trillert ihr schmetternd Lied und rauschend, wie Orgelschall, stimmen die vom Abendwind bewegten Bäume und Gesträucher ein. Hinein tönt entfernter Axtschlag aus dem nahen Walde, das Dengeln der Sensen vom benachbarten Hofe, und auf einmal, alles übertönend, ein dumpfes Gepolter und Rollen, erst fern, dann immer näher kommend, dann am Fuße des Berges im grünen Thal vorbeisausend — die Eisenbahn. Sie mahnt uns an die Gegenwart mit ihrem rastlosen Leben und Treiben — –.

Es ist ein herrlicher Lugaus, der Hewen. Zwischen den fernen Alpen und den dunkeln Höhen des Schwarzwaldes, zwischen dem blauschimmernden Randengebirge und dem weißblitzenden Bodensee liegt der ganze Hegau in seiner einfachen schlichten Schönheit vor uns ausgebreitet. Dörfer wechseln mit Burgen, grünes Wiesenland mit blumenreichen Gärten, durchzogen in vielen Schlingungen vom klaren Wasser der Aach, weiterhin ringsum welliges Hügelland, hier sanfter anschwellend, dort schroffer emporsteigend, zumeist herrlich prangend mit reifenden Saatfeldern und weitästigen Obstbäumen, dazu die mächtigen Waldungen, die oben die Bergrücken bekrönen und oft bis ins Thal sich senken, und über alles emporragend die Felsenhäupter, der schlanke Hohenkrähen, der dreifach gegipfelte waldige Hohenstoffeln, der bescheidene Mägdeberg, der massige finstere Hohentwiel, der wie ein Gewaltiger über die kleineren Kuppen zu gebieten scheint. In der Ferne der blitzende See und weiterhin die schneeglänzenden Alpengipfel. Alles das übersieht man mit einem Blick.

Dann kam die Abendsonne, übergoß es mit ihren goldenen Strahlen. Der Himmel strahlte in den prächtigsten Farben, vom Purpurrot und Violett bis zum Gelb-grün-blau. Und diese Farben teilte er der Landschaft mit, und der Hegau prangte im letzten Sonnenglanz so malerisch schön, daß es uns deuchte, der beste Meister wäre nicht im stande, solch' herrlich Bild zu malen. Es prägte sich tief in unsere Seele ein.

Schon senkten sich über dem Wiesenthal tiefer die Schatten. Die Sonne verschwand hinter den dunklen Höhen des Schwarzwaldes; kühler wehte von den Bergen der Wind.

Es galt Abschied zu nehmen.

Auf prächtigem Waldpfad zogen wir zu Thal, durch das Dörfchen Anselfingen nach Engen. Und als uns am folgenden Morgen das schnelle Dampfroß in wenigen Minuten durch den freundlichen Gau am Fuße der Felsenkegel, am trauten Hohentwiel vorbei in die Heimat führte, klang es in unserm Herzen leise erst, und dann immer lauter:

„Mein Hegau, mein Hegau, wie schön bist du!"



Inhaltsverzeichnis.

Hohentwiels Geschichte.

Verzeichnis der Illustrationen.

I. Vollbilder.

Zu Scheffels Ekkehard.

Hohentwiel und Hegau.

II. Textbilder.

Pläne.



